This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 963,320

BEQUEATHED BY
George Allison Hench
PROFESSOR OF
Germanic Languages and Literatures
IN THE
University of Michigan,
1896-1899.

830
W43

Unſere Mutterſprache,

ihr Werden und ihr Weſen.

Von

Prof. Dr. O. Weiſe.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1895.

Alle Rechte,
einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift verdankt zwei verschiedenen Anregungen ihr Dasein: einmal der günstigen Aufnahme, die meine Charakteristik der lateinischen Sprache (Leipzig, Teubner 1891) überall gefunden hat, und der darin liegenden Ermutigung, auch eine andere Sprache in ähnlicher Weise zu behandeln, und sodann einem Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins mit der Aufgabe, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen auf wissenschaftlicher Grundlage, aber allgemein verständlich und anregend zu behandeln. Sie bezweckt gemäß den Wünschen dieses Vereins, von dem sie durch eine Gabe von 600 Mark ausgezeichnet worden ist[1]), die noch vielfach verbreitete äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen, beabsichtigt sonach über die Ursachen des Sprachlebens aufzuklären und die Entwickelung der einzelnen Spracherscheinungen, besonders während der neuhochdeutschen Zeit, zu verfolgen.

Von den über den gleichen Gegenstand geschriebenen Büchern Schleichers und Behaghels unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie die Sprache mehr im Zusammenhange mit dem Volkstum zu betrachten sucht und daß sie mit größerem Nachdrucke die Bedeutung der Wörter betont. Denn nach meiner Ansicht kann nur dann das rechte Verständnis für das Wesen

1) Das Preisausschreiben lautet: „Die Arbeit soll eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche und übersichtliche Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwickelung unserer Sprache sein, die das Hauptgewicht auf das Neuhochdeutsche legt. An diese kurz gefaßte Geschichte der Muttersprache soll sich eine anregende Darstellung der gemeinen hochdeutschen Sprache unserer Zeit schließen, die nicht in der Form einer lehrmäßigen Übersicht oder eines Nachschlagebuchs, sondern als eine lebendige und anschauliche Erörterung gedacht ist und zwar in einer Weise, die geeignet erscheint, die äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen und die weiten Kreise der Gebildeten zu fesseln und zu unterrichten."

146896

unſerer Sprache gewonnen werden, wenn man die Quellen erſchließt, aus denen ſich ihre Eigenart erklärt, die Bedeutungslehre aber iſt, trotz der ausgeſprochenen Vorliebe weiterer Kreiſe gerade dafür, bisher bei der Darſtellung unſerer Mutterſprache ſo ſehr in den Hintergrund getreten, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, in dieſer Schrift etwas ausführlicher darauf einzugehen.

Die Kenntnis des Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen wird nicht vorausgeſetzt, doch ſind die Spuren, die aus unſerer gegenwärtigen Schriftſprache in die Vergangenheit zurückführen, gewiſſenhaft verfolgt worden; nur ſo konnte ein der älteren Sprache wenig kundiger Leſer auf den allein richtigen Standpunkt aller Sprachbetrachtung, den geſchichtlichen, geſtellt werden. Denn wie man auf andern Lebensgebieten das Gewordene erſt dann richtig zu beurteilen vermag, wenn man das allmähliche Werden verfolgt, ſo auch auf dem der Sprache. Gleichzeitig konnten auf dieſe Weiſe die Geſetze vorgeführt werden, nach denen ſich zu allen Zeiten und bei allen Völkern Wortform und Wortinhalt zu verändern pflegen. Wenn alſo der einleitende Abſchnitt über die Geſchichte der deutſchen Sprache etwas kurz ausgefallen iſt, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß er durch alle folgenden Abſchnitte ergänzt wird. Denn auch dieſe bieten, ein jeder in engeren Grenzen, ein Stück Sprachgeſchichte und fügen ſich leicht in das durch die Einleitung gegebene Rahmenwerk ein.

Für mancherlei Unterſtützung und Nachweiſe ſage ich Herrn Prof. Dr. P. Pietſch in Berlin, für gütige Hilfe bei der Durchſicht der Druckbogen Herrn Prof. Dr. Schirmer hier auch an dieſer Stelle herzlichen Dank.

Von einſchlägigen Schriften ſind vorwiegend die neueſten und beſten angeführt, Vollſtändigkeit iſt aber dabei nicht beabſichtigt. Öfter gebrauchte Abkürzungen ſind: ahd. (althochdeutſch), mhd. (mittelhochdeutſch), nhd. (neuhochdeutſch), md. (mitteldeutſch), ndd. oder nd. (niederdeutſch), as. od. alts. (altſächſiſch), ags. (angelſächſiſch), an. oder altn. (altnordiſch), frz. (franzöſiſch), it. (italieniſch), lat. (lateiniſch).

Eiſenberg, S.-A., im Januar 1895.

Der Verfaſſer.

Inhaltsübersicht.

I. Das Werden der deutschen Sprache. § 1—32.

1. Unsere Sprache gehört zum indogermanischen Sprachstamme; ihre älteste Geschichte ist in Dunkelheit gehüllt. 2. Germanische Lautverschiebung. 3. Germanisches Betonungsgesetz. 4. Völkerwanderung. 5. Deutsche Lautverschiebung: a) ihre Art; b) ihr Ausbreitungsgebiet. 6. Die germanischen Sprachzweige. 7. Die hochdeutsche Sprache. 8—10. Althochdeutsche Zeit: 8. Wortschatz und Wortbedeutung des ahd. 9. Wohlklang und Formenreichtum. 10. Mangel einer einheitlichen Schriftsprache. 11. Übergangszeit. Gesittung des 12. Jahrh. 12—17. Mittelhochdeutsche Zeit: 12. Schriftsprachliche Einigung. 13—14. Abweichungen des mhd. vom ahd. 15. Vorzüge des mhd. vor dem nhd. 16. Östliche Ausbreitung der deutschen Sprache über slavische Ländergebiete. 17. Neue Lautbewegungen von Süden her: a) Übergang von î in ei u. s. f. 18. b) von s in sch. 19. Mitteldeutsche Mundarten. 20—32: Die neuhochdeutsche Schriftsprache: 20. Die Sprache der Kanzleien vor und zu Luthers Zeit. 21. Die Sprache der Druckereien. 22. Die Sprache von Luthers Bibel in ihrer Übereinstimmung mit dem Mittelhochdeutschen; Luthers Stil. 23—26. Ausbreitung der nhd. Schriftsprache Luthers. 23. Warum sie zunächst im Norden eingeführt wurde. 24. Einzelnes über diese Einführung. 25—26. Ausbreitung im Süden: 25. in der protestantischen Schweiz. 26. in den katholischen Ländern Süddeutschlands. 27. Verdienste der Sprachgesellschaften und Grammatiker um die nhd. Sprache. 28. Thätigkeit anderer Gelehrter. 29. Einfluß der Dichter. 30. Die Schriftsprache im 19. Jahrh.: ungünstige Einwirkung des Betriebs der Wissenschaften. 31. Der allgemeine deutsche Sprachverein. 32. Rückblick.

II. Das Wesen der deutschen Sprache.

A. Ihre Eigentümlichkeit gründet sich auf:

a. Die Volksart (Beziehung der Sprache zur Volksart). § 33—55.

33. Sprache und Art eines Volkes gehen immer Hand in Hand. 34. Vergleich zwischen Germanen und Romanen als Grundlage für eine Gegenüberstellung ihrer sprachlichen Besonderheiten. 35. Freiheit und

·wille im Wortschatz. 50. Volks- und Stammna
und Götternamen. 52. Übertragungen, Bilder i
ig Neigung zur äußern Verfeinerung. 54. Gra
n Beziehung zur Volksart. 55. Zusammenfassu

e Stammesart (Ober- und Niederdeutschland).

. Süddeutsche wie Jonier haben sich mehr in de
n, 57. Norddeutsche wie Dorer mehr im Staats
58. Gegensätze im Schrifttum zwischen beiden L
Verstand und Einbildungskraft im sprachlich
ßere Sprachschöpfungskraft im Süden: a) Lau
Wortbiegung, Zahl der Fremdwörter, Adels
amen u. a. 61. Grammatische Regelung; Reinhei
Norden gepflegt. 62. Gemütsseite im sprachlich
ute, Aussprache, Betonung, Verkleinerungswört
drücke. 63. Gegensätze zwischen Nord und Süd
t. Die Mitteldeutschen nehmen eine Mittel
Unterschiede im besondern nachgewiesen an Lessing
ältnis beider zur Natur. 65. Heitere Ruhe Gc
: Kampfesfreudigkeit Lessings. 66. Äußere E
jen, die beide erfahren haben.

tandesunterschiede (Mundart und Schriftsprache

Gegensätze zwischen Mundart und Schriftspra
art: 68. a) Thätigkeit der Einbildungskraft und d
utgesetze. 69. Wortbiegung. 70. Wortbildung u

der Seßhaftigkeit: Kriegszüge, Wegemaße, Zeitrechnung u. a. 78. Feste Ansiedelung: Ackerbau, Holzbau. 79. Sitten und Gewohnheiten. 80. Religion. 81. Rechtsanschauungen. 82. Kunstfertigkeiten. 83. Zeit des römischen Einflusses: Steinbau, geschlossene Ortschaften, Handel, Münzen. 84. Andere Gebräuche des früheren Mittelalters.

2. Der Stil und die Kulturentwickelung. § 85—97.

85. Der Stil als Ausdruck des Zeitgeistes: 86. in der heidnischen Zeit. 87. in der christlichen Zeit des ahd. 88. im mhd. 89. „Renaissance" in der Sprache. 90. Luther. 91. Barockstil und Rokoko. 92. Aufklärung. 93. Pietismus. 94. Sturm und Drang. 95. Weltbürgertum. 96. Romantik. 97. Zeitalter der Wissenschaft.

B. Ihre Eigentümlichkeit zeigt sich:

a. Im äußern Leben der Wörter. § 98—148.

1. Im Lautwandel. § 98—107.

98. Ursachen des Lautwandels. 99. Unvollkommenheit der Schrift. 100—103. Mitlaute: 100. Abfall. 101. Hinzufügung. 102. Umstellung und Angleichung. 103. Grammatischer Wechsel. 104—107. Selbstlaute: 104. Umlaut, Erhöhung, Brechung. 105. Verlängerung. 106. Verkürzung. 107. Rundung und Entrundung.

2. In der Wortbiegung. § 108—117.

108. Verlust an Wortbiegungsmitteln. 109. Starke und schwache Biegung bei Haupt- und Zeitwörtern. 110. Übergang beider in einander beim Hauptwort. 111. beim Zeitwort. 112. Sprachbildende Kraft des Umlauts. 113. Mehrheitsbildung auf -er. 114. Übergang von Einzahl und Mehrzahl in einander. 115. Wörter mit mangelhafter Biegung. 116. Ausgleichungen beim Zeitwort: a) in der Endung, 117. b) im Stammvokal.

3. In der Wortbildung. § 118—130.

118. Verschiedene Wortbildungsmittel der Sprache. 119—125. Ableitung: 119. Ableitung ist eigentlich Zusammensetzung. 120. Jüngere Ableitungssilben. 121. Ältere Ableitungssilben. 122. Vorliebe einzelner Zeitabschnitte und Schriftsteller für bestimmte Endungen. 123. Gebrauch der Mundarten. 124. Die Ableitungssilben überschreiten häufig das ihnen zukommende Gebiet. 125. Eindringlinge aus der Fremde. 126—130. Zusammensetzung: 126. Geschichte der Wortzusammensetzung. 127. Zwitterbildungen und verdeutlichende Zusammensetzungen. 128. Neigung unserer Sprache zu Zusammensetzungen. 129. Unregelmäßigkeiten. 130. Bedeutung der zusammengesetzten Wörter.

[illegible] aus der Zeit Ludwigs XIV. und
Rückschlag: Reinigungsbestrebungen. 139. [illegible]
lten der Volkssprache gegen die Fremdwörter: [illegible]
lautliche Angleichung an das heimische Sprach[illegible]
che Umdeutung.

β. Heimische Wörter. § 143—148.

143. Wortreichtum der ältesten Zeit an sinn
n. 144. Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen fü
in den Mundarten. 145. Die Schriftsprache erg
aus den Mundarten, da sie große Verluste
Gründe für den Verlust und für die Erhaltung
Eigennamen bewahren noch viel altes Sprachgut
storbene Wort lebt noch als Lehnwort in [illegible]
hen fort oder ist aus dem deutschen Schrifttu
r hervorgeholt worden.

b. Im innern Leben der Wörter. § 149-

1. Im Geschlecht. § 149—158.

149. Einfluß der Natur auf die Geschlechtsbesti
Zeit. 150. Abweichungen in der Geschlechtsgel
rschiedenen Völker bei Gegenständen von größe
ei Gegenständen von geringerer Lebensäußerung.
Wörter (Neutra). 153. Innere Sprachform: natü
eren oft nicht berücksichtigt. 154. sonst häufig
Einwirkung der Gattungsbegriffe und 156. der
n Wörter auf das Geschlecht. [illegible]

162. b) Bedeutungserweiterung. 163. Beide Gesetze wirken bei dem nämlichen Worte nach einander. 164. Der Gefühlswert der Wörter ändert sich: a) Bedeutungsverschlechterung. 165. b) Rangerhöhung der Wörter. 166. Anreihender (apperzeptiver) Bedeutungswandel: a) Eigenschaftswörter oder Wesfälle der Beifügung werden mit Unterdrückung des zugehörigen Hauptwortes selbständig gemacht. 167. Bedeutungsübertragung. 168. Wunderliche Gedankensprünge. 169. Gleiche Bedeutungsübergänge in verschiedenen Sprachen. 170. Zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen bei einem Worte. 171. Schallnachahmung und Lautmalerei.

3. In der Satzlehre. § 172—180.

172. Auflösende Thätigkeit der neueren Sprachen; Verhältniswörter unterstützen die Biegungsfälle. 173. Verlust des Wesfalles an den Wenfall. 174. Spuren von dem früher umfangreicheren Gebrauche der Biegungsfälle. 175. Entstehung der Umstandswörter. 176. Haupt- und Eigenschaftswort in der Satzaussage und in formelhafter Verbindung erstarrt. 177. Gebrauch der Zeitformen. 178. Austausch zwischen Mittelwort und Nennwort. 179. Wortfolgegesetze. 180. Wie sich die Satzunterordnung entwickelt hat. 181. Schluß.

... im B
136. Fremder Einfluß auf die Namengebu
remdwörter aus der Zeit Ludwigs XIV. und
ückschlag: Reinigungsbestrebungen. 139. S
en der Volkssprache gegen die Fremdwörter:
lautliche Angleichung an das heimische Sprach
: Umdeutung.

β. Heimische Wörter. § 143—148.

43. Wortreichtum der ältesten Zeit an sinn
144. Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen für
n den Mundarten. 145. Die Schriftsprache erg
us den Mundarten, da sie große Verluste a
ründe für den Verlust und für die Erhaltung
gennamen bewahren noch viel altes Sprachgut.
rbene Wort lebt noch als Lehnwort in d
n fort oder ist aus dem deutschen Schrifttun
hervorgeholt worden.

b. Im innern Leben der Wörter. § 149—

1. Im Geschlecht. § 149—158.

). Einfluß der Natur auf die Geschlechtsbestin
t. 150. Abweichungen in der Geschlechtsgeb
hiedenen Völker bei Gegenständen von größer
Gegenständen von geringerer Lebensäußerung.
er (Neutra). 153. Innere Sprachform: natürl
t oft nicht berücksichtigt. 154 sonst ...

162. b) Bedeutungserweiterung. 163. Beide Gesetze wirken bei dem nämlichen Worte nach einander. 164. Der Gefühlswert der Wörter ändert sich: a) Bedeutungsverschlechterung. 165. b) Rangerhöhung der Wörter. 166. Anreihender (apperzeptiver) Bedeutungswandel: a) Eigenschaftswörter oder Wesfälle der Beifügung werden mit Unterdrückung des zugehörigen Hauptwortes selbständig gemacht. 167. Bedeutungsübertragung. 168. Wunderliche Gedankensprünge. 169. Gleiche Bedeutungsübergänge in verschiedenen Sprachen. 170. Zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen bei einem Worte. 171. Schallnachahmung und Lautmalerei.

3. In der Satzlehre. § 172—180.

172. Auflösende Thätigkeit der neueren Sprachen; Verhältniswörter unterstützen die Biegungsfälle. 173. Verlust des Wesfalles an den Wenfall. 174. Spuren von dem früher umfangreicheren Gebrauche der Biegungsfälle. 175. Entstehung der Umstandswörter. 176. Haupt- und Eigenschaftswort in der Satzaussage und in formelhafter Verbindung erstarrt. 177. Gebrauch der Zeitformen. 178. Austausch zwischen Mittelwort und Nennwort. 179. Wortfolgegesetze. 180. Wie sich die Satzunterordnung entwickelt hat. 181. Schluß.

Der möchte ein Stock und ſo zu reden kein rechter Teutſcher ſein, der nit auch gern etwas wiſſen wolte von der alten Sprach ſeiner Vorfahren und Eltern.

Flacius Illyricus (1571).

Das Werden der deutſchen Sprache.[1])

Die älteſte Geſchichte der deutſchen Sprache iſt wie der 1
Urſprung unſeres Volks in tiefes Dunkel gehüllt. Wohl lehrt uns die Wiſſenſchaft, daß die Germanen einſt mit den Griechen und Römern, Kelten und Slaven, Litauern und Armeniern, Indern und Iraniern bei benachbarten Wohnſitzen und übereinſtimmender Geſittung auch eine gemeinſchaftliche Sprache gehabt haben, ebenſo können wir uns noch ein ziemlich klares Bild von deren Wortſchatz, Wortbildung und Wortabwandlung machen, aber ſo wenig wir anzugeben vermögen, wann und unter welchen Umſtänden ſich jener Völkerbund aufgelöſt hat, ebenſowenig ſind wir imſtande, das damit anhebende Geburtsjahr germaniſcher Zunge zu beſtimmen. Erſt von der Zeit an, wo das Morgenrot der Geſchichte das geheimnisvolle Düſter aufhellt, das über dem Lande unſerer Urväter lagerte, fällt auch einiges Licht auf die Lautgeſtalt ihrer Sprache.

1) Vgl. J. Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache. Berlin 1848; A. Schleicher, Die deutſche Sprache. 5. Aufl. Stuttg. 1888; Behaghel, Geſchichte der deutſchen Sprache in Pauls Grundriß der germ. Philol. I, 526—633; Derſelbe, Die deutſche Sprache. Leipzig u. Prag 1886; F. Linnig, Bilder zur Geſchichte der deutſchen Sprache. Paderborn 1881; A. Socin, Schriftſprache und Dialekte im Deutſchen nach Zeugniſſen älterer und neuerer Zeit. Heilbronn 1888; Kaufmann, Geſchichte der ſchwäbiſchen Mundart. Straßburg 1890; K. Müllenhoff u. W. Scherer, Denkmäler deutſcher Poeſie und Proſa. 2. Aufl. Berlin 1873. Vorrede.

... noch nicht zur
cht auch seine Sprache bald die Fesseln d
t zu sprengen. Während die Genossen der l
germanen, bis dahin mehr die weicheren
Fleisch des Wortkörpers, angetastet ha
ige, die die Germanen unbewußt ihrer S
hmlich gegen die härteren Mitlauter, d
t am Leibe der Wörter, gerichtet. bh, gh
Hauchlautes verlustig gegangen, statt der st
laute b, g und d treten uns die stimmlo
gen, und wo wir in den verwandten Spr
n, bietet das Germanische in jener Zeit di
d th (þ). Lateinischem helvus, gena und
hes gelb, Kinn und Horn, griechischem thēr
ch deer, two und three.
Steht die freie Behandlung der Geräuschl
ng) mit dem kühnen Freiheitssinn und de
ndurst der alten Germanen in Einklang,
ren gegen den Wortton, daß sie bald der
lernten als die Form, das Wesen höher a
örter der Ursprache hatten die Fähigkeit geh
alle möglichen Silben zu legen, im Lat
bewegte er sich zwischen ...

Sprache entschieden; aber Jahrhunderte währte es noch, bis der beweg*liche Volksstamm* feste Wohnsitze gewann. Denn nicht selten zogen ganze Scharen aus, um in wärmeren und fruchtbareren Gefilden ihrer Kriegslust zu frönen. So schweiften die Cimbern und Teutonen im 2. vorchristlichen Jahrhundert von der Nordsee durch Deutschland, Gallien und Spanien nach der Apenninenhalbinsel, so drängten zu Cäsars Zeit ganze Schwärme von Germanen westwärts über den Mittel- und Unterrhein nach Gallien hinüber, so streiften auch in unbekannter Zeit die Goten von der Weichselgegend südostwärts an die Mündung der Donau und die Gestade des schwarzen Meeres, brachen, geschoben durch die Hunnen, ums Jahr 300 von neuem auf und durchzogen fast ganz Europa, um nach kurzem Thatenlenze im Völkergewoge unterzugehn. Was sie hinterlassen haben, sind in der Hauptsache die Trümmer einst blühender Städte, in die sie mit blutgetränktem Schwerte ihre Namen eingehauen haben. Fast nur die Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Ulfilas (311—381) legt noch von der Schönheit und Kraft ihrer Sprache beredtes Zeugnis ab.

Aber auch andere Völker wurden von der großen Bewegung ergriffen. So schlug die brandende Woge den Stamm der Burgunder von der Ostseeküste (Bornholm = Burgundarholm) nach langem Umhertreiben an den Mittelrhein und später an die Saône, die Lombarden an den Po. Die Alemannen und Bayern ließen sich zwischen Alpen und Donau, die Franken an Rhein und Main, die Thüringer, in der Hauptsache die Nachkommen der alten Hermunduren, in Mitteldeutschland nieder, Scharen von Angeln, Sachsen und Jüten endlich zogen über das Ärmelmeer nach England hinüber. Das von den Germanen verlassene Land östlich der Elbe aber bot nachdrängenden Slaven willkommenen Platz zur Ansiedelung. Nur die Friesen und die zurückgebliebenen Sachsen und Jüten treffen wir nach der Völkerwanderung in denselben Sitzen wie in den Zeiten des Cäsar und Tacitus.

Als sich die Stürme der Völkerwanderung wieder gelegt 5a
hatten, wurde der Lautstand unserer Sprache abermals von

... vieger anlautend zu
vielfach zu kh verschoben, während im
daraus meist scharfes s, f[2]) und ch[2]) h
eibelaute f und h blieben unverändert, th g
b, g und d verloren vielfach ihren S
n wie p, k und t gesprochen. So finden
hen Wörter deer, two und three im Ho
ormen tior, zwô[4]) und dri wieder; so stel
, hlaupan und brikan nhd. beißen, laufen
got. skip und juk nhd. Schiff und Joch.
ngen lassen sich am besten durch folgende
ulichen:

	th	d	p	f	b	k
, s)	d	t	pf (ff, f)	—	—	— (ch)

Die neue Bewegung nahm vermutlich im
Anfang und pflanzte sich bis zum 8. Jahrh. s

) Affrikata (Verschlußlaut mit folgendem gleichartig
).
Spirans (Reibelaut); für ss, s steht ahd. die
ssen.
Erhalten wurden die alten Laute besonders i
mit gewissen Konsonanten, so bei spinnen, s
wirken ...

beobachten wir sie auf alemannischem und bayrischem Boden, dann drang sie weiter nordwärts nach Mitteldeutschland hinein, wo der Wellenschlag immer schwächer wurde, bis sich die Gewalt der Wogen an dem starren Felsen niederdeutschen Wesens brach; denn sorgfältig bewahrten die Sachsen den alten Lautstand vor der andringenden Flut sprachlicher Neuerung und schufen damit eine wichtige Scheidelinie in Deutschlands Gauen. Darum steht neben hochdeutschem Waffe und Staffel niederdeutsch Wappen und Stapel, neben Lachen und machen: Laken und makeln, neben Weißenburg, Schneeweißchen und Altenburg: Wittenberg, S(ch)neewittchen und Oldenburg. Wenn unser Vaterland noch jetzt sprachlich in zwei große Gebiete, ein hochdeutsches und ein niederdeutsches, gespalten erscheint, so ist das besonders ein Werk jener Zeit. Zwar hat sich die Sprachgrenze im Laufe der Jahrhunderte an verschiedenen Stellen noch etwas zu Gunsten des Hochdeutschen verschoben, doch ist in der Hauptsache der Besitzstand beider Teile unverändert geblieben: Die Marklinie geht von der Roermündung über Aachen, Köln, Kassel, Duderstadt, Aschersleben und erreicht in der Gegend von Barby an der Mündung der Saale in die Elbe die alte deutschslavische Grenze.

So sind denn beide Sprachzweige fortan selbständig 6
weiter gewachsen und haben sich unabhängig von einander fortentwickelt. Daher unterscheiden wir neben ahd. (etwa bis zum Jahre 1100), mhd. (bis 1500) und nhd. (bis zur Gegenwart) auch and. (Altniederfränkisch [1]), Altsächsisch und Altfriesisch), mnd.[2]) und nnd. (Plattdeutsch). Daneben entwickelte sich in England, wo seit der Besitznahme durch die Normannen sich germanische und romanische Sprache mischten, die angelsächsische Mundart zur englischen Sprache; in den skandinavischen Ländern dagegen

1) Dieses hat sich infolge staatlicher Sonderung als mittelniederländisch und holländisch weitergebildet. Aber noch bis ins 16. Jahrh. betrachteten sich die Niederländer als Deutsche; daher bezeichnet man das Holländische noch jetzt im Englischen als Dutch (Deutsch).

2) In allen deutschen Küstenländern an der Nordsee und Ostsee von Friesland und Westfalen bis nach Ostpreußen.

blühen die Töchter des Altnordischen: Schwedisch, Norwegisch, Isländisch und Dänisch.

7 Von allen genannten germanischen Schwestern nun haben die englische und hochdeutsche wohl am stärksten den mächtigen Einfluß der eher entwickelten römischen und romanischen Gesittung erfahren und im Schrifttum erkennen lassen. An Rhein und Donau hatten schon frühzeitig römische Kaufleute und Soldaten mit fremden Warenballen auch wertvollere Gaben mitgebracht, unwägbare geistige Güter, die dazu beitrugen, daß in jenen Gegenden rascher als anderswo in deutschen Landen eine feinere Bildung des Geistes und Herzens erwuchs. Dort ging daher auch zuerst der Same christlicher Lehre auf, den irische und schottische Mönche glaubenseifrig ausgestreut hatten. Und mit den Klöstern, die diese Sendboten anlegten, hielt die Wissenschaft und die Dichtkunst ihren Einzug in Deutschland.[1]) Wohl ist uns manches Schriftstück jener Zeit verloren gegangen, aber aus den erhaltenen läßt sich mit Sicherheit erschließen, daß fast nur in der Stille der Klosterzellen geforscht und geschrieben wurde. Die Selbständigkeit war dabei freilich nicht allzugroß. Wie die bedeutendste wissenschaftliche Leistung des westgotischen Stammes eine Bibelübersetzung gewesen war, so lehnten sich die frommen Mönche von St. Gallen und Reichenau, Wessobrunn und Weißenburg bei ihrer Schriftstellerei fast durchweg an das Buch der Bücher an und beschränkten sich häufig darauf, in deutsche Form zu gießen oder zu erklären, was die Kirchenväter und andere christliche Vorgänger in lateinischer oder griechischer Zunge geschrieben hatten. Selbst die Evangelienbearbeitung eines Otfried von Weißenburg (um 870) ist vom Standpunkte der Kunst betrachtet nur eine schwache Leistung; das Hauptverdienst dieses Mannes liegt darin, daß er in einer Zeit, wo die lateinische Sprache in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten unumschränkt herrschte, das verachtete Deutsch durch Verwendung zu dichterischem Schaffen im Ansehen

1) Das Wessobrunner Gebet und das Muspilli genannte Gedicht sind wohl in bayrischen Klöstern entstanden.

hob.[1]) Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß er den Stabreim zuerst in einem größeren Werke durch den Endreim ersetzt und auch sonst durch dieses Geisteserzeugnis fördernd auf die Muttersprache eingewirkt hat.

Da dem ahd. noch viele Ausdrücke für abgezogene, namentlich 8
christliche Begriffe fehlten, so waren die fleißigen Mönche, wie Kero, Notker Labeo, Williram u. a., eifrig darauf bedacht, diesem Mangel abzuhelfen. Wenn man, wie in vielen Fällen geschah, die lateinischen Wörter nicht einfach entlehnte, so übersetzte man sie entweder möglichst getreu oder verlieh die fehlende Bedeutung heimischen Ausdrücken, die man damit oft aus dem Bereiche des Sinnlichen in das sittliche oder geistige Gebiet emporhob. Den Namen der Wochentage: Montag = dies lunae, frz. lundi, Freitag, ahd. Frîatag, Tag der Freia = Veneris dies, frz. vendredi u. a. sieht man ebenso leicht den lateinischen Ursprung an wie den christlichen Begriffen b(e-)armherzig (ahd. armherzi = misericors), Ge-wissen (con-scientia), Mittler (mediator), Beichte (ahd. bi-jiht = con-fessio) oder den wissenschaftlichen Fachausdrücken teilnemunga, furisezida u. a., mit denen ein St. Gallener Mönch Ersatz für Partizip, Präposition u. s. w. zu schaffen beabsichtigte. Freier verfuhr man bei der Wiedergabe von paganus, apostolus, discipulus und prophetia, die man in heidan (heidan: heide = paganus: pagus), zwelfboto (Zwölfbote), jungiro (Jünger) und wîssagunga umsetzte. Von deutschen Wörtern wurden für christliche Zwecke zugestutzt und mit tiefsittlichem Gehalte erfüllt Glaube, Gnade, Buſse, Heil, Sünde, Schuld, Reue, Taufe, Hölle, Schöpfer, Heiland u. a., dagegen entnahm man Wörter wie Marter und Pein, Segen und Messe, predigen und feiern, opfern und verdammen[2]) einfach aus dem Latein und gestaltete sie nach

1) Für ihn war in erster Linie der Gedanke an seine Gemeinde maßgebend, der er den reichen Inhalt der Evangelien erschließen wollte.

2) von martyrium, poena, signum, missa, praedicare, feriae, operari, damnare. Die Wichtigkeit des lateinischen Schrifttums für das deutsche läßt sich besonders deutlich an dem Ausdrucke buochisch

... doch unsere Muttersprache damals vo
n lateinischen" (latinitatis planities): sie w
nlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit.
noch deutlich das Gepräge, das sie in der
n hatten.
uch besaß die ahd. Sprache infolge der Fül
reichtums ihrer Selbstlauter noch bedeutend
lang, als ihre Nachfolgerinnen, die mhd.
r geben uns verschiedene altertümliche Sprac
maßen Auskunft, die durch glückliche Umstände
Gegenwart gefristet haben. Wie der Bernstein,
dschen Küste ausgebaggert wird, Zeugnis dav
stmals harzreiche Nadelwälder den jetzt kahlen
nt haben, so sind auch diese Trümmer alter W
iche Zeugen einer längst entschwundenen H
ihre Abschließung den zerstörenden Einflüssen
haben beide das glanzvolle Äußere bewahrt,
genwärtig das Auge des Forschers erfreuen.
men, die man von jeher gleich Urkunden als una
rachtete, ferner Zusammensetzungen, die durch
manches Wortgebilde vor dem Untergange gere
Fachausdrücke, die in engeren Kreisen von
blecht ...

Kaufmannsgilde)[1]) und Walhalla (die Halle für die im Kriege Gefallenen) schauen wir alte weibliche a-Stämme, in Widukind (Waldkind) und Heribert (der Heerglänzende) sind Reste von u- und i-(ja-)Stämmen erhalten. Otto, Botho, Udo, Hugo, Poppo, Kuno bieten Beispiele für den ahd. Werfall der schwachen Biegung. In Nachtigall (Sängerin der Nacht) und Bräutigam (Mann der Braut) liegt vielleicht der alte Wesfall der Einheit[2]), in Ihro (iro) und Dero (dero) der der Mehrheit vor. Die Namen der Klöster Sêon (Seeon in der Nähe des Chiemsees) und Beuron (in Hohenzollern) sind Wemfälle und in Bodmann, dem volkstümlichen zurechtgelegten Namen der karolingischen Kaiserpfalz, nach der der Bodensee genannt worden ist, blickt noch die ahd. Form bodamâ, die Böden, durch. Auch Vor- und Nachsilben enthalten bisweilen noch die ursprünglichen farbigeren Selbstlauter. Neben den unbetonten Formen er- (erteilen, erlauben) und ent- (entgegnen) haben sich unter dem Einflusse des Hochtons erhalten ur- und ant- in Urteil, Urlaub, Antwort, Antlitz u. a. -and und -und in Heiland (der Heilende), Weigand, Wiegand (der Kämpfende) und Leumund (ahd. hliumunt) entsprechen nhd. -end in liebend und Jugend; -ist in Obrist ist alte Superlativendung; endlich können wir an halô (neben Holla!), der ahd. Befehlsform von halôn, holen (also = hol über!) noch die vollere Endung[3]) der schwachen Zeitwörter auf -ôn erkennen.

So war die Sprache, die im 8.—11. Jahrh. in ganz Oberdeutschland, im Lande der Alemannen, Bayern und Franken gesprochen wurde. Zu einer einheitlichen Schriftsprache kam es freilich damals noch nicht trotz der Macht, die Karls des Großen erhabene Persönlichkeit über alle Länder deutscher

1) ahd. got. hansa, mhd. hanse, aber jetzt wieder in der alten Form hergestellt.

2) Freilich ist das i im nhd. erst wieder aufgefrischt; denn im mhd. hießen die Formen nahtegal und briutegome. Vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI, 9, 640 ff. und Wilmanns, Deutsche Grammatik, § 322.

3) Genauer: Stammauslaut.

ide des 12. Jahrh. ging die führende Stellung
er Dichtkunst von den Geistlichen an die Lai
iden der Mönche in die der Ritter über. D
ge war der Ritterstand rasch zu hoher Blüte
egungen, die man in den durchwanderten frem
namentlich dem vielgepriesenen Wunderlande des
aben dem Geiste neue Nahrung und der Einbi
ächtige Schwingen. Unwillkürlich fühlte man s
Abenteuer, wie man sie auf der Kreuzfahrt erlel
ische Form zu gießen und dem Schreiber in di
ieren" (dictare = dichten). Meist freilich fan
s bequemer, den Inhalt ihrer Heldengesänge aus
zu schöpfen, und zwar übernahmen sie die Sto
aus Frankreich, der hohen Schule des feinen
höfischen Dichtung, wo die Troubadours und
benteuer erfanden (trouver) und dichterisch gest
elt wurde uns diese fremde Kunstrichtung auf me
, hauptsächlich aber durch die Niederlande, Fl
ıbant. Der Niederfranke Heinrich von Veldeke
Deutschland Bahn, der Schwabe Hartmann vo
gelehriger Schüler; bald wetteiferte der mainfrä
isch-österreichische Adel mit

im Eisakthal die Walthers von der Vogelweide, und in Östreich sind Nibelungenlied und Gudrun in ihre letzte Gestalt gebracht worden. In diesen Dichtern und Dichtungen erreicht das poetische Schaffen der mhd. Zeit seinen Höhepunkt.

Ob es jetzt auch zu einer schriftsprachlichen Einigung 12
kam[1]), d. h. zu einer Richtschnur, die gleichmäßig vom Hofe der Staufer, wie von den oberdeutschen Dichtern befolgt wurde, ja sogar da und dort in niederdeutschen Ländern beim „Singen und Sagen" Verwendung fand, bleibt dahingestellt. Viele nehmen es an und betrachten meist die alemannische Mundart als Grundlage. Hermann Paul (mhd. Gramm. 4. Aufl. 1894. § 4) bestreitet es, doch giebt er zu, daß „wechselseitige sprachliche Beeinflussungen zwischen Dichtern, die einem verschiedenen Gebiete angehörten, stattgefunden haben, ja daß solche auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Syntax zweifellos seien". Auch werden gewisse mundartliche Formen geflissentlich im Reime gemieden.

Diese Dichtersprache hat ihre großen Vorzüge. Denn 13
höfisch und höflich wie die Ritter war auch ihre Schreibweise. Wie der Edelstein erst, wenn er geschliffen und gefaßt ist, seinen ganzen Glanz entfaltet, so ist auch der deutsche Stil zuerst unter den Händen der Ritter zu voller Schönheit gediehen und sticht von der schwerfälligeren Art der früheren Jahrhunderte so stark ab wie das Wesen des weltgewandten Höflings von dem der behäbigen Mönche. Aber während so die Sprache an Beweglichkeit und Gewandtheit des Ausdrucks gewann, ging ihr ein gut Teil der sinnlichen Kraft und Klangfülle verloren.

Durch die Einwirkung eines folgenden i-Lautes waren vorangegangene hochtonige a, o, u und andere Selbstlauter um-

---

1) Vgl. Behaghel, Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache. Basel 1886; H. Pischek, Realschulprogr. v. Teschen 1893; Fr. Pfeiffer, Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache, 1861, und Freie Forschung. Wien 1867. S. 309 ff.; H. Paul, Gab es eine mhd. Schriftsprache? Freiburg 1873; O. Lyon in f. Zeitschr. II, 162; Socin, Schriftsprache und Dialekte. S. 80 ff.; Kaufmann, Paul und Braunes Beiträge XIII, 464 ff.; P. Pietsch, Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. S. 5 f.

... ... vollem Umfange, das Altſächſiſche in beſ
enſo auch das Althochdeutſche. Seiner Na
Angleichung des Stammvokals an das folgc
gast, Mehrzahl gesti, lamb (Lamm), lembi
en Lauten als kurzem a tritt er vor dem 10
Schrifttum auf.[1]) Erſt von dieſem Zeitpı
auch auf ſolche z. B. auf û über, iſt jedoch
ollem Umfange durchgedrungen. Hier werden
u und uo regelmäßig in e (ä), ö, ü; ae, oe,
mgelautet.[2])
elt ſchon damit das mhd. ein weſentlich
als das ahd., ſo wurde die Abweichung noch
daß die tieftonigen Selbſtlaute abgeſc
Je entſchiedener die Stammſilbe hervorgehoben
niger Kraft blieb für die Ableitungsſilben übı
dort die volltönenden a-, o-, u- und i-Laute ı
en dem farbloſen e Platz: aus haba, boto, si

r Geſchichte des ahd. Umlauts iſt zu vergleichen: Wi
ammatik § 191 ff.; E. v. Borries, Das erſte Stadi
m Germaniſchen. Diſſert 1887.
snahmen giebt es allerdings auch hier. So ver
Bahder, Grundlagen des nhd. Lautſy...

burdi wurde habe, bote, sige, bürde, aus salbôn und lôsjan: salben und loesen. Dies geschah ganz allmählich, hier langsamer, dort schneller. Auch die einzelnen Selbstlauter hatten verschiedene Widerstandskraft, z. B. sind a und o fester als i und u. Besonders zäh hielt das schwache Zeitwort seine langen Selbstlaute fest, sodaß in den Handschriften von mhd. Gedichten minnan (lieben), dienôn (dienen), gemanôt (gemahnt) u. a. nicht selten vorkommen.[1]) Aber das sind eben nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und auch hier drang bald das saft- und kraftlose e siegreich durch. So schrumpfte die Zahl der verschiedenen Biegungsendungen des Hauptworts, die im Gotischen nach J. Grimms Berechnung 40, im ahd. noch 25 betragen hatte, auf 6 zusammen.

Aber im Vergleich zu unserer jetzigen Sprache zeigt das mhd. immerhin noch große Abwechselung und reiche Mannigfaltigkeit. Die weiblichen Hauptwörter, die gegenwärtig in der Einzahl unveränderlich sind, hatten damals mehr Lebenskraft[2]), die Eigennamen konnten abweichend vom jetzigen Gebrauche zum Teil noch schwach abgewandelt werden (Otto, Otten vgl. Ottendorf), die Umstandswörter, die sich jetzt in der Form nicht mehr von den dazu gehörigen Eigenschaftswörtern unterscheiden, hatten meist ein anderes Aussehen[3]), endlich die Fürwörter boten vielfach andere Formen: des, wes, der, den = dessen, wessen, deren denen, u. a.; daher noch im Sprichwort: Wes Brot ich ess, des Lied ich sing und in Zusammensetzungen: des-halb, wes-wegen.

1) Ebenso bei den Steigerungsformen auf -ôr und -ôst, namentlich gilt dies von der alemannischen Mundart. (Vgl. Pauls Grundriß der german. Philol. I, 572 u. Weinhold, mhd. Grammatik § 295. 364.)

2) Vgl. Gänsefuß = Fuß der Gans.

3) Eine Nachwirkung dieses Verhältnisses erkennt man in den nhd. Spaltformen fest (aus ahd. festi) und fast (aus ahd. fasto), schoen (= scôni) und schon (= scôno), wo wohl der Bedeutungswechsel des Umstandsworts mit zur Erhaltung der abweichenden Form beigetragen hat; vgl. auch das veraltete spat neben spaet und lange neben lang.

Was aber dem mhd. einen besonderen Reiz und einen großen Vorzug vor dem nhd. verleiht, das ist die große Zahl kurzer Stammsilben, durch die es so beweglich wird und einen so munteren, lebhaften Gang erhält. Wohl haben wir noch die Spuren der früheren Aussprache von Silben, die mit einem Konsonanten endigten, in den einsilbigen Wörtern mit, bin, an, in, ab, weg, ob, doch, ich, noch, was, es, des[1]) und in den Zusammensetzungen bär-fuſs (aber bâr bezahlen), Vŏrteil (aber vōr), Hĕr-berge (aber ein Heer bergen), Hĕr-zog (aber Heerführer), Wŏl-lust (aber Wohllaut), Wălkyre, Wălhalla (aber Wahlstatt), Schĕl lack (aber Schâle), Ūrteil (aber Ūrkunde), viel-leicht (mhd. villihte, aber vielsagend); wohl wird noch jetzt in manchen Gegenden unseres Vaterlandes gläs, gräb (gräp) gesprochen; aber wie selten hört man noch kurze Selbstlaute in offenen Silben: glă-ses, gră-bes, klă-gen, lĕ-ben, wĭ-se, lŏ-ben, tŭ-gende?[2])

16 Mit der wachsenden Macht des Reiches hielt die räumliche Verbreitung der deutschen Sprache fast gleichen Schritt. In ahd. Zeit hatten Elbe und Saale die östliche Grenze unseres deutschen Vaterlandes gebildet; aber schon die sächsischen Kaiser hatten damit begonnen, die von den Slaven besetzten urdeutschen Gebiete zurückzuerobern. Ihre Nachfolger setzten das angefangene Werk erfolgreich fort, thatkräftig unterstützt von wackeren Reichsfürsten wie Heinrich dem Löwen. Unter dem Schutze der Burgen, die kühne Ritter in dem fremden Lande erbauten, bestellten deutsche Ansiedler die ihnen zugeteilten Äcker und verkündigten fromme Mönche den heidnischen Bewohnern die christliche Lehre. So gewann auch

1) Aber vor r ist der Selbstlaut gedehnt in mîr, ihr, vôr, für, wêr, dêr u. a.

2) Die alte Kürze bewahrt flŭgs (= mhd. vlŭges, flŭges) neben Flûg, aber hier ist das Endungs-e geschwunden und die Silbe nicht mehr offen. Mundartlich besteht die alte Sprechweise z. B. im Südalemannischen. Im übrigen vgl. H. Burghauser, Die nhd. Dehnung des mhd. kurzen Stammvokals in offener Silbe, Progr. von Karolinenthal 1891.

unsere Sprache neuen Boden: in den Ländern an der Ostsee von Mecklenburg bis Kurland, die vorwiegend von Sachsen besiedelt wurden, sprach man fortan meist niederdeutsch, in den von Bayern aus bevölkerten Gebieten (Österreich, Salzburg, Steyermark u. a.) oberdeutsch, ferner in Meißen, Böhmen und Schlesien, die hauptsächlich aus Thüringen und dem Mainlande Zuzug erhalten hatten, vernahm man nunmehr mitteldeutsche Laute d. h. eine Sprache, die in mancher Beziehung eine Mittelstellung zwischen jenen beiden einnahm. So erhielt die oben erwähnte Scheidelinie zwischen Nord und Süd eine östliche Fortsetzung, lief von Barby a. d. S. über Wittenberg, Lübben, Guben, Krossen, Züllichau, Meseritz und ging in der Gegend von Birnbaum an der Warthe ins slavische Gebiet über.[1]) Einige Bezirke des Kurfürstentums Sachsen, die nach Ausweis der Urkunden ursprünglich niederdeutsch waren, schlossen sich noch im Laufe der Zeit den hochdeutsch redenden Landesteilen an, so Merseburg um 1340, Halle um 1400, Mansfeld im 15. Jahrh., ja die südlichen Kreise der Provinz Brandenburg sind noch im 16. Jahrh. für die hochdeutsche Sprache gewonnen worden. Erwägt man, daß der Süden durch das Schrifttum und durch sprachschöpferische Begabung geistig, als Sitz des Kaiserhofes aber auch staatlich das Übergewicht hatte, so wird man sich über diesen Gebietszuwachs nicht wundern.

Bis zu jener Marklinie drang auch eine neue Lautbewegung, die im 12. Jahrh. im südöstlichen Deutschland ihren Anfang genommen hatte; sie bestand darin, daß die Laute î, û und iu (= lang ü) in ei, au (ou) und eu (äu) auseinandergezogen wurden. Aus mîn, rûm, hiute wurde mein, Raum und heute. Im 13. Jahrh. läßt sich dieses „sprachliche Naturereignis" fast nur in Niederösterreich beobachten[2]), im 17

1) Genaueres bei B. Haushalter, Die Grenze zwischen d. hochd. und niederd. Sprachgeb. östl. der Elbe. Halle 1886.

2) Die früheſten Spuren finden sich im Gebiete der Enns und Mur schon in der 2. Hälfte des 12. Jahrh., für Oberbayern ist der Lautwandel sicher bezeugt in einzelnen Spuren um 1200. Vgl. Weinhold, mhd. Grammat. § 105. 106. 108; Schilling, Die Diphthongierung

14. Jahrh. bereits in ganz Östreich, aber auch in Bayern und Ostfranken. Schlesien wird noch in demselben Jahrh. für die Neuerung gewonnen, in Obersachsen dagegen dringen die Doppellaute erst um 1470 in größerem Umfange durch; in Mainz, Worms und Frankfurt erst um 1500. Mittlerweile war auch das alemannische Gebiet ergriffen worden, wo besonders die Buchdrucker (in Augsburg, Ulm und Straßburg) die einfachen Buchstaben nicht mehr verwendeten in Werken, die auf ein größeres Absatzgebiet berechnet waren. Nur die Schweiz leistete noch lange Widerstand. Die Baseler Kanzlei[1]) nahm den neuen Lautstand erst um 1580, die Züricher zwischen 1650 und 1675 an. Die niederdeutschen (aber auch einige mittel- und oberdeutsche) Mundarten haben bis zum heutigen Tage die alte Aussprache beibehalten. So erklärt sich, daß wir bei verschiedenen Ausdrücken der Schriftsprache je nach ihrer Herkunft die alten oder die neuen Laute finden: den ursprünglichen Bestand zeigen Dune, Bude, Lûrley (= Lauerfels), Rhin, den veränderten Daune, Baude, lauern und Rhein.[2])

18 Gleichfalls an der niederdeutschen Sprachgrenze wurde der Umwandlung des s in sch ein Ziel gesetzt, während sie auf alemannisch-schwäbischem Boden, wo sie begonnen hatte, die weiteste Verbreitung gefunden hat. Im 13. Jahrh. war aus der Lautgruppe sk der Laut sch (forskôn: forschen) hervorgegangen; mit gleichem Erfolge wurde seit Ausgang der mhd. Zeit in Ober- und Mitteldeutschland auch sm, sn, sl und sw zu schm, schn, schl und schw umgestaltet, ja seit Beginn der nhd. Zeit anlautendes sp und st wie schp und scht gesprochen. Darum schreibt Chr. Gueintz: „S, wenn nachfolgt P und T,

---

der Vokale û, iu und î, 1878; Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 60ff.; Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern, S. 28; Scheel, Beiträge zur Gesch. der nhd. Gemeinsprache in Köln. Marburg 1892. S. 38.

1) Die Baseler Druckereien waren schon vorausgegangen.

2) Mehrfach erscheinen Doppelformen, wenn ältere Bezeichnungen durch das Schrifttum künstlich wieder erweckt worden sind, z. B. bei Ur (mhd. ûr) neben Auerochs und bei Rune (vgl. raunen). Am häufigsten sind sie bei Namen wie Gertrud und Gertraud, Wigand und Weigand.

wird gemeinlich gelesen, als wenn ch dabei wäre."[1]) Noch weiter ging die alemannisch-schwäbische Mundart; denn sie setzte auch im In- und Auslaute unter den gleichen Verhältnissen überall sch ein (ischt = ist u. s. f.), und wie Zwinglis Zeitgenossen in Zürich Geist und Gast sagten, so hört man noch heutiges Tages in Schwaben die gleichen Zischlaute. Dagegen besitzt das Plattdeutsche noch immer die Verbindungen sm, sn, sl und sw und auch vor p und t spricht man noch gegenwärtig in Hannover, Holstein, Friesland und anderen Gegenden ein scharfes s (S-pruch, S-tein), ja die „westfälisch-friesische Ecke" hat sogar die gesonderte Aussprache des alten sk als sg statt sch (Sginken = Schinken) bis jetzt erhalten.

Anders liegen die Dinge in Mitteldeutschland, das wie in 19
mancher andern Hinsicht so auch hier zwischen Süden und Norden die Mitte hält. Jenem folgte man dort bei der Behandlung der Lautgruppe s + Konsonant im Wortbeginn, diesem im Wortinnern und am Wortende. Nur hinter r und in einigen Fällen hinter l ist auch an dieser Stelle der Zischlaut sch durchgedrungen.[2]) Im übrigen stimmen die Konsonanten mehr mit den oberdeutschen überein, wiewohl sich dabei mannigfache Abstufungen ergeben. So steht unter allen mitteldeutschen Mundarten die ostfränkische jenen am nächsten; besonders hat sie die stummen Laute in gleicher Weise verschoben und nur b, g, d unverändert festgehalten, sowie k nicht in kh umgewandelt. Auch im Bereiche der Selbstlauter nehmen die mitteldeutschen Gebiete eine besondere Stellung ein. So ziehen sie nachweislich seit dem 11. Jahrh. ahd. ie (ia) und uo (ua), das im 8. und 9. Jahrh. aus ursprünglichem und im ndd. erhaltenem e und ô hervorgegangen war, sowie das aus uo umgelautete üe

1) Vgl. A. Diederichs, Über die Aussprache von sp, st (g und ng). Straßburg 1884. Gueintz schrieb „Deutscher Sprachlehre Entwurf". Cöthen 1641 und „Die deutsche Rechtschreibung". Halle 1645.

2) Mundartlich ist dieser Gebrauch jetzt in vollem Umfange vorhanden, in der besonders auf md. Aussprache ruhenden nhd. Schriftsprache zeigt er sich bei Barsch, Bursche, Kirsche, Kürschner, Hirsch, birschen, herrschen; feilschen u. a.

in i (auch ie geschrieben), û und iû zusammen[1]), sodaß wir nunmehr Formen wie Flut = ahd. fluot = got. flôdus und hier (gespr. hir) = ahd. hiar, hi-er = got. hêr antreffen. Eine weitere Eigentümlichkeit des mitteldeutschen Sprachgebiets ist, daß hier h zwischen Vokalen weit häufiger ausgestoßen und diese dann zusammengezogen worden sind z. B. nhd. Stahl = mhd. stahel (mit gesprochenem h)[2]), daß mb früher zu mm ausgeglichen (zimmern = mhd. zimbern), o (ö) öfter für u (ü) gesetzt (Wonne = mhd. wunne), kurze Selbstlaute in betonten Stammsilben eher als in Oberdeutschland verlängert (tragen, Aar = mhd. trägen, är) und umgekehrt lange vor zwei Konsonanten öfter verkürzt worden sind (Kläfter = mhd. klâfter).

Auch im Wortschatze zeigen sich die mitteldeutschen Mundarten als Mittelglieder zwischen Nord und Süd, da sie bei oberdeutscher Grundlage doch vielfach Übereinstimmung mit dem niederdeutschen Sprachgebiete haben.[3]) Daher eigneten sie sich am besten zu der auf Ausbreitung über ganz Deutschland berechneten Bibelübersetzung Luthers, und so kann es als besonders glücklicher Griff des Reformators bezeichnet werden, daß er sich dabei an die Sprache der kursächsischen Kanzlei anschloß. Darüber sagt er Kap. 69 seiner Tischreden selbst: „Ich habe keine gewisse,

1) Daher reimen auf einander diet und zît, swuor und sûr. Vgl. auch Braune, ahd. Grammatik § 35 ff.; Wilmanns, Deutsche Grammatik § 203; Weinhold, mhd. Grammatik § 73. 87.

2) Der am Ende des 13. Jahrh. verfaßten Leipziger Handschrift des Sachsenspiegels sind Formen wie twêle = mhd. twehele, Handtuch, aber auch gût und dîrne = mhd. guot und dierne ganz geläufig.

3) Daher waren in Luthers Bibel viele Ausdrücke den Oberdeutschen anfangs unverständlich, sodaß verschiedene Verleger von Nachdrucken des neuen Testamentes in Basel, Straßburg und Augsburg es für angezeigt hielten, kurze Wörterbücher beizufügen, in denen die dunkleren mittel- und norddeutschen Bezeichnungen durch süddeutsche erläutert wurden. Zuerst that dies Adam Petri 1523, zuletzt geschah es 1532, ein Beweis, wie schnell man den Lutherischen Wortschatz verstehen lernte. Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 75–91; Derselbe, Wissenschaftl. Beihefte des allg. deutschen Sprachvereins VI, 14.

sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei. Darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache zusammengezogen."

Seit der 1. Hälfte des 14. Jahrh. nämlich, wo man aufhörte, das Latein fast ausschließlich als Urkundensprache zu verwenden[1]), hatte sich am Hofe der sächsischen Kurfürsten zu Wittenberg aus der obersächsischen Mundart eine Kanzleisprache herausgebildet, die für den Verkehr mit den Höfen der übrigen Fürsten benutzt wurde. Da aber auch diese sich aus den Mundarten ihrer Länder ein Kanzleideutsch geschaffen hatten, so machte sich bald des leichteren Verständnisses halber das Verlangen nach einheitlicher Regelung der Urkundensprache bemerkbar. — Dabei erhielt natürlich das Schriftdeutsch des kaiserlichen Hofes, das sich während der böhmisch-luxemburgischen Herrschaft in Prag aus der böhmischen Mundart entwickelt hatte, wegen seines größeren Ansehens einen maßgebenden Einfluß. Durch den Bischof Johann VIII. von Olmütz, den langjährigen Vorsteher der Kanzlei Karls IV., um die Mitte des 14. Jahrh. in den Grundzügen festgestellt[2]), wurde es etwa 100 Jahre später das

1) „Über die allmähliche Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des 14. Jahrh." hatte die Fürstl. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig für 1893 eine Preisarbeit ausgeschrieben. Sie hat die Bearbeitung von Dr. Voncsa zu Wien in der Forschung für tüchtig, aber zu einseitig diplomatisch befunden. Für den Verfasser ist die Bearbeitungsfrist um ein Jahr verlängert worden. — Vereinzelte deutsche Urkunden aus der kaiserlichen Kanzlei sind schon seit 1238 nachweisbar, vgl. Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 1.

2) Die Fürstl. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat für das Jahr 1897 eine Preisaufgabe über die deutschen Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei Karls IV. ausgeschrieben.

Vorbild für den Schriftgebrauch der kursächsischen Geheimschreiber, dergestalt, daß man sich in allen schwankenden Fällen nach dem Muster des Kaiserhofes richtete. Bereits beim Regierungsantritte Friedrichs des Weisen (1486) war diese Annäherung in der Hauptsache vollzogen und nicht nur in Wittenberg, sondern nach Luthers obiger Angabe auch an andern Fürstensitzen durchgeführt.

Da kam wieder ein Riß in die Einheitsbestrebungen durch das Verhalten der kaiserlichen Kanzlei selbst. Denn seit mit Friedrich III. (1440—1493) ein Östreicher zur Herrschaft gelangt und nun der Regierungssitz von Prag nach Wien verlegt worden war, näherte sich das Kanzleideutsch mehr und mehr der östreichisch-bayrischen Mundart und nahm vielfach oberdeutsche Lautgebung an (z. B. uo (ue), üe und ie für û, û und î, ai für ei, -nuss für -niss, Abfall des Schluß-e: Wölf = Wölfe u. a.).[1]) So blieb es auch zur Zeit Maximilians; gleichwohl nahm unter ihm das Ansehen und der Einfluß der kaiserlichen Kanzlei auf die der übrigen Fürsten[2]) noch zu, wie schon daraus erkennbar ist, daß sie verschiedentlich von Zeitgenossen gerühmt und als mustergiltig hingestellt wird.

21 Unbedeutender war dagegen die Einwirkung, die von dieser Stelle aus auf die deutschen Druckereien ausgeübt wurde, schon deshalb, weil diese meist nicht unmittelbar beeinflußt wurden, sondern mittelbar durch die Kanzleien der Reichsfürsten und freien Reichsstädte, in deren Gebiete die Druckorte lagen; ja nach und nach machten sich die Druckereien ganz von ihren Vorbildern unabhängig und thaten es ihnen zuvor in dem Bestreben, den Sprachgebrauch möglichst übereinstimmend zu gestalten; und ihr Einfluß ist schon aus dem Grunde nicht zu unterschätzen, weil damals meist der Buchdrucker die sprachliche Form der Bücher bestimmte und diesem ganz besonders an einer einheitlichen Regelung des Sprachgebrauchs liegen mußte, da er nur

1) Vgl. K. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 3 ff.; Kluge, Von Luther bis Lessing. S. 22 ff.

2) Die städtischen Kanzleien schlossen sich meist langsamer der kaiserlichen an.

ſo auf einen weiteren Abſatz ſeiner Bücher zählen konnte. Die wichtigſten Druckorte jener Zeit lagen in Ober- und Mitteldeutſchland: in Schwaben (Augsburg), am Oberrhein (Baſel, Straßburg), in Franken (Nürnberg), am Mittelrhein (Worms, Mainz, Frankfurt) und in Oberſachſen (Leipzig, Wittenberg). Bei allen Druckereien dieſer Städte läßt ſich erkennen, daß ſie zunächſt mehr vom örtlichen Sprachgebrauch abhängig waren, dann aber, beſonders ſeit etwa 1530, ſich mehr und mehr dem Gemeindeutſchen näherten. Die Augsburger Drucke kamen in ihren Sprachformen der Kanzlei des Kaiſerhofes am nächſten, die mitteldeutſchen ſtanden ihr jetzt ferner. Doch erhielten dieſe mit der Zeit eine immer größere Bedeutung, einmal deshalb, weil die Reichstagsabſchiede in mittelrheiniſchen Plätzen gedruckt wurden und Frankfurt einer der bedeutendſten Mittelpunkte des Buchhandels in jener Zeit war, und ſodann, weil die proteſtantiſchen Schriften, die überall verbreitet wurden, beſonders vom Kurfürſtentum Sachſen ausgingen. Den nachhaltigſten Einfluß erlangte aber Luthers Bibelüberſetzung. Dieſe gewaltige, das Herz des ganzen deutſchen Volkes packende Geiſtesthat verhalf allmählich der kurſächſiſchen Schriftſprache zum Siege in ganz Deutſchland.[1])

Wer freilich meint, dieſes Lutheriſche Deutſch decke ſich 22
vollkommen mit dem heutigen Schriftgebrauche, der irrt gewaltig. Namentlich zeigt es in mancher Beziehung noch größere Ähnlichkeit mit dem mhd. So ſchreibt Luther noch e für jetziges ö in Helle, Leffel, zwelf, leſchen u. a., ie für ü in liegen, triegen und i für ü in wirdig = lügen, trügen, würdig; -lîn neben -lein (pünktlîn, megdlîn, ſtündlîn, gebetlîn); -lich für -ig in abellich, billich, unzelich, e für ä in veter, hende, teglich, allmechtig = Väter, Hände, täglich, allmächtig, ferner nu (mhd. nû, vgl. in einem Nu) = nun, rauch = rauh, Heubt = Haupt, gülden = golden, frum = fromm u. ſ. f. Er bildet die Vergangenheit nach mhd. Art ich beiſs, bleib, greif, reit für ich biß, blieb,

1) Vgl. auch E. Wülcker, Luthers Stellung zur kurſächſ. Kanzleiſprache, Germania 28, 191 ff.; K. v. Bahder, a. a. O. S. 53 ff. und Kluge, a. a. O. S. 33 ff.

griff, ritt; wir schwunden, funden, drungen, hulfen, für schwanden, fanden, drangen, halfen; stund, hub und boll = stand, hob und bellte, weiste und preiste = wies und pries; worden, kommen, geben, funden, bracht, missethân = geworden, gekommen u. s. f.; ebenso sagt er noch häufig zeuch, kreucht, fleucht = zieh, kriecht, fliegt. Angel, Gewalt, Lust, Sitte gebraucht er als männliche, manche Ausdrücke auf nis wie Bekenntnis, Ärgernis, Gefängnis als weibliche Wörter; Garten, Balken u. a. wandelt er immer ab: garte, garten, balke, balken u. s. f., schwache Genitive der Einheit wie Gallen, Kirchen, Pforten, Zungen sind häufig, ebenso Nominative der Mehrheit wie Tugende, Meinunge; bei dem Zahlworte zwei unterscheidet er die 3 Geschlechter zween, zwô, zwei und gebraucht in den Verbindungen ein unverdient fluch und manch frum priester das Eigenschaftswort ohne Endung. Auch im Wortschatze der Bibel finden wir noch Altertümliches: löcken (mit den Füßen ausschlagen), thüren = mhd. turren (wagen), evern (wiederholen), ärgern (zur Sünde verführen), hellig (ermüdet), freidig (kühn), ehrlich (ansehnlich), wacker (wachsam), richtig (gerade), ort (Ende), reise (Kriegszug), fahrt (Reise), elend (Ausland), weil (so lange als) u. a.

Doch ist es verkehrt zu glauben, Luthers Sprache wäre gleich von Anfang an fix und fertig gewesen. Auch hier wie auf religiösem und sittlichem Gebiete sehen wir ihn ringen, wachsen und werden, sodaß Franke (Grundzüge der Schriftsprache Luthers § 11) drei Entwickelungsstufen seiner Schriftsprache annehmen kann: 1516—20, 1521—31 und 1532—46 je nach dem Maße, in dem sich die Beimischung von mhd. und md. Formen vermindert.[1])

1) P. Pietsch, M. Luther u. die nhd. Schriftsprache. Breslau 1883; K. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Görlitz 1888; Opitz, Die Sprache Luthers. Halle 1869; H. Schultz, Luthers Stellung in der Gesch. der deutschen Sprache. Progr. 1893; H. Wunderlich, Forschungen über den Satzbau Luthers. München 1888; A. Lehmann, Luthers Sprache in s. Übersetzung des neuen Testaments. Halle 1873; Fr. Wetzel, Die Sprache Luthers in s. Bibelübersetzung. Stuttgart

Ebenso gestaltete sich Luther allmählich seinen Stil, der ganz die urwüchsige, kernige Persönlichkeit des gewaltigen Mannes widerspiegelt und sehr dazu beigetragen hat, sein Bibelwerk volkstümlich zu machen: so anschaulich und deutlich, so lebendig und packend, einfach und wahr konnte eben nur Luther schreiben. Scheute er sich doch nicht, die Werkstätten der Handwerker aufzusuchen und die Rede des gemeinen Mannes auf der Straße zu belauschen, um recht im Sinne und nach Art des Volkes die Worte setzen zu können. Wenn es aber gleichwohl noch mehrerer Jahrhunderte bedurfte, ehe auf dieser Grundlage eine volle Einigung im schriftlichen Gebrauch vom Rhein bis zum Niemen und von der Schlei bis zu den Alpen erzielt wurde, so lag das an besonderen Umständen, die wir nun zu erörtern haben.

Zunächst breitete sich die neue Schriftsprache im 23
Norden aus. Daß sie dort eher Wurzel faßte, als in den Ländern bayrisch-östreichischer und alemannisch-schwäbischer Zunge, erklärt sich, abgesehen von anderen begünstigenden Umständen,

---

1859; E. Walter, die Sprache der revidierten Lutherbibel. Bernburg 1885; Joh. Luther, Die Sprache Luthers in der Septemberbibel. Halle 1887; Göpfert, Die Sprache Luthers im kleinen Katechism. Lyons Zeitschr. II, 488 ff.; G. Kießling, Bibelspr. u. mhd. 1876; Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Halle 1883; R. Hildebrand, Der Anteil Kursachsens an der Ausbildung der nhd. Schriftsprache, Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1890. S. 315—35; E. Wülcker, Die Entstehung der kursächs. Kanzleisprache, Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Geschichte u. Altertumskunde. N. F. I, 349 ff. Im übrigen sind für die Beurteilung der nhd. Schriftsprache folgende Schriften wichtig: O. Böhme, Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. u. 15. Jahrh. Dissert. 1893; F. Wrede, Hochfränkisch u. Oberdeutsch, Zeitschr. f. deutsch. Altert. 37, 288—303; K. Franke, Ostfränkisches u. Obersächsisches, Bayerns Mundarten Bd. I; R. Heinzel, Geschichte der niederfränk. Geschäftssprache. Paderborn 1874; R. Brandstetter, Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600. Einsiedeln 1892; J. Kehrein, Geschichte der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh. 1854; H. Rückert, Geschichte der nhd. Schriftsprache bis zur Mitte des 18. Jahrh. Leipzig 1875; Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing. 2. Aufl. Straßburg 1888; K. v. Bahder, Die nhd. Sprachforschung u. s. w. in Lyons Zeitschr. V, 6—23; Derselbe, Grundlagen des nhd. Lautsystems. Straßburg 1890.

hauptsächlich daraus, daß man die Sprachfrage mit der kirchlichen verquickte. Der Lutherische Norden nahm im Anschluß an die Glaubensreinigung und die Bibelverdeutschung Luthers dessen Sprache mit geringerem Widerstreben auf als der katholische Süden, der, von den Jesuiten beeinflußt, darin nur die Mundart des abtrünnigen Ketzers erblickte. Gleichwie die 1582 von Papst Gregor XIII. angeordnete Kalenderverbesserung sogleich in den katholischen Ländern Italien, Spanien, Portugal und Frankreich durchdrang und bald darauf in den katholischen Teilen Deutschlands Eingang fand, von den evangelischen Ständen unseres Vaterlandes aber erst 1700[1]) eingeführt wurde, so entschloß sich im entgegengesetzten Falle der katholische Süden auch nur schwer und spät zur endgiltigen Annahme einer Schriftsprache, die unter Luthers Namen ging. Dazu kam, daß im Gottesdienste und auch sonst in der katholischen Kirche immer noch die lateinische Sprache eine hervorragende Rolle spielte, während man in den evangelischen Ländern von Kanzel und Altar aus für die neue Richtschnur wirken konnte, wenn dies auch vielleicht nur einzelne mit bewußter Absicht thaten. So wurde z. B. in Wittenberg schon 1525 die erste deutsche Messe gehalten. Endlich übernahmen jetzt Mittel- und Norddeutschland die Führerschaft auf dem Gebiete des Schrifttums, die niederdeutschen Schriftsteller aber bedienten sich bei der Abfassung und Drucklegung ihrer Werke um so lieber der nhd. Schriftsprache, als diesen dadurch eine größere Verbreitung in Deutschland ermöglicht wurde.

24 Naturgemäß vollzog sich dieser Umschwung auch in Niederdeutschland nur allmählich, am schnellsten auf dem früher slavischen Boden. Wie sich dort im Laufe des 14. und 15. Jahrh. noch an mehreren Stellen das Hochdeutsche auf Kosten des Niederdeutschen ausgebreitet hatte, so trat dort auch die überwältigende Kraft der Lutherischen Sprache zuerst in die Erscheinung. Von den Städten Magdeburg und Hamburg liegen uns die ältesten Zeugnisse vor. Schon im 1. Viertel des 16. Jahrh. schreibt

1) Von England und Schweden erst 1752 und 1753.

der Magdeburger Ratsherr Torquatus seinen Lebenslauf in einer aus Meißnisch und Niederdeutsch gemischten Sprache, die man als Messingsch (vielleicht entstellt aus Meißnisch) bezeichnet, und der Hamburger Geschichtsschreiber Crantz giebt uns aus der nämlichen Zeit die Nachricht: „es heben itzt auch an die unsrigen sich zu befleißigen den öbern ihr Kirren nachzureden." Ferner führen Magdeburg und Königsberg schon 1524 und 1525 hochdeutsche Kirchenordnungen ein, in den braunschweigisch-lüneburgischen Ländern aber leisten Geistliche und Gemeinden noch 1542 gegen diese Absicht einen derartigen Widerstand, daß sich der Landesherr 2 Jahre darauf entschließen muß, die niederdeutsche Sprache beizubehalten. Und wie bei den Kirchenordnungen, so erweisen sich auch sonst die sächsischen Länder als die Hochburgen des Niederdeutschen. In der Königsberger Kanzlei werden bereits seit 1530 hochdeutsche Urkunden ausgestellt, in Pommern seit 1541, in Mecklenburg, wo die letzte niederdeutsche 1548 nachweisbar ist, um dieselbe Zeit; in Braunschweig (1550), Osnabrück (1553) und Westfalen (1560) dagegen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache der Predigt und der Bibel. Seit 1603 wird das Wort Gottes in Hamburg von der Kanzel hochdeutsch verkündigt, und fast dreißig Jahre später beginnt man damit in Göttingen (1630). In Stettin wird die Bibel zum letzten Male 1604 in niederdeutscher Sprache gedruckt, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, endlich in Goslar 1621.[1])

Von der Thatsache, daß die neue Schriftsprache zunächst hauptsächlich von den Gebildeten angenommen wird, legt ein beredtes Zeugnis ab das gewaltige Anschwellen hochdeutscher Druckschriften, aber auch die 1578 zuerst erschienene und in rascher Folge verschiedentlich neu aufgelegte Grammatik von Clajus, die auf Luthers Sprache beruht. Die untern Volksschichten halten auch hier, wie so häufig auf andern Gebieten, länger am Alten fest.

1) Kluge, Von Luther bis Lessing S. 97; Socin a. a. O. S. 221 ff.; E. Schröder, Göttingische gelehrte Anzeigen 1888 Nr. 7 S. 278 ff.

en Werken noch länger. Allmählich dringt
i die Kanzleien: die Baseler gewährt ihr u
hauſener etwa 1600 Eingang, Bern folgt i
in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. nac
o machte auch im Bereiche der Grammat
; und Zürich den Schluß: der Baseler N
ereits 1607 in seiner Teutschen Orthogr
hriftlichen Gebrauch der heimischen Mundc
d der Züricher Grammatiker Jakob Redinge
n geliebtes Züricher Deutsch eine Lanze bri
amals die Mehrzahl der Gebildeten in
z für die neue Schriftsprache gewonnen, so
des Berner Rats an die Geistlichen aus
„man solle sich beim Predigen eines ur
Deutsch enthalten, als welches den Vers
und das gemeine Volk in ihrem Christ
eisen thue", daß die große Masse erst spät
des Jahrh. — für das Neue erwärmt wi
e Schweizer in der Abgeschlossenheit ihres
i der politischen Trennung von dem übriger
n Sitten und Gebräuchen festhalten, suchen
chen Verkehr die heimische Mundart zu beh

loren gegangenen Länder zurückzugewinnen, waren sie nicht Willens, die Wirkung von Luthers Vorgehen abzuwarten, sondern gingen der neuen Sprache thatkräftig zu Leibe. Einer Verbreitung der neuen Bibelübersetzung suchten sie möglichst dadurch entgegen zu treten, daß sie diese für süddeutsche Leser in die Sprache der kaiserlichen Kanzlei umgossen. Luthers neues Testament, das 1522 erschienen war, arbeitete Hieronymus Emser 1527 in dieser Weise um, und der Gesamtausgabe der heiligen Schrift, die Luther 1534 der Öffentlichkeit übergab, folgten noch in demselben Jahre die katholische von Dietenberger und 1537 die von Dr. Eck in Ingolstadt.[1]) Doch damit begnügte man sich nicht. Erasmus Wolf, der 1550 die Neubearbeitung der Eckschen Bibel besorgte, warnte im Vorwort geradezu „vor den glatten Honigworten einer guldenen Zunge". Und wenn auch die katholischen Gelehrten nicht umhin konnten, die Grammatik des Clajus[2]) zu benutzen, so waren sie doch voll Gift und Galle gegen die darin zur Richtschnur erhobene „Meißner" Sprache. Warum sollte denn nicht das kraftvolle Bayerndeutsch eines Aventin und Berthold von Chiemsee dem Obersächsischen ebenbürtig sein? Der Augsburger Grammatiker Laurentius Albertus (1573) und andere Gelehrte gaben ihrem Abscheu gegen die sich aufdrängende Neuerung unverhohlen Ausdruck, besonders aber wirkten die Jesuiten und ihre Gesinnungsgenossen mit dem größten Eifer gegen die ketzerische Lehre. In den Schulen dieses Ordens, wo vorzugsweise römischer Geist zu Hause war und die lateinische Sprache gepflegt wurde, war das Lesen protestantischer Schriften als schädlich streng untersagt. Wenn man deutsch schrieb, bediente man sich

1) Vgl. G. Keferstein, Der Lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser u. Eck. Jenaer Dissertation 1888.

2) Grammatica Germanicae linguae. Leipzig 1578. Den ersten Anfang zur grammatischen Behandlung der deutschen Sprache machte Val. Ickelsamer, Luthers Zeitgenosse, mit seiner Schrift über „Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen" 1527. Des Laurentius Albertus „Teutsch Grammatik oder Sprachkunst" erschien 1573; in demselben Jahre Albert Ölingers „Underricht der Hochteutschen Spraach".

der landesüblichen Rede. Besonders erbittert waren die Anhänger des Ignatius von Loyola über das „lutherische -e", da ihnen Formen wie Glaube und Wölfe statt der heimischen Glaub und Wölf widerwärtig erschienen; Luther selbst hielten sie für den größten Sprachverderber, der je gelebt habe. Noch 1755 trat der badische Benediktinerpater Augustin Dornblüth den Bestrebungen eines Gottsched ungestüm entgegen, und selbst zwei Jahrzehnte darauf eiferten Münchener Jesuiten über die Lutherische Sprache einiger in Bayern eingeführten Lehrbücher. Das war aber das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme. Schon anfangs der 60er Jahre entschloß sich der an der Freiburger Hochschule thätige Jesuit Weitenauer, eine Verständigung anzubahnen, und legte dar, daß das unglückliche Schluß-e mit dem Glauben nichts zu thun habe. Mit dieser Erkenntnis war der Bann gebrochen. 1768 fand das Lutherische Deutsch in der Jesuitenschule zu Mannheim Eingang und wurde nun durch die bald darauf gegründete Mannheimer „teutsche Gesellschaft" weiter gefördert; um dieselbe Zeit (1765) geschah der entscheidende Schritt in Bayern: Mit landesherrlicher Genehmigung wurden dort die in der neuen Schriftsprache bearbeiteten Lehrbücher des Kanonikus Braun eingeführt. Ähnlich lagen die Dinge in Wien. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. war dort nur wenig Neigung dazu vorhanden, bessernde Hand an die Sprache zu legen, und der Plan des kaiserlichen Rats Heräus (1716), durch eine Sprachakademie dem katholischen Oberdeutschland neben dem politischen auch den sprachlichen Vorrang zu verschaffen, scheiterte an der ablehnenden Haltung des Hofes. Was aber der Sprache Luthers auch hier schließlich den Sieg verschaffte, war der große Aufschwung, den die Wissenschaft und besonders die Dichtkunst in den evangelischen Ländern damals nahm, und der Glanz, der damit auf die nhd. Schriftsprache fiel.

27 Nach dem Vorbilde der 1582 gegründeten accademia de la crusca in Florenz stifteten vaterlandsliebende Männer 1617 zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft; ein Vierteljahrhundert später (1643) entstand Zesens deutschgesinnte Genossenschaft in

Hamburg und 1658 Rists Elbschwanenorden[1]); alle waren mehr oder weniger von dem ernsten Drange erfüllt, die Sprache von fremden Zuthaten zu reinigen und die Flecken auszumerzen, die ihr von der Jahrhunderte langen Knechtschaft unter dem Joche des Lateins und des Welschen anhafteten. Wenn sie sich nun mitunter auch durch ihren Übereifer lächerlich machten und in der beabsichtigten Richtung verhältnismäßig wenig Gewinn erzielten, wenn auch die von ihnen gewählten Übersetzungen fremder Ausdrücke, wie Schauburg für Theater teilweise wieder aufgegeben wurden[2]), so verhalf doch das Beispiel vieler angesehener Männer, selbst fürstlicher Herkunft, die sich zu einem edlen Zweck verbunden hatten, der deutschen Sprache gegenüber dem Welschtum wieder zu Ehren, dem Neuhochdeutschen gegenüber den Mundarten zu höherem Ansehen. Wurden doch durch die Sprachgesellschaften auch Gelehrte wie Gueintz (1641) und Schottel (1643) veranlaßt, die Schriftsprache grammatisch zu behandeln und Gesetze für die Sprachrichtigkeit aufzustellen![3]) Und was diese Männer begonnen hatten, setzten Gottsched, Adelung u. a. fort.

Aber außer den Sprachgesellschaften und den Gramma- 28
tikern machten sich auch andere Gelehrte um die weitere Entwickelung unserer Schriftsprache sehr verdient: Der Mystiker Jakob Böhme (1575—1624) bereicherte den Wortschatz durch verschiedene neue Ausdrücke auf dem Gebiete der Philosophie,

1) K. Dissel, Die sprachreinigenden Bestrebungen im 17. Jahrh. Hamburg 1890; K. Prahl, Philipp v. Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung in Deutschland. Programm von Danzig 1890; H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrh. Straßburg 1888; H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. für Reinigung der deutschen Sprache. Göttingen 1888; P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV, S. 168 ff. und in der Tägl. Rundschau, 1893, Unterhaltungsbeil. Nr. 133 f. 137 f.

2) Wolff zählt im Anhang seiner Schrift 125 Neubildungen jener Zeit auf, die sich bis jetzt erhalten haben, so Beispiel, Statthalter, Gemeinwesen u. a.

3) Näheres bei Dunger, Wörterbuch der Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882. S. 32 ff.

der Leipziger Professor Christian Thomas (Thomasius, 1655 bis 1724), derselbe, der 1685 seine Vorlesungen zuerst wieder in deutscher Sprache ankündigte, trat mit Entschiedenheit für den Gebrauch des Deutschen bei wissenschaftlichen Arbeiten[1]) und im Unterricht der Gelehrtenschulen ein, und während der Philosoph Gottfried Wilhelm v. Leibnitz (1646—1716)[2]) seine zahlreichen Schriften dem Herkommen gemäß trotz wiederholt ausgesprochener Wertschätzung der deutschen Sprache meist lateinisch oder französisch abfaßte, wurde der Hallische Professor Christian Wolff (1679—1754) der eigentliche Schöpfer einer Kunstsprache für Begriffe der Weltweisheit. Ihm sind dann die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel, Kant u. a. auf dieser Bahn gefolgt. So kam der schon im bilderlosen Gottesdienste der alten Germanen und sodann der Lutherischen Kirche hervortretende Hang des deutschen Volks zu beschaulicher, nachsinnender, grübelnder Geistesthätigkeit auch unserer Sprache außerordentlich zu statten, indem er ihr eine außerordentliche Fähigkeit zur Darstellung philosophischer Lehren verlieh, ja sie zur Hauptsprache der Philosophie erhob.

29 Aber auch auf dem Gebiete der Dichtkunst führte das protestantische Deutschland seit dem 16. Jahrh. den Reigen an. Das evangelische Kirchenlied atmete die ganze Glaubensinnigkeit der Anhänger Luthers, und das frisch aufblühende Volkslied erschloß die Tiefen des deutschen Gemüts; in Nürnberg dichtete in echt volkstümlicher Weise Hans Sachs seine Meistergesänge und in Straßburg schrieb der sprachgewaltige Joh. Fischart seine herrlichen Satiren. „Wie man auf den Schießstätten seiner Zeit zweierlei Waffen gebraucht, die neue Büchse und

1) Bisher war dabei die lat. Sprache üblich gewesen. Vgl. auch P. Stötzner, Christ. Thomas u. s. Verdienst um d. deutsche Sprache, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. III, 86 ff. Übrigens hatte Theophr. Paracelsus schon 1526 an der Baseler Hochschule dasselbe gethan und auch deutsch unterrichtet. Vgl. J. E. Wackernell, Wissensch. Beiheft II, 51; Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache an der Wende des 17. Jahrh. 1891, und Wissensch. Beiheft III, 142 f.

2) L. Keller, Leibnitz u. die deutsche Sprache, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachvereins. VI, 121 f.

die altertümliche Armbrust, so besitzt er neben der Schulgelehrsamkeit, wie sie damals betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Seinem Deutschtum mußte alles andere sich unterordnen und dienen.“[1]) Ferner entfalteten in Schlesien, dann in Leipzig und Halle Gelehrte eine reiche poetische Thätigkeit. Was diesen Männern an Einbildungskraft abging, suchten sie durch ihren Verstand zu ersetzen. Mag auch mancher gegenwärtig über ihre Verse spötteln, so bleibt doch ihr Verdienst, die Schriftsprache in mehrfacher Hinsicht gefördert zu haben, ungeschmälert. Denn sie beschnitten die wilden Schößlinge und Auswüchse und schufen genaue Vorschriften, wie man künftighin deutsch zu schreiben und zu sprechen habe. Was Martin Opitz durch sein Büchlein von der deutschen Poeterei (1624) für die gebundene, wurde Gottsched durch seine deutsche Sprachkunst (1748) für die ungebundene Rede, ein bahnbrechender, einflußreicher Denker.[2])

Mehr noch verdankte das Neuhochdeutsche den Dichtern des nun beginnenden Zeitalters. Lessing, der alle seine Vorgänger an Schärfe des Urteils und der Geisteskraft überragt, machte die Sprache für Bühnenzwecke geschmeidig[3]), Klopstock

1) Uhlands Schriften II, 571. Über seine Sprache vgl. K. Müller in der Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins VII, 132 ff.

2) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 11 sagt: Zur glücklichen Stunde, in einem Zeitpunkte, in welchem die letzten noch zusammenhaltenden Fugen des mittelalterlichen Reichsverbands sich zu lockern begannen, .. ward die deutsche Schriftsprache geboren; wiederum zur glücklichen Stunde ward sie befestigt: Opitz lebte etwa gleichzeitig mit den Stürmen des 30jährigen, Gottsched des 7jährigen Kriegs. Über die Bedeutung der Grammatiker für die schriftsprachliche Einigung vgl. P. Pietsch a. a. O. S. 79 ff.; v. Bahder a. a. O. S. 66 ff.; Rückert a. a. O. S. 162 ff.; Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh. Gotha 1882. S. 372 ff. Über die Bedeutung der Wörterbücher in dieser Hinsicht vgl. v. Bahder a. a. O. S. 79 ff.; Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 83 f. und Grimm, Deutsches Wörterbuch I, XIX f.

3) Über Lessings Sprache urteilt A. Lehmann in seinen Forschungen (Braunschweig 1875) S. V: Klarheit und Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit, Lebhaftigkeit, Kürze, Kraft und Kernhaftigkeit, Gewandtheit und klangreiche Harmonie sind die Gestirne der Lessingschen Sprache.

fand sie brauchbar für die Ode und den Hexameter.[1]) Jener war vornehmlich in Ciceros Schule gegangen, dieser in die des Horaz. Jener paßte das Deutsche den Redefiguren, dieser den Versmaßen des klassischen Altertums an. Der Ostpreuße Herder setzte beider Werk fort durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und die meisterhaften Übersetzungen von Volksliedern aller Länder. Nunmehr, nachdem der ordnende, sichtende Verstand des Nordens seine Schuldigkeit gethan hatte, blieb es dem nach Sturm und Drang von griechischem Geiste verklärten Schönheitssinne schwäbischer und fränkischer Dichter vorbehalten, den stolzen Bau seiner Vollendung entgegenzuführen: Wieland verlieh der Sprache Anmut und Zierlichkeit, Schiller Schwung und Hoheit, Goethe Würde und Klarheit.[2]) Das Erz, das der Mansfelder Bergmannssohn aus tiefem Schachte geschürft hatte, erscheint hier von allen Schlacken befreit, als blinkendes und tönendes Metall. Kernig und markig ist die Sprache in Goethes Jugendgedichten, weich und einschmeichelnd in den Balladen, zu klassischer Vollendung gediehen in Iphigenie und Tasso.

Allerdings hat sich die Sprache nicht auf der Höhe halten können, zu der sie auf den Fittichen so bedeutender Geister emporgehoben worden war. Wie in der Natur Tag und Nacht einander ablösen, so ist auch auf den glanzvollen Abschnitt deutscher Dichtung, der unter dem Doppelgestirn Goethe und Schiller stand, ein Rückgang gefolgt. Schon der alternde

1) Chr. Würfl, Über Klopstocks poetische Sprache. Braunschweig 1881; Derselbe, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebr. Klopstocks, Programm von Brünn 1883—85; F. Petri, Kritische Beiträge zur Gesch. der Dichtersprache Klopstocks. Greifswald 1894; Jul. Köster, Über Klopstocks Gleichnisse aus d. Natur. Iserlohn 1878; Fr. Muncker, Klopstocks Verhältn. z. klassischen Altertum, Augsburger allgem. Zeitg. 1878. 26. u. 29. April.

2) J. Grimm, Rede auf Schiller. Berlin 1871: „Seine ganze Rede fließt überall gleich und eben, reichlich und gemessen; kaum, daß ein unnötiges Wörtchen steht. Kühnheit und Zurückhaltung, Kraft und Milde, alles ist vorhanden; .. er schaltete in der Schrift königlich". Heine, Brief an einen englischen Ballettmeister: „Goethe gebot über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefsinns und uralten Naturlauten der Gemütswelt."

Goethe hat sprachlich nicht mehr die Schaffenskraft des Jünglings, schon er deutet durch seine auf Pflanzenkunde, Farbenlehre und andere wissenschaftliche Stoffe gerichteten Forschungen das Hauptkennzeichen des folgenden Zeitalters an: Das 19. Jahrh. steht im Dienste der Wissenschaft. Überall ist die Losung ernstes Ringen und Forschen nach Erkenntnis, Eindringen in die geheimnisvollen Tiefen der Wahrheit. Unter den pflegenden Händen bedeutender Männer erblühen Naturwissenschaft, Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Weltweisheit, Sprachwissenschaft und andere Wissenszweige. Um Trost zu suchen in den trüben Zeiten der Erniedrigung unseres Vaterlandes durch den Korsen wandten die Romantiker ihre Blicke in die deutsche Vergangenheit zurück und hoben damit ungeahnte Schätze deutschen Geisteslebens. Das kam auch der Muttersprache zu gute. Sie wurde jetzt sorgfältig durchforscht und zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen gemacht. Der Beschäftigung mit ihr widmeten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm die ganze Lebenszeit. Sie waren es, die ihre geschichtliche Betrachtung anbahnten, sie auch, die nun betonten, daß „Sprache und Volk eins seien und daß die Sprachwissenschaft nicht Beherrscherin, sondern nur Ergründerin und Verkünderin des Sprachgeistes sein könne und sein dürfe".[1]) Doch in zweifacher Hinsicht war der Zeitgeist, zumal er sich mehr auf das Denken als auf das Empfinden erstreckte, der Entwickelung unserer Sprache nachteilig: Die wissenschaftliche Richtung leistete der Liebe zu Fremdwörtern Vorschub; denn niemand wirft mehr damit um sich als die Gelehrten; und sodann vernachlässigte man über der Fürsorge für den Stoff und für die Ergebnisse der Untersuchungen den Stil. Aber auch die Romanschriftsteller und Zeitungsschreiber wurden gleichgiltig gegen die Reinheit und Schönheit der Muttersprache und thaten ihr Möglichstes, sich gegenseitig im Gebrauch von fremden Brocken zu überbieten und prickelnde Begebenheiten in gespreizter, unnatürlicher Sprache darzustellen. Selbst die staatliche Wiedergeburt

1) Vgl. J. E. Wackernell a. a. O. II, 56.

vermochte nicht dem Unwesen zur Genüge zu steuern, und nur wenige Männer der Feder fühlten sich nunmehr verpflichtet, von der Unnatur zur Natur zurückzukehren. Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, daß neuerdings ein Verein ins Leben gerufen worden ist, der sich das Ziel gesteckt hat, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, gegen den papiernen Stil zu kämpfen: der allgemeine deutsche **Sprachverein.**

31 Von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß ein großes Volk, welches sich unter schweren äußeren Kämpfen innerlich wiedergefunden hat, sich nicht damit begnügen dürfe, Münz- und Postwesen, Gesetzgebung und Heerwesen einheitlich zu regeln, sondern auch seine Sprache von allen entstellenden Auswüchsen reinigen und auf Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit bedacht sein müsse, sucht er seiner Aufgabe auf viel wirksamere Art gerecht zu werden als die wenig lebensfähigen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts.[1]) Beschränkten sich jene auf eine verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl, so hat dieser das Netz seiner Zweigvereine über ganz Deutschland und Deutsch-Östreich ausgedehnt[2]); wirkten jene, abgesehen von dem persönlichen Einflusse der Mitglieder, fast nur durch den Eindruck der meist unbedeutenden Geisteserzeugnisse, so ist dieser von dem Bewußtsein durchdrungen, daß nur Dichter und Denker ersten Ranges imstande sind, der Sprache neue Schwingen zu geben, und richtet, da gegenwärtig solche nicht hervortreten, sein Hauptaugenmerk darauf, die Schäden der Sprache bloßzulegen und zu heilen; er tadelt die Verstöße gegen Reinheit und Richtigkeit, wo er sie findet, bei Schriftstellern, in Zeitungen, in Erlassen der Behörden u. a. Aber dieser mehr abwehrenden und verbessernden Thätigkeit geht eine belehrende und anspornende

1) Allerdings darf nicht verkannt werden, daß diese nicht wenig „durch die unglückliche Gesamtlage des deutschen Lebens und das Darniederliegen des Nationalgefühls in denjenigen Kreisen des Volks, deren freudige Teilnahme allein der Sache der Sprachreinigung hätte zum Siege verhelfen können", in ihren Erfolgen beeinträchtigt worden sind. Vgl. P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV. S. 174.

2) Leider ist es noch etwas weitmaschig.

zur Seite; denn der Verein sucht durch Aufklärung über streitige Fragen, Herausgabe von Verdeutschungswörterbüchern, Preisaufgaben, Gesuche an die Behörden, Belobung gut geschriebener Bücher und andere Mittel zum Besten der Muttersprache zu wirken. Überall beseelt ihn der ernste Wille, „das Sprachgewissen zu rühren und das Sprachbewußtsein wach zu rufen", eine Gesinnung zu schaffen, aus der eine angemessene Verbesserung unserer Sprachmängel hervorgehen muß. Er beabsichtigt, „dem Sprachgeiste nicht hinderlich zu sein, sondern ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, daß er sich frei entfalten kann".[1]) Da er das Übel an der Wurzel gepackt hat, so wird er es bessern, wenn auch langsam. Denn gerade diejenigen, denen vermöge ihrer geistigen Stellung am meisten daran liegen sollte, das höchste Gut unseres Volkes, seine Sprache, sorgfältig zu hüten, sind vielfach noch in Irrtümern befangen oder zu gleichgiltig, um Einkehr in sich zu halten. Aber eine gewaltige Bresche ist schon in das Bollwerk des inneren Feindes geschossen; es wird genommen, wenn die mutigen Angreifer mit Beharrlichkeit und Ausdauer den Kampf fortsetzen.

Wir sind am Ziel unserer Wanderung. Überschauen wir 32
nochmals die zurückgelegte Strecke, so finden wir als weithin sichtbaren Markstein in der Geschichte unserer Sprache die bedeutende Persönlichkeit Luthers. Er hat die deutsche Sprache wieder deutsch d. h. volkstümlich gemacht und durch frische Pfropfreiser vom vollen Baume des Volkslebens verjüngt. Ohne Luthers Bibelübersetzung wäre uns kein Goethe, kein Schiller erstanden. Wie die Römer sich Jahrhunderte lang an den Zwölftafelgesetzen bildeten und ihre Jugend vornehmlich darin unterwiesen, so wurde die verdeutschte Bibel Luthers für Jahrhunderte das Werk, aus dem das deutsche Volk seine geistige Nahrung erhielt, an dem groß und klein seinen Stil bildete. Ein Rechtsbuch war die sprachliche Richtschnur für die verstandesmäßig beanlagten Römer, eine religiöse Schrift für die gemüt-

1) Vgl. J. E. Wackernell a. a. O. II. S. 56; aber auch Max Jähns, Zeitschr. d. Sprachvereins IX, 169 und Kluge, ebenda IX, 201 ff.

vollen Deutschen. Aber während das römische Schwert der lateinischen Sprache durch Süd- und Westeuropa die Wege ebnete, hat umgekehrt die sprachschöpferische Thätigkeit eines Luther die staatliche Einigung Deutschlands vorbereitet. Je mehr die äußere Macht des Reiches dahinschwand, um so fester wurde das geistige Band, das die Stämme zusammenkettete; je unerfreulicher die staatlichen Zustände unseres Vaterlandes waren, um so mehr suchte man sich an den alten gemeinsamen geistigen Gütern zu erheben und durch die Erinnerung an die großen Vorfahren, durch die Freude an der herrlichen Sprache zu trösten.[1]) Was Luther begonnen, wurde durch die siegreichen Feldzüge von 1866 und 1870 vollendet: die deutsche Einheit.

1) B. Hehn, Italien, S. 168: Der halbe und der ganze Teutonismus hat sich in allen seinen Stadien, bei Luther wie in den Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, in der Zeit Klopstocks wie vor und nach dem Jahre 1813 immer mit ganz besonderer Vorliebe auf den beiden Gebieten Urzeit und deutsche Sprache getummelt.

Mancher Völker Sprache vernahm ich, keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar. H. Leuthold.

Es prägt des Menschen Art sich aus in seiner
Sprache. Menander.

Beziehung der Sprache zur Volksart.[1])

Gewaltig hat sich seit den Zeiten, wo das Hildebrandslied und 33
andere Epen entstanden, unsere Sprache verändert; aber doch sind die Unterschiede nicht so groß, daß nicht jeder gebildete Deutsche am ganzen Gepräge der Wörter in jenen alten Gesängen die germanische Eigenart wiedererkennen könnte. Wie Tiere und Pflanzen im Laufe der Zeit durch örtliche und sonstige Einflüsse wohl im einzelnen eine etwas andere Gestalt annehmen können, aber immer den nämlichen Gesamteindruck machen, so verwandelt sich auch die Sprache eines Volkes, mag sie sich schnell oder langsam, mit oder ohne fremde Einflüsse entwickeln, nicht bis zur Unkenntlichkeit. Denn die Grundsätze und Anschauungen, von denen das Thun und Handeln der großen Gemeinschaft allezeit bestimmt wird, durchdringen gleich dem Sauerteig auch den Sprachstoff und geben ihm Kraft und

1) Vgl. Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter, Kasseler Programm 1881; H. Wedewer, Zur Sprachwissenschaft. Freiburg i. B. 1861; K. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885 (darin: Über die Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise); G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eisenach 1892; A. Frank, Die Sprache, ein Spiegel des Volks, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachver. III, 9, 129 ff.; G. Curtius, Über Sprache, Sprachen und Völker. Leipzig 1868; A. Lefèvre, Les races et les langues. Paris, Alcan.

Festigkeit, Gestalt und Form; und so wenig jene urplötzlich in ihr Gegenteil umschlagen, sondern nur ganz allmählich und innerhalb gewisser Grenzen sich verschieben, so wenig verändert auch dieser sein Aussehen ganz und gar. Demnach gehen Sprache und Art eines Volkes immer Hand in Hand[1]) als rechte Zwillingskinder, die demselben Geiste entsprossen sind. Da sich nun die Völker in geistiger und körperlicher Beanlagung sämtlich mehr oder weniger unterscheiden, so hat sich auch ihre Sprache durchweg eigenartig entwickelt und ist in allen ihren Lebensäußerungen und auf allen Entwickelungsstufen umduftet vom Schollengeruche des heimatlichen Bodens. Wie das Griechische und Lateinische den Stempel des hellenischen und römischen Volksgeistes an der Stirne trugen, so sind auch unserer Sprache die Züge der deutschen Volksart unverkennbar aufgedrückt.[2]) Wollen wir daher das Wesen der Muttersprache recht verstehen, so müssen wir vorerst die geistigen Eigentümlichkeiten unseres Volkes kennen lernen; diese treten aber erst dann in hellere Beleuchtung, wenn wir sie mit fremder Geistesart vergleichend zusammenstellen.

34 Den schroffsten Gegensatz zum deutschen Wesen bildet das romanische, beide aber haben sich nicht ohne Einfluß des Klimas entwickelt, in dem die betreffenden Völker seit vielen Jahrhunderten gelebt haben. Der blaue Himmel, der das Auge des Italieners täglich labt, die klare durchsichtige Luft, die sogar entfernte Gegenstände in scharfen Umrissen erscheinen läßt, das Lichtmeer, das die Landschaft vom Morgen bis zum

1) „Die Sprache schöpft aus den unbewußten Tiefen eines Volks, oder vielmehr jedes Volk offenbart sein Wesen in der ihm ureigenen Sprache." A. Frank, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins III, 9, 131.

2) Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaus, herausgeg. von Pott, S. 53: „Unter allen Äußerungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist die Sprache die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen." Zahlreiche Schriften und Aussprüche bedeutender Männer über die Beziehungen zwischen der Art und Sprache eines Volks habe ich zusammengestellt in meiner Charakteristik der lateinischen Sprache. Leipzig 1891. S. 120 ff.

Abend überflutet, und die Farbenpracht, in der selbst das tote Gestein erstrahlt, alles dies hat die Empfänglichkeit für Formenschönheit geweckt, den künstlerischen Sinn genährt und die Einbildungskraft mächtig angeregt. So hat die Natur die Bewohner jenes gesegneten Himmelsstriches nach und nach dazu erzogen, Großes im Bereiche der Künste hervorzubringen. Viel stiefmütterlicher ist von ihr der Deutsche behandelt worden: Ein Drittel des Jahres überziehen Reif und Schnee seine Fluren, und wieder ein Drittel umdüstern ihm herbstliche Nebel und Regenwolken den Himmel. So nötigt ihn die Rauheit der Witterung, durch harte Arbeit im Kampfe ums Dasein seinen Willen zu stählen, dann aber auch, sich Monate lang in das trauliche Heim zurückzuziehen und Einkehr in sich selbst zu halten. Wenn daher bei unsern Nachbarn im Süden die Phantasie stärker entwickelt ist, so spielt bei uns das Wollen und Empfinden eine wichtigere Rolle. „Stärke, die mit dem Gefühle ringt", ist nach W. v. Humboldt das Erbteil unseres Volkes. Von deutscher Treue und deutscher Tapferkeit weiß die Geschichte seit der Zeit der Cimbern und Teutonen und unsere Volksdichtung seit der Völkerwanderung zu erzählen. Wehrhaft und wahrhaft wie damals sind die Deutschen auch immer geblieben. Statt der Berechnung und Hinterlist der Romanen finden wir bei unserm Volke Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, gerades und biederes Wesen, statt leichter Erregbarkeit ruhiges Blut, aber auch an Stelle der Sicherheit des Auftretens im gesellschaftlichen Leben, die häufig in Stolz und Prahlerei ausartet, scheue Zurückhaltung, die sich nicht selten zu Schwerfälligkeit steigert. Dort nach kühnem Anlauf schnelles Ermatten, hier Beharrlichkeit und Ausdauer, dort Eitelkeit und Dünkel, der oft das Urteil trübt, hier Mangel an Selbstgefühl, der vielfach das Vertrauen auf die eigene Kraft erschüttert.[1]) Der Romane ist

1) Zusatz am Schlusse der Kasseler Glossen: tol sint walhâ (die Wälschen), spâhe sint peigirâ (verständig sind die Bayern) u. s. f. Die Übertreibungen (exagérations) in der französischen Sprache entsprechend dem Volksgeiste behandelt Falkenheiner in seinen Studien über den Geist der französischen Sprache in Herrigs Archiv IX. S. 360.

mehr in den bildenden (Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst), der Deutsche mehr in den aus den Tiefen des Gemüts entspringenden zwei tönenden Künsten (Tonkunst und Dichtkunst) zu Hause. Jener will geistreich, dieser gelehrt sein. Während die Wissenschaften dem welschen Geiste in der Regel nur zusagen, soweit sie dem Staate oder dem einzelnen Vorteil gewähren, pflegt sie der deutsche Gelehrte häufiger aus angeborener oder anerzogener Neigung. Der Romane eignet sich seine Kenntnisse meist spielend an, der Deutsche ringt mit dem Stoffe, bis er ihn mit Fleiß und Schweiß bezwungen hat. So gelten von unserem Volke in vollem Umfange die Worte des altgriechischen Dichters Menander, daß schlecht nährende Gegenden wackere Männer hervorbringen.[1])

35 Der Franzose hat schon frühzeitig gelernt, seinen Willen dem der Gesamtheit unterzuordnen, für den Deutschen sind Freiheit und Geltendmachung persönlicher Eigenart von jeher die wichtigsten Schlagwörter gewesen. Während in Paris seit Jahrhunderten eine Akademie die Sprache meistert und zurechtstutzt wie die Schere Lenôtres die französischen Gartenhecken, hat in Deutschland eine derartige Einrichtung nicht Wurzel zu fassen vermocht, und so ist denn unsere Sprache frei und unbeschnitten aufgewachsen wie die aus germanischem Geiste geschaffene englische Parkanlage.[2]) Im Einklange damit steht bei den Franzosen der Zwang der durch große Meister ausgebildeten Stilregeln gegenüber der Sucht unserer Schriftsteller, möglichst eigenartig zu schreiben.

36 Eine andere hervorstechende Eigenschaft unseres Nachbarn jenseits des Wasgenwaldes ist seine Freude an gefälligen, schönen Formen und sein entschiedenes Geschick zu übersichtlicher klarer Anordnung. Auch das spiegelt sich in seiner Sprache wieder. Schon Voltaire hebt hervor: „Jede Sprache hat ihre

1) τὰ κακῶς τρέφοντα χωρία ἀνδρείους ποιεῖ.

2) Schriften über eine Akademie der deutschen Sprache sind verfaßt von Herder, Du Bois-Reymond u. a. Vgl. auch Riegel, Hauptstück von unserer Muttersprache. 2. Aufl. 1888. S. 61—70 und Arn. Berger, Grenzboten 1891 Nr. 20, S. 301—321.

besondere Beanlagung; die der unsrigen ist Klarheit und Feinheit."[1]) Darum liebt dieses Volk so außerordentlich die schillernden, packenden Gegensätze (Antithesen), darum hascht es so gern nach witzigen, geistreichen Wendungen und Sinnspitzen (Pointen), darum ist es überhaupt so eifrig auf sorgfältige Auswahl des passenden Ausdrucks und auf Ausschmückung der Rede bedacht. Ludwig XVIII. wußte ganz genau, worauf sein Volk vor allem Wert legt, als er sagte: „Man muß die Grammatik und die Synonyme kennen, wenn man König von Frankreich sein will."[2]) Die Deutschen dagegen vernachlässigen oft auf Kosten des Inhalts die Form, und weit entfernt, den Gedanken um jeden Preis ein schmuckes Kleid zu geben, begnügen sie sich leider allzuhäufig mit dem ersten besten Gewande, das ihnen in die Hände kommt. Jene feilen zumeist an ihren Schriften, bis die Form sich mit dem Inhalte deckt, diese müssen oft genug den Vorwurf hören, daß sie den angemessenen Ausdruck nicht kennen[3]); jene haben gewöhnlich einen leichten, flüssigen, diese oft einen ermüdenden, schwerfälligen Stil. Man denke nur an den großen Königsberger Philosophen Kant. Wie wenig formvollendet und darum äußerlich abstoßend sind seine Werke, und doch welche Fülle und Tiefe neuer Gedanken ist darin enthalten! So hat also Scherer nicht ganz Unrecht, wenn er das Urteil fällt[4]): „Die Deutschen schätzen von alters

1) Im philosophischen Wörterbuche unter langues: chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance. Vgl. auch E. v. Jagow, Der französische Nationalcharakter, in der Zeitschrift Über Land und Meer 1891—1892, S. 175; Fuchs, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Lateinischen. Halle 1849. S. 116; Lecoultre, Du génie de la langue française comparé à celui de la langue latine. Neufchâtel 1894. S. 24.

2) Il faut savoir la grammaire et les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France.

3) Les Allemands n'ont pas le mot propre.

4) In der Rede auf Geibel S. 10. Vgl. auch den Ausspruch Lamartines, die deutsche Sprache sei faltig wie ein Königsmantel und tief versenke sich darin der Gedanke, bei G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache, S. 22 und bei Heußner, Unsere Muttersprache. Kassel 1879. S. 12 f.

her den Inhalt mehr **als die Form, das innere Leben mehr** als die Erscheinung. **Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein,** und sie wollen nicht den **Schein, sondern die Wahrheit.**"

37 Wenn man, wie **vielfach geschieht, das stärkere Hervor**treten der Vokale in dem **Wortschatze einer Sprache als Zeugnis** größeren Formsinnes auffaßt, **dann steht das Deutsche in dieser** Hinsicht z. B. unter dem **Italienischen. Denn hier kommen** schon auf 11 Mitlauter **10 Selbstlauter, dort erst auf 18;** hier hat die Klang- und **Farbenfülle der Vokale im Laufe der** Jahrhunderte sich eher **vermehrt, dort hat sie entschieden ab**genommen. Hat sich doch **das farblose e seit althochdeutscher** Zeit so stark vermehrt, daß **es gegenwärtig 43 v. H. aller Selbst**lauter ausmacht.[1])

38 Ein anderes Bild gewähren die **Konsonanten.** In den romanischen Sprachen sind die flüssigen, halbvokalischen l r m n in besonders großer Menge vertreten, im Deutschen die rauheren Reibelaute f j ch h. Häufung von Mitlautern wie in den Wörtern „du flichtst, springst, darfst, schlägst" kommt dem Südländer unerträglich vor, und Lautverbindungen wie lzpfl in Holzpflock, chtspr in Machtspruch, pfpfl in Sumpfpflanze sind für ihn geradezu unaussprechbar[2]); das deutsche Lehnwort Halsberge gestaltet der Italiener zu usbergo, gundfano, Kampfsahne zu gonfalone, aus Faltstuhl und Marschalk macht der Franzose fauteuil und maréchal. Es hat daher eine gewisse Berechtigung, wenn A. W. Schlegel in seinem Aufsatze über den Wettstreit der Sprachen (1798) sagt: „Pfropf" stopfe wirklich den Mund zu und „Kopfschmerz" verursache das damit bezeichnete Leiden, und wenn V. Hehn ergänzend hinzufügt[3]),

1) Das Verhältnis der Doppellauter zu den einfachen Selbstlauten ist im Gotischen 30 : 70, im Neuhochdeutschen dagegen 9 : 91.

2) Worauf die von Mela hervorgehobenen Schwierigkeiten der Aussprache deutscher Gebirgsnamen beruhte, läßt sich schwer sagen. Vgl. Mela III, 3: quorum nomina vix est eloqui ore Romano.

3) Hehn, Italien. 3. Aufl. S. 206. Vgl. auch A. Grabow, Die Musik in der deutschen Sprache, Programm von Lemgo 1876 und Werneke, Die Bedeutung des Lautes in der Sprache. Paderborn 1864.

bei „ſtampfen" zittere der Boden und bei „Angſtſchweiß" brächen auf der Stelle die Tropfen aus. Doch iſt es entſchieden übertrieben, wenn Herzog Karl Auguſt von Weimar 1805 nach Empfang der Phädraüberſetzung an Schiller ſchrieb: „Die deutſche Sprache ſanft klingen zu machen iſt gewiß ſehr ſchwer; ſie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenſter ſchlägt."

Konſonanten am Wortende ſind im Italieniſchen nur noch in ſehr mäßigem Umfange vorhanden, im Franzöſiſchen werden ſie meiſt nicht geſprochen, im Deutſchen haben ſie ihre volle Geltung bewahrt. Vokale am Wortſchluſſe ſind dem Romanen dann läſtig, wenn ſie mit vokaliſchem Anlaut des folgenden Worts zuſammentreffen, der Deutſche hat ſeit Jahrhunderten gegen dieſen klaffenden Spalt zwiſchen zwei Wörtern (Hiatus) keine beſondere Abneigung und nimmt daher an Wortverbindungen wie eine_unangenehme_Erinnerung oder dieſe_entzückende_Ausſicht durchaus keinen Anſtoß.[1]) Doch iſt dabei allerdings in Betracht zu ziehen, daß vielfach die verſchiedene Tonſtärke der zuſammentreffenden Selbſtlauter die Sache erträglicher macht.

Iſt ſo die äußere Lautentwickelung ein treues Abbild 39
germaniſcher Formloſigkeit und Derbheit, aber auch Kraft und Stärke, ſo eröffnet uns das mehr innere Leben der Wörter einen Ausblick auf andere Eigenſchaften unſeres Volkes.

Schroff ſteht das Deutſche den romaniſchen Sprachen in der Regelung der Tonverhältniſſe gegenüber. Das beweiſt zunächſt ein Vergleich zwiſchen Soldát und Söldner. Lieferánt und liefernd. Im Franzöſiſchen iſt jedes zwei- oder mehrſilbige Wort auf der letzten Silbe betont, wobei natürlich ſtummes e am Schluſſe wie in der weiblichen Form brillante (von brillant) nicht als beſondere Silbe gerechnet wird; im Deutſchen dagegen liegt ſchon ſeit ſehr langer Zeit der Hauptnachdruck meiſt auf der Stammſilbe, welche die Bedeutung, den eigentlichen Gehalt

1) Nur die Dichter ſind in dieſer Beziehung etwas peinlicher. Vgl. Scherer, Über den Hiatus in der neueren deutſchen Metrik. 1877; Schröder, Vom papiernen Stil. 3. Abhandlung.

des Wortes, in ſich ſchließt.[1]) Und wie mit dem Wortton verhält es ſich mit dem Satzton. Der Franzoſe rückt ihn möglichſt an das Ende, der Deutſche aber, für den ſelbſtverſtändlich wieder nur die Bedeutung den Ausſchlag giebt, ſetzt ihn auf das wichtigſte Wort. Ja auch in der Art, wie er hervorgebracht wird, liegt ein Unterſchied. Ein gemütvolles Volk wie das unſrige erzeugt ihn meiſt ſingend, ein mehr verſtandesmäßig beanlagtes wie unſere ſüdweſtlichen Nachbarn weit ſeltener, wir betonen langſam, aber ſtark, ſie ſchnell, aber ſchwächer.[2])

40 Die Betonung führt uns auf die Verskunſt, in der wir ähnliche Gegenſätze beobachten. Während der franzöſiſche Alexandriner auf der regelmäßigen Folge von Länge und Kürze beruht wie die altgriechiſchen und römiſchen Versmaße, iſt in der deutſchen Dichtung von jeher der Grundſatz der Betonung maßgebend geweſen. Nicht die Zahl der Silben, ſondern die der Hebungen entſcheidet, wie in der Muſik nicht die Zahl der Noten, ſondern der Takte. „Schreitend fanden die Germanen den Rhythmus ihrer Verſe.“ Die Zahl der Senkungen zwiſchen zwei hochbetonten Silben ſchwankt in den alten Volksepen zwiſchen 0 und 3, die der Hebungen iſt feſt geregelt. Die Thatſache, daß in einer Vershälfte 4—11 Silben vorkommen können wie im Nibelungenliede, iſt in der romaniſchen Verskunſt ohne Seitenſtück; und wenn äußerlich formloſe Gedichte, wie die Jugendſchöpfungen Goethes, Harzreiſe, Prometheus u. a., der romaniſchen Empfindung vielleicht weniger zuſagen, ſo ſind ſie doch echt deutſch.

41 Eine andere Seite des deutſchen Geiſteslebens wird uns durch die Betrachtung der Wortbildung erſchloſſen. Wie das Wort deutſch von der Sprache der Heimat im Gegenſatz zur römiſchen Vulgärſprache in Italien und dann zum Latein der

1) Dieſe Regel erleidet meiſt nur in dem Falle eine Ausnahme, wenn eine andere Silbe für den Wortſinn von ausſchlaggebender Wichtigkeit iſt: z. B. únklar als Gegenſatz zu klar.

2) „En France la prononciation est rapide comme l'esprit des Français.“ Vgl. Wedewer a. a. O. S. 88 f.

Kirche und der Gelehrten in Deutschland hergeleitet ist[1]) und somit die Volkstümlichkeit der Sprache unseren Altvordern wichtig genug erschien, das ganze Volk darnach zu benennen, so ist auch im deutschen Wesen die Neigung begründet, volkstümlich und allgemein verständlich, offen und frei, klar und deutlich zu reden. Talleyrands Behauptung, das Wort sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, verletzt das Gefühl eines echt deutschen Mannes[2]) und bestätigt die Richtigkeit des deutschen Sprichwortes: Was welsch ist, falsch ist. Ängstlich ist unser Volk immer darauf bedacht gewesen, Mißverständnisse zu verhüten, oft mehr als nötig ist. Daher erklärt sich der Überfluß und die Fülle des Ausdrucks in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide Bestandteile dasselbe bedeuten oder sich zu einander verhalten wie der Einzelbegriff zum Gattungsbegriffe. Das ahd. tâmo = lat. dama ist jetzt zu Damhirsch, stâla (von stehlen) zu Diebstahl erweitert worden; aus mûl = mulus ist Maultier, aus wint Windhund hervorgegangen. Auch Kichererbse (= lat. cicer), Sahlweide (= lat. salix), Lorbeer (= lat. laurus),

1) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte I², 12: „Schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. findet sich aus dem bereits westarischen Wortstamm diot, Volk, und seinen Ableitungen diuten, volksgemäß machen und githiuti, Verständlichkeit, das Wort deutsch entwickelt im Sinne von volksverständlich und in Anwendung auf die Sprache. Im Beginn des 9. Jahrh. wird das Wort ausdrücklich der römischen Vulgärsprache, dem aufkommenden Romanisch, gegenübergestellt. Einen umfassenderen Sinn mußte es am ehesten da annehmen, wo Deutsche mit Fremden untermischt saßen oder Deutsche wenigstens häufig unter Fremde gelangten. Das war in Italien der Fall: hier wird teutiscus im Jahre 845 zum erstenmal zur Bezeichnung des deutschen Typus überhaupt, zur Kenntlichmachung der Volksangehörigkeit verwendet. . . Erst im 11. Jahrh. erwächst das Wort in der gelehrten Form teutonicus zur vollen Bezeichnung des nationalen Typus, zunächst bei Schriftstellern, die Beziehungen zu Italien hatten; und nicht vor dem Jahre 1080 ertönt zum erstenmal das Wort vom deutschen Vaterlande (teutonica patria)" und F. Cramer, Archiv für lat. Lexikographie V, 141 f.

2) Im Gegensatze dazu steht der größte Staatsmann der Gegenwart, der deutsche Fürst Bismarck, dessen große Offenheit stets gerühmt worden ist. Bismarcks Sprache behandeln O. Lyon, 1893 und L. Gerlach, Fürst Bismarck als Redner. 3. Aufl. Dessau-Leipzig 1891.

Ebenholz (= lat. ebenus), Schöllkraut (= lat. chelidonia), Schalksknecht, Renntier, Elentier, Schienbein u. a.[1]) enthalten schon in ihrem ersten Teile den das Ganze ausdrückenden Sinn. Demnach ist es begreiflich, daß das deutsche Volk wie kein anderes zu volkstümlichen Wortumbildungen beanlagt ist. Sagt doch G. Andresen[2]) ausdrücklich: „Wenngleich in allen Sprachen Volksetymologieen angetroffen werden, so erscheint doch das auf Umbildung des Unverständlichen ins Allgemeinverständliche gerichtete Bestreben des Volksgeistes in keiner Sprache so umfangreich, so ausgeprägt als in der deutschen."[3])

42 Oft freilich artet die löbliche Neigung unseres Volkes, sich alles recht leicht verständlich zu machen, in Kleinlichkeit und allzugroße Peinlichkeit aus. Mit Recht hat schon J. Grimm den Vorwurf der Pedanterie gegen die Deutschen erhoben. Im mhd. wurde, wie in den romanischen Sprachen noch jetzt, jedes Wort außer an der Spitze des Satzes mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Gegen diese schöne und für die lernende Jugend so bequeme Regel empörte sich der Geist deutscher Gewissenhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei. Er fand es nicht in der Ordnung, daß Hauptwörter und Eigenschaftswörter über einen Kamm geschoren wurden, und wünschte, daß jene ein äußeres Abzeichen erhielten. So schrieb er sie denn mit großem Anfangsbuchstaben. Da nun in vielen Wortverbindungen gar nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist, ob ein Eigenschaftswort schon die volle Kraft eines Hauptworts erhalten hat und umgekehrt, ob ein Hauptwort noch die Geltung eines solchen beanspruchen kann[4]), so ist für jedermann die Erlernung der Sprache und ihrer Rechtschreibung sehr erschwert. Dazu kommt, daß

1) Weitere Beispiele bei Mushacke, Pleonasmus und Tautologie in der deutschen Wortzusammensetzung. Programm von Hannover 1883.

2) Über deutsche Volksetymologie, S. 16.

3) Nächst ihr in der englischen, also auch einer germanischen Sprache.

4) So schreibt man jetzt nach der neuen Rechtschreibung: jung und alt, es beim alten lassen, aber Altes und Neues, die Alten, etwas Altes; ferner außer aller Acht, aber außer acht lassen, in acht nehmen, acht haben.

wir abweichend von andern Völkern uns unnütz mit doppelten Alphabeten plagen, indem wir außer den verschnörkelten, eckigen, der deutschen Eigenart entsprechenden[1]) Buchstaben, die sich im Laufe der Zeit aus den runden lateinischen herausgebildet haben, auch noch die im Mittelalter üblichen und in den romanischen Sprachen geltenden lateinischen Schriftzeichen anwenden.

Eben solcher Überfluß besteht bei uns im Gebrauche der 43
Satzzeichen. Welches andere Volk setzt so viel Striche (Kommata), Strichpunkte (Semikola), Fragezeichen, Doppelpunkte und Ausrufezeichen? Welches soviel Gänsefüßchen als Anführungszeichen der wörtlich mitgeteilten Rede? Überall sucht man es dem Leser so leicht als möglich zu machen. Doch wäre es traurig, wenn dieser solcher Krücken bedürfte, um ohne Mühe in das Verständnis des Gelesenen einzudringen. Noch schlimmer steht es um den Gebrauch des Auslassungszeichens (Apostrophs), das in unserem Schrifttum eine unheimliche Rolle spielt. Nicht mehr wie früher schreibt man torgisch Bier (von Torgau) und lündisch Tuch (von London), nicht lübisch und rügisch, wie es den Sprachgesetzen gemäß wäre, sondern lübeck'sch, rügen'sch u. a., nicht goethisch und fichtisch, sondern Goethe'sch und Fichte'sch, als ob man sich scheute, ein so wertvolles Glied des Wortes, wie das schließende e ist, über Bord zu werfen. Denn es könnte bei Leibe sonst jemand auf den Gedanken kommen, daß der Eigentümer des Namens Goethi oder Fichti, Goeth oder Ficht hieße. Muß man angesichts solcher Erscheinungen, deren Zahl sich leicht noch vermehren ließe, nicht Grimm beipflichten, der sich dahin äußert[2]): „Wenn das Pedantische früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es die Deutschen erfunden haben"?[3])

Den reichsten und vielseitigsten Aufschluß über deutsche 44
Volksart gewährt uns der Wortschatz unserer Sprache. Wenn

1) W. Langenbruch, Nationalität und Handschrift. Graphologische Studie in Schorers Familienblatt 1891 Nr. 47 S. 742 ff.

2) Kleine Schriften I, 328.

3) Indes trifft dies weniger die breiten Schichten des Volks als die Gelehrten.

irgend etwas, so läßt uns gerade die Wortbedeutung tiefe Einblicke in die Volksseele thun. „Jedes Wort ist gesättigt mit Leben, jeder einzelne Ausdruck zeigt uns die Grenze der Fassungskraft, ja selbst den Grundton der Stimmung, die einen Volksstamm beherrscht.“[1]) Können wir nicht an volkstümlichen Wendungen wie „der liebe Gott, die liebe Sonne, das liebe Brot, die liebe Not“ oder an den Redensarten „herzlich lachen, jemanden herzen, etwas nicht übers Herz bringen“ das von Liebe erfüllte und liebebedürftige Herz des Deutschen erkennen? Spricht nicht aus Blumennamen wie Vergißmeinnicht, Engelsüß, Augentrost, Maßliebchen, Männertreu, Liebstöckel, Goldregen, Himmelschlüsselchen, Gänseblümchen, Schneeglöckchen, Stiefmütterchen die Tiefe der deutschen Naturempfindung und die ganze Innigkeit des Volksgemüts? Lassen nicht die Wörter Männchen und Weibchen, deren verkleinernde, liebkosende Endung selbst da beibehalten wird, wo es sich um die größten Vertreter des Tiergeschlechts handelt, auf ein warmes, für die Tierwelt schlagendes und ihre Freuden und Leiden verstehendes Herz schließen? Und steht damit nicht die Thatsache in Einklang, daß gerade die Germanen mehr als andere Völker in Wort (Tiersage) und Bild (Stillleben) das Tierreich verherrlicht haben?

Doch nicht bloß die Pflanzen und Tiere sind in deutschen Ländern den Menschen näher gerückt, auch die Menschen selbst treten zu einander in ein innigeres, trauteres Verhältnis.[2]) Von deutscher Vertraulichkeit weiß besonders das Wörtlein du

1) Karl Stieler, Kulturbilder aus Oberbayern S. 64.

2) So predigt uns der Gebrauch der Vorsilbe ge- im Sinne eines vertraulichen Anschlusses in Wörtern wie Geselle (= der in demselben Saale wohnt), Gefährte (von Fahrt), Gestalle (von Stall), Gesinde (ahd. sind, Reise, Heereszug), Gespan (= zugleich angespannt), Gevatter (Mitvater) u. a. oder der des Wortes mit in den Zusammensetzungen Mitbürger (= lat. civis), Mitmensch (= homo alter), mitfühlen, mitleiden u. a., von treuer Hingabe an und liebevollem Verständnis für andere. „Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe, lieblich spricht?“ (Friedr. v. Logau, Sinngedichte.)

zu erzählen, dessen Gebrauch bei wenigen Kulturvölkern soweit verbreitet ist wie bei uns. Im Englischen dient thou zur Anrede bei den brüderlich mit einander verkehrenden Quäkern, sonst aber nur entweder zum Ausdruck der Geringschätzung oder — der gehobenen Stimmung: in der Gefühlsinnigkeit der lyrischen Dichtung und im Verkehr mit Gott. Im Französischen ist sein Gebrauch noch beschränkter; bei uns dagegen ist die Anrede mit du in allen Kreisen das äußere Zeichen der Liebe und freundschaftlichen Gesinnung; wo zwei Menschen einander irgendwie näher stehn, da erklingt auch das herzliche du von ihren Lippen.

Ein untrüglicher Gradmesser der Herzensbildung eines 46
Volkes ist die Wertschätzung des Weibes.[1]) Von alters her ist eine solche den Germanen eigen gewesen. Das Wort Weib bezeichnet von Haus aus ein begeistertes Wesen, also dasselbe, was Tacitus in seiner Germania mit den Worten „etwas Heiliges und Ahnungsvolles“[2]) ausdrückt. So erklärt sich auch, daß man den Frauen, besonders den Priesterinnen, die Gabe der Weissagung zuschrieb; so ferner die hohe Auffassung von der Ehe: sie bezeichnet im Deutschen ein Rechtsverhältnis[3]), das durch die Hochzeit d. h. einen hohen Festtag geweiht wird. Und welche Verehrung des weiblichen Geschlechts spricht nicht aus den Wörtern Geschwister[4]), Bräutigam und

1) Th. Vischer, Ästhetik II, 248: „Die Tugenden, worin schon bei den alten Deutschen der Beruf zur Idealität sich ankündigte, kennen wir aus Tacitus. Sie weisen namentlich auf die Familie und Freundschaft hin: Achtung des Weibes, Treue des Freundes und was dem verwandt ist, sodaß man erkennt, diese winterlichen Menschen werden nicht dahin kommen, wo sie der Ästhetik mehr Stoff in den Gemächern des Hauses, durch Schönheit des Privatlebens, als auf der Straße durch öffentliches Leben geben werden.“

2) Sanctum aliquid et providum. Germ. Kap. 8.

3) ahd. êwa, Gesetz, Ehe, mhd. ê, êwe, Recht, Gesetz, Ehe.

4) „Das Geschwister“ bezeichnet im ahd. und mhd. noch die Schwestern. Auch die „Schwieger“, nicht der Schwäher ist zu einer Anzahl von Bildungen verwendet worden: Schwiegersohn, Schwiegervater u. a.

Brautpaar? Wo der Franzose frère(s) et soeur(s), fiancés und nouveaux mariés sagt, leitet der zartfühlende Deutsche die entsprechenden Wörter von Schwester und Braut ab, stellt also den weiblichen Teil des Sammelbegriffs höher als den männlichen. Wenn ferner der Römer von einem sermo patrius und einer terra patria, einer Vatersprache und einem Vaterlande, redet, bezeichnen wir mit feinerem Gefühle die Sprache, in der wir die ersten Laute dem Muttermunde nachlallen, als Muttersprache, das Land aber, das der Mann nach der Sitte der Väter mit dem Schwerte zu verteidigen berufen ist, als Vaterland.[1])

47 Die am stärksten in die Augen springende Eigenschaft unseres Volkes ist die **Treue**. Deutsch sein heißt treu sein. In unseren Heldengesängen ist keine Tugend so hoch gepriesen und gefeiert, keine uns in so mannigfaltigen Formen und Arten vorgeführt worden. Sie ist das hohe Lied unserer ganzen Volksdichtung oder, um mit Uhland zu reden: „Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue." Treulosigkeit erscheint dem Deutschen als das Verabscheuungswürdigste, was es unter der Sonne giebt; und doch reicht die Bedeutung dieses Wortes noch keineswegs heran an den Sinn des französischen perfidie. Sagt doch Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren V, 16: „Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um Perfidie in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude." Ja mit Rücksicht auf diesen und ähnliche Ausdrücke trägt unser Dichter kein Bedenken, die ganze französische Sprache selbst eine perfide Sprache zu nennen.[2]) Deutschland hingegen ist das Land, wo der Grundsatz

1) Vgl. meine Charakteristik der lateinischen Sprache S. 32.

2) Oder, genauer genommen, durch Aurelie nennen zu lassen. Frau v. Staël sagt in ihrem Buche de l'Allemagne: „Es giebt in unserer (der französischen) Sprache sehr viele Redensarten, um etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche ist weniger nachgiebig und thut wohl daran, so zu

zu recht besteht: ein Mann, ein Wort. Redlich hat vom ahd. bis zum nhd. die Bedeutungsreihe „verständig, beredt, rechtschaffen" durchlaufen.[1]) Wie eng in unserer Heimat Herz und Zunge vereint sind, davon zeugen auch die Wörter meinen und danken; jenes heißt ursprünglich denken (vgl. memini), dann eine Gesinnung gegen jemand haben, ihn lieben, wie noch in dem bekannten Liede: Freiheit, die ich meine (= liebe, vgl. Minne) ersichtlich ist; dieses bedeutet zunächst jemandes gedenken und dann Worte des Dankes stammeln.

Was der Deutsche zu thun pflegt, wird ihm zur Pflicht; 48
Demut heißt in seiner Sprache Dienstbeflissenheit, treue, hingebende, von christlichem Geiste durchdrungene Gesinnung des Dienenden. „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung" lautet das Bekenntnis eines kerndeutschen Weibes wie Dorothea, und Friedrich der Große nannte sich, von demselben Pflichtgefühl beseelt, den ersten Diener seines Staates. Auch ist es ein merkwürdiger Zufall, daß das älteste uns im lateinischen Schrifttum überlieferte deutschkeltische Wort, ambactus[2]), got. andbahts, Gefolgsmann (vgl. andbahti, das Amt = Ambet), das Verhältnis der Treue zwischen Diener und Herrn bezeichnet.

Im Boden des Gemüts wurzelt auch die Liebe. Sie ist mit Glaube und Hoffnung innig verbunden, ja sogar im Ausdruck wurzelverwandt.[3]) Von ihr konnte Luther sagen: „Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß

bleiben." Friedr. v. Logau, Sinngedichte: „Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein."

1) Quintilian 10, 7: Pectus est enim, quod disertos facit, et vis mentis.

2) Da Paulus ex Festo 4, 13, der das Wort ambactus aus Ennius überliefert, es als keltisch bezeichnet, so nehmen einige vielleicht mit mehr Recht an, das gotische Wort sei aus dem Keltischen entlehnt und volksetymologisch umgestaltet. Vgl. auch Caes. b. g. VI, 15.

3) Liebe und Ge-laube gehen zurück auf eine Wurzel lub, die auch im got. lubains, Hoffnung vorliegt.

es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache".[1])

Wenn ferner Tacitus in seiner Germania der Gastfreundschaft unseres Volkes ein so ehrendes Denkmal setzt, so wird dies bestätigt durch die Bedeutungsentwickelung des Wortes Gast. Bei dem lautlich damit übereinstimmenden lat. hostis hat sich der Grundbegriff Fremdling (hostis noch altlat. = peregrinus) zu Feind, bei uns aber entgegengesetzt zu Gast entwickelt. Die große Liebe zur heimischen Scholle blickt aus dem Bedeutungswandel des Wortes Elend hervor, dessen ursprünglicher Sinn noch in dem Uhlandschen Verse[2]) erkennbar ist: „Jedem ist das Elend[3]) finster, jedem glänzt das Vaterland", aber ebenso aus der Bedeutungsentwickelung von wohnen und gewohnt sein, die mit Wonne verwandt sind und zunächst „sich dauernd irgendwo aufhalten" bezeichnen[4]), endlich nicht zum wenigsten aus dem Zauber, mit dem das Wort Heim für den umgeben ist, der alles außerhalb des Heims Liegende als „unheimlich" ansieht, der fern von seinem Vaterlande das Gefühl des „Heimwehs" empfindet.

49 Das Wort Heimweh gehört zu denen, die sich nicht völlig in andere Sprachen übersetzen lassen. Denn jedes Volk hat in seinem Wortschatze Bezeichnungen, die eine hervorstechende Eigentümlichkeit einer Volksgemeinschaft ausdrücken und deren feine Bedeutungsabschattungen von andern nicht einmal durch Umschreibung genau wiedergegeben werden können. Solche Wörter sind französisch honnête, galant, élégant, coquet, esprit, gamin, causerie, courtoisie, englisch fashionable, gentleman, humour, comfort, spleen, respectability und deutsch

1) Im Briefe vom Dolmetschen. Vgl. ferner C. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 1 ff.: „Über den Begriff der Liebe" u. s. w.

2) In dem Gedichte: Bidassoabrücke.

3) ahd. ali-lenti, eli-lenti = alia terra. Vgl. auch die Redensart: „Ich bin noch nicht auf deutschen Boden gekommen".

4) Vgl. den ähnlichen Bedeutungswandel von pflegen, sich jemandes in Liebe annehmen, gewöhnlich thun.

Gemüt, Wehmut, Sehnsucht, Wonne, Heim, Heimweh, Heimat[1]), Innigkeit, Sinnigkeit, Sittsamkeit, Biederkeit, Ehrlichkeit u. a. Während also bei unsern Nachbarn jenseits des Wasgaus und des Ärmelmeers vorwiegend die Art, wie sie sich äußerlich geben, stark ausgeprägt ist, verfügt unser Wortschatz über eine Fülle von Ausdrücken, die von der Tiefe des Gemüts Zeugnis ablegen und darthun, daß Deutschland das Land ist, „wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt".

Der Tiefe des Gemüts kommt die Stärke des Mutes 50
gleich; Herz und Arm sind eng mit einander verbunden, Furchtlosigkeit und Tapferkeit eng verknüpft. Sagt doch schon Tacitus Annal. XIII, 54: nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse. Den Griechen der Homerischen Gesänge ist der Kampf nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck; auch die bedeutendsten Kriegshelden fühlen sich oft von ihm wie von einer drückenden Bürde belastet. Von dem kühnen Thatendurste und dem ungestümen Kampfesmute der alten Germanen, für die es kein größeres Vergnügen giebt als sich mit dem Feinde herumzuschlagen, ist in den altgriechischen Heldengesängen keine Rede. Das Raufen geht unsern Vätern über alles, ohne Beutezüge können sie nicht leben.[2]) Die hochmütigen keltischen Nachbarn nannten sich die Erhabenen (Celtae = celsi), ja einzelne Stämme wie die Bituriges (= mundi reges) gingen noch weiter, ganz entsprechend der prahlerischen Art ihrer Nachkommen[3]); die nicht minder übermütigen Nachbarn im Osten nennen sich Slaven = die Ruhmvollen, die Deutschen aber, denen eine solche Überhebung fern lag, brachten in ihren Stamm-

1) Die Liebe des Deutschen zu seinem Heim spricht sich auch darin aus, daß er am häufigsten unter allen Kulturvölkern sein Haus mit einem besondern Namen bezeichnet hat. Vgl. R. Mielke, Zeitschr. für Kulturgesch., herausgeg. v. Chr. Meyer, N. F. 1891. II, 1, 365 ff.

2) Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. S. 15. Nil agunt nisi armati (Tacitus Germ. Kap. 13). Ingrata genti quies (ebenda Kap. 14).

3) Vgl. altfranz. regner, sich benehmen, leben = lat. regnare, herrschen.

namen gern ihre Liebe zum Waffenhandwerk und Kriegswesen zum Ausdruck. Wenn auch die alten Cimbern wahrscheinlich nicht, wie man früher annahm, von ahd. chempho, ags. cempa, Kämpfer benannt sind[1]), so will doch der Name Langobarden so viel besagen als „die mit langen Barten Bewaffneten", und Cherusker und Sachsen bedeutet „Schwertleute" (von got. hairus und ahd. sahs, Schwert), wie denn schon das Annolied V. 341 angiebt: von mezzirn also wahsin (scharfen) wurden sie geheizzin Sahsin. Die Thatsache aber, daß sie die Waffen mit besonderen Namen belegten und als beseelte Wesen auffaßten, sei es als tötende Schlangen oder als vernichtende Brände, läßt genugsam erkennen, wie sehr ihnen diese ans Herz gewachsen waren und was sie damit auszurichten verstanden.

51 Wenn man sodann den außerordentlich reichen Schatz der altdeutschen Personennamen und unserer jetzigen Vornamen durchmustert, so findet man, daß auch sie stark von Kampfeslust widerhallen. Nicht Wortgeklingel und Rücksicht auf volltönende Laute ist hier bei der Benennung maßgebend gewesen, sondern lediglich der Inhalt, die Bedeutung. Bezeichnend für den Unterschied zwischen romanischem und germanischem Wesen ist eine Beobachtung, die Julius Fröbel in Amerika machte. Als er nämlich aus den Vereinigten Staaten nach Nordmexiko zu spanisch redenden Menschen kam, da fielen ihm die pomphaft klingenden, weitschichtigen Namen der Männer aus dem Volke auf: Statt Jack, Dick und Bill hörte er Don José Jesùs de la Luz Miramontes u. a., die ihn unwillkürlich zu dem Ausrufe veranlaßten: „Welch hohler Wortschwall in Eigennamen!" Unsere Väter dagegen gaben ihren Kindern im Namen alles das, was ihr Herz bewegte, als Richtschnur und teures Vermächtnis mit auf die Lebensreise. Sie sollten jederzeit daran denken, daß des Menschen schönste Kraftäußerung in Tapfer-

1) Denn der Stamm dieses Wortes (Kampf, ahd. kampf) ist mutmaßlich aus dem lat. campus entlehnt. Vgl. auch Festus: Cimbri lingua gallica latrones dicuntur.

keit und Unerschrockenheit, in mutigem und kühnem Vorgehen gegen den Feind bestehe.[1]) Zusammensetzungen mit gundja (Gundram), hadu (Hadubrand), hiltja (Hildebrand), wîg (Ludwig), batu (Marbod = Rossekämpfer; Baturich), die sämtlich Kampf und Krieg bedeuten, ferner mit gêr, Speer (Gerhard), ecke, Schwertspitze (Eckhart, Eckardt), brünne, Panzer (Brunhild), sige, Sieg (Siegfried) und andere Namen sind die verbreitetsten, ja sie sind dem Volke so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es auch die weiblichen Namen gewöhnlich in gleicher Weise bildete: Kunigunde, Hedwig (= Haduwig), Hildegunde, Gertrud, Sigelinde.[2]) Fast selbstverständlich muß es da erscheinen, daß auch die germanische Götterwelt so geartet ist. Sind doch die Götter nichts als Gebilde, die sich der gläubige Sinn und die kühne Einbildungskraft eines unbefangenen Gemüts als Muster zur Nachahmung allmählich ausgebildet hat. Griechen und Römer verehrten wie einst alle Indogermanen den alten Lichtgott Djaus d. h. Tag = Zeus = Dju-pater = Jupiter als höchstes Wesen, mit andern Worten: sie verliehen dem Glanze des unbewölkten Himmels persönliche Gestalt und göttliches Ansehen; die alten Germanen dagegen entsetzten diesen seiner Würde und machten ihn, den höchsten Herrscher, zum Kriegsgotte Ziu, an seiner Stelle erhoben sie den Wodan (Wuotan) zum allgewaltigen Göttervater. Da zieht er denn mit seinem „wütenden Heere" (= Wodans Heer) in stürmischer

1) Th. Vischer, Ästhetik II, 248: „Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentlich Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fechtmeister der Welt von Anfang an". Vgl. auch Lohmeyer, Die deutschen Vornamen, ein Stück deutscher Sittengeschichte, Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins IV, 1, 5 ff.; Ondrusch, Programm von Neustadt in Oberschlesien 1894 S. 22 und W. Wackernagel im Schweizerischen Museum I, 1, 69—119.

2) „Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen" (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit).

Winternacht über die Fluren gleich den ungestümen Germanenhorden, die einst ganz Europa überfluteten.[1])

52 Nach alledem kann es nicht auffallen, daß die deutsche Sprache stark von Übertragungen, Bildern und Gleichnissen aus dem Kriegsleben erfüllt ist. Schon das Wort Volk[2]) hatte altgermanisch u. a. die Bedeutung Heeresabteilung. Reise bedeutete ursprünglich Aufbruch, mhd. auch den Kriegszug, und noch zu Luthers Zeit versteht man unter reisen: einen Kriegszug unternehmen; Reisig und Reisläufer gehen auf denselben Wortstamm zurück. Das Wort Gesinde bezeichnet schon im ahd. die Kriegsgefolgschaft (von sind, Reise, Heereszug), kriegen = bekommen fällt nach Form und Grundbedeutung mit kriegen = Krieg führen zusammen. Bei der geringsten Veranlassung „gerieten" unsere Vorfahren „in Harnisch" und wehe dem, gegen den man „etwas im Schilde führte". Die „rüstigen" (= gerüsteten) Leute waren alsbald zur Heerfahrt „fertig".[3]) Mit ihren Rossen fast verwachsen, verrichteten sie alles „aus dem Stegreife" (= Steigbügel). Wenn man nicht gerade auf den Feind losging, legte man sich in feindlicher „Absicht" (Absicht = Ausschau) ins Versteck und „hielt hinter" Bäumen im „Hinterhalt". Bei Nacht suchte man irgendwo Unterkunft zu finden. Daher verstand man unter ahd. heribërga ein Heerlager, dann aber auch ein Haus zum Übernachten für Fremde (Herberge). Mit Bogen und Lanze wußte man geschickt umzugehen. Vom Spannen des Bogens stammen Wendungen wie „abgespannt" sein, auf jemand „gespannt" sein, „Anspannung" und „Abspannung", während später vom Schießen mit Armbrust und Feuerrohr in unserer Sprache die Ausdrücke hergeleitet wurden: ins Schwarze treffen, über das Ziel hinausschießen, den Zweck[4]) verfehlen, im stande sein, etwas aufs

1) Kluge, im etymolog. Wörterbuch, 5. Aufl., bringt den Namen des Gottes in Verbindung mit dem Stamme von lat. vates, gottbegeisterter Sänger, anord. oðr, Poesie, Gesang und nhd. wuot, Wut.

2) Vgl. altnordisch und ahd. folk, Heereshaufe.

3) Abgeleitet von mhd. vart, Fahrt, Heerfahrt.

4) Zweck = Nagel in der Mitte der Scheibe = Zwecke. Vgl.

Korn nehmen und das gleichbedeutende: sein Absehen auf etwas richten. Strahl heißt ursprünglich Pfeil. Eigennamen wie Eibenschütz[1]) und Pfeilstücker[2]) erinnern noch an die Bedeutung von Bogen und Pfeil, auch läßt der Ausdruck Abschütz noch erkennen, welchen Wert man auf das Schießen legte. Vom Lanzenwerfen sind die Bezeichnungen trefflich, vortrefflich, unübertrefflich, treffend, triftig, überschwenglich[3]), Tragweite[4]), Spießgeselle = Waffengenosse, Spießbürger, wenns zum Treffen kommt u. a. hergeleitet.

Mit der Tapferkeit war bei unsern Altvordern die Schnelligkeit eng verbunden. Kühnes Vorstürmen und unerschrockenes, rasches Draufgehen war beim Angriffe durchaus das Gewöhnliche: „schnell" heißt ahd. und mhd. behende und tapfer, „bald" soviel als schnell, kühn und tapfer, und „hurtig" ist abgeleitet von hurt = frz. heurt, Stoß, Anprall.

Bei einem so gearteten Volke kann es nicht befremden, 53
daß es wenig Neigung zeigt, sich äußerlich zu verfeinern. Die Fortschritte, die es in dieser Hinsicht gemacht hat, verdankt es fast durchweg den Romanen, namentlich den Franzosen, denen das Gefühl für feinere Sitte, Anstand und Geschick, etwas aus sich zu machen, angeboren ist. Ihnen bezeichnet fein das Ziel und Ende der Vollkommenheit; denn fin, fein ist (vermutlich als spätere Adjektivbildung von finire) eng verwandt mit fin = lat. finis, Ende, und Kompliment von complere, anfüllen hat die gleiche Grundvorstellung (achèvement de politesse). Uns kommt es vor allem darauf an, „bieder" zu sein und dies ist mit „derb" eines Stammes (mhd. biderbe). Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, sagt schon Goethe im 2. Teile des Faust, 2. Aufzug, freilich mit starker Übertreibung, und im Unartig Teutschen Sprachverderber heißt es: „Es ist ein gleicher

auch R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 113 und Lamprecht, Deutsche Geschichte 2. Aufl. 1894. I, 161.

1) Von iwa, Eibe, Bogen aus Eibenholz.

2) = Verfertiger von Stecken für die Pfeile.

3) Vom Schwingen des Speers übers Ziel.

4) z. B. „Sache von bedeutender Tragweite".

... [illegible] eine derartige
llen lassen müssen: Hans, Jochen, Michel, P
istel, Lise, Trine u. a. Deutsch mit jemand
kräftige, derbe Sprache führen. Man spricht v.
m und vom deutschen Bären; von jenem ist d
quet, gefallsüchtig von coq, Hahn), von diese
igkeit benannt worden.[2]) Bär, Wolf und Ebe
Sprache der Germanen eine große Rolle. Ulf
rn (Bär) sind noch heute die häufigsten Be
ndinavien, und Jöfurr (Eber) hat im Altnordi
Bedeutung Fürst. Deutsche Namen wie Wolfgan
Wolfrabe), Adolf, Rudolf; Bernhard, Berin
) u. a. enthalten gleichfalls diese drei Wortstän
spricht man von einem ungelenken, zottigen
vergleicht damit den ungelenken, geraden Deutsche
ing im Nathan, wenn er Daja zum Tempelherrn
geh, du deutscher Bär".

Und nun noch ein Wort über das grammat
echt. Denn auch dieses ist nicht willkürlich ge
ttet uns darum nicht selten tiefe Einblicke in
die Geisteswelt des Volkes. Oder ist es Zufal

1) Vgl. Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschr. des allge
chvereins I, 32.

2) Einen andern Gegensatz berührt die Frau v. Sta
igt, die Deutschen liebten es, die [illegible]

Deutſchen übereinſtimmend mit den ernſten Römern das über den Menſchen waltende Schickſal als ſächliches Weſen (fatum; das Schickſal, Geſchick, Verhängnis, Glück, Unglück[1]) faſſen, während die romaniſchen Völker gleich den Griechen (Moira, Aisa) ihr Geſchick in die Hände einer milden, gütigen Fee legen, die bei ihnen an Stelle des düſtern Fatums der Römer trat (fée = fata, Mehrheit von fatum; it. ditta, span. dicha, Glück = dicta, Mehrheit von dictum)?

So kommt alſo die Eigenart unſeres Volkes in der 55
deutſchen Sprache klar und unverkennbar zum Ausdruck. Starr und ſteif wie die Tanne des heimiſchen Bodens, aber dabei auch weich wie die ſanften Linien der zarten Birke, knorrig und feſt wie die Eiche des germaniſchen Urwaldes, aber auch mild wie die duftige Linde, ſo iſt der Deutſche, ſo iſt auch ſeine Sprache: in rauher Schale ein edler Kern.[2])

1) Auch „Gott" iſt, wie die anord. und got. Form des Wortes noch erkennen läßt, urſprünglich ſächlich geweſen, doch kann man hier vielleicht annehmen, daß damit das männliche und weibliche Geſchlecht zuſammengefaßt worden iſt. Das altſ. wurd, Schickſal, war nicht ſächlich.

2) „Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen, kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, lieben, güteln, kürmeln (ſchmeichelnd lallen), lachen" (Logau). Man sagit von dutischer zungen, siu sî unbetwungen ze vuogene herte (hart zu fügen); swer si dicke berte (ſchlüge), si wurde wol zêhe (geſchmeidig): als dem stahele ir geschêhe, der mit sînem gezouwe (Geräte) ûf dem anschouwe (Amboß) wurde gebouge (fügſam). (Anfang der Pilatus-legende.)

Sprache entſpringt wie Glaube, Sitte, Recht, Volksgeſang aus dem natürlichen Leben des Volks. E. Curtius.

Ober- und Niederdeutſchland.

56 Der Gegenſatz, den das griechiſche Altertum in der Geiſtesart der Dorer und Jonier aufweiſt, wiederholt ſich auf deutſchem Boden in den Ländern nördlich und ſüdlich der Mainlinie. Bei den Spartanern wie bei den Bewohnern des norddeutſchen Flachlandes kommt von den Geiſtesgaben mehr der Verſtand und der Wille zur Bethätigung, dagegen iſt den Hellenen gleich den oberdeutſchen Stämmen eine reichere Einbildungskraft und ein froheres Gemüt als Erbteil zugefallen. Früher als die übrigen deutſchen Länder in den Kulturbereich des Altertums gezogen, mehr durch Naturſchönheiten und Farbenfülle der Landſchaft angeregt und mit milderem Himmel beglückt, hatten die Gebiete an Donau und Mittelrhein die weſentlichſten Vorbedingungen zu einer glücklichen Entfaltung der Künſte und waren daher wie geſchaffen, auf dem Gebiete des Schönen die Führung in Deutſchland zu übernehmen. So hat denn auch Öſtreich[1]) die bedeutendſten Tonkünſtler hervorgebracht, Bayern iſt ſeit langer Zeit ein wichtiger Sitz der Malerei und der bildenden Künſte, und Schwaben und Mittelfranken haben unſerem Vaterlande ſeine größten Dichter, Schiller und Goethe, geſchenkt. Nicht minder beachtenswert dürfte ſein, daß die ſüddeutſchen

1) Gehört zwar politiſch nicht mehr zu Deutſchland, aber geſchichtlich und nach Abſtammung der Bewohner, die von Bayern aus eingewandert ſind.

Stämme vermöge ihrer reicheren Phantasiebegabung auf eine große Zahl wichtiger Erfindungen geführt worden sind. Ihnen verdanken wir z. B. Holzschnitt und Kupferstich, Buchdruck und Schnellschrift, Schießpulver und Taschenuhr.

Anders liegen die Verhältnisse im Norden. „Friesland 57
(Holstein) singt nicht" sagt ein altes Wort; wohl aber ist Niederdeutschland die Heimat der hervorragendsten Staatsmänner und Feldherren. Hier wird das Nützliche vor dem Schönen, das Schwert vor dem Pinsel bevorzugt. Niederdeutsche waren es, die zuerst das morsche Gebäude des römischen Staates in seinen Grundfesten erschütterten: Cimbern und Teutonen erfochten die ersten germanischen Siege über Rom, und ein Jahrhundert später schlug der Cherusker Arminius den Varus und die römischen Legionen im Teutoburger Walde. An staatsmännischer Begabung stehen die staufischen Kaiser hinter den sächsischen zurück und Metternich hinter Bismarck. Weist der Süden mehr volkstümliche Herrschergestalten auf wie Kaiser Rotbart und Maximilian, den letzten Ritter, so finden wir im Norden mehr Männer auf dem Throne, denen die Geschichte den ehrenden Beinamen „der Große" verliehen hat: Kaiser Otto I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I., König Friedrich II. Die auf Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes gerichteten Bestrebungen gehen fast sämtlich von der märkischen Ebene aus: der Zollverein, der Fürstenbund Friedrichs des Großen, der Krieg von 1866. Auch Neuerungen, die auf Stärkung der Volkskraft nach innen und außen abzielen, haben hier ihren Anfang genommen. Hier haben die Hohenzollern zuerst die mittelalterliche Leibeigenschaft aufgehoben und die großen Massen durch wirtschaftliche Maßregeln (Altersversorgung, Krankenkassen u. a.) zu befriedigen gesucht, den pflichtmäßigen Schulbesuch und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Und während die Rheinbundstaaten mit Napoleon gegen deutsche Stämme kämpften, ist seit den Tagen des großen Kurfürsten die Losung Brandenburg-Preußens gewesen, Einmischung von außen fern zu halten und Zerstückelung des deutschen Landes zu verhüten.

Aus dieser verschiedenen politischen Beanlagung 58

erklärt sich, daß der Süddeutsche Uhland die Treue des gegen Kaiser und Reich aufständischen Ernst von Schwaben und der Norddeutsche Klopstock in seiner Hermannsschlacht den wackern Vorkämpfer Deutschlands gegen römische Anmaßung feiert, daß in der Isarstadt München die politisch gleichgiltigen Fliegenden Blätter, in der Spreestadt Berlin aber der ohne Kenntnis der Staatsangelegenheiten unverständliche Kladderadatsch erscheint. Entsprechend dieser Begabung hat der Norden den Sachsenspiegel, das erste Rechtsbuch unseres Vaterlandes, verfaßt, das Femgericht ins Leben gerufen und Geschichtsschreiber wie Niebuhr, Schlosser, Ranke und Mommsen hervorgebracht. Der Süden dagegen hat die 3 Blütezeiten unserer Dichtkunst um 600, 1200 und 1800 geschaffen: Denn von den großen während der Völkerwanderung entstandenen Volksgesängen weisen die meisten nach Ort und Urheber auf die ober- und mitteldeutschen Länder, ebendort sind die Hauptvertreter des Helden- und Minnegesangs in mhd. Zeit zu Hause, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, ebendort auch die großen Dichter des vorigen Jahrhunderts Schiller, Goethe und Wieland.

Noch mehr! Die Aufklärung ist hauptsächlich auf preußischem Boden heimisch gewesen, und die Dorfgeschichten sind vom Schwarzwald (Auerbach) und Berner Land (Jeremias Gotthelf), die Volksstücke von Östreich ausgegangen (Anzengruber); dort ist mehr das Vaterland, hier mehr Natur und Minne besungen worden. Und ist es Zufall, daß der bilderliebende Katholicismus am festesten im Süden, aber der des Bilderschmucks entbehrende Protestantismus vor allem im Norden Wurzel gefaßt hat, daß man bei dem Gedanken an etwas Schreckliches dort ausruft: „Da möchte man gleich preußisch werden", hier aber: „Da möchte man gleich katholisch werden"? Vergleicht man ferner das altsächsische Haus in seiner einheitlichen Anlage mit dem Nebeneinander der fränkischen Bauart oder prüft man sonstige Einrichtungen und Lebensgewohnheiten Ober- und Niederdeutschlands, so kommt man überall zu dem Ergebnisse, daß zwischen den Ländern an der Donau und an

der Spree einschneidende, auf der Verschiedenheit der Stammesart beruhende Unterschiede bestehen.

Das bestätigt auch ein Blick auf die Entwickelung der 59
Sprache. An sprachschöpferischer Kraft ist der Süden dem Norden entschieden überlegen. Die niederdeutschen Mundarten zeigen weit mehr Stetigkeit und Festigkeit der Laute als die oberdeutschen und stehen vielfach noch auf derselben Stufe wie zu Tacitus' Zeit; aber sie haben nicht die Macht gehabt, eine für ganz Deutschland geltende Schriftsprache auszubilden. Wie das dunkle Haar und Auge des Südländers, von Oberdeutschland allmählich nach Norden vordringend, dem altgermanischen Gepräge immer mehr Gebiet streitig macht, so haben auch die wichtigsten Lautgesetze unserer Schriftsprache ihren Siegeslauf im Süden begonnen. Die deutsche Verschiebung der stummen Laute ist von Südwesten, die Spaltung des î, û und iu (ûˆ) in ei, au und eu von Südosten ausgegangen, im alemannisch-schwäbischen Gebiete trat zuerst der Wandel des altüberlieferten[1] ê in â (Suêbi: Schwaben) ein, der im 4. Jahrh. begann und, allmählich nordwärts dringend, schon zur Zeit der Schöpfung des Heliand in Niederdeutschland durchgeführt war, desgleichen die Zerdehnung der auf germanischem Boden entstandenen ê- und ô-Laute[2] in ia (io) und ua (uo) = mhd. ie und uo (ue) = nhd. î und û z. B. spiagal, Spiegel — lat. spēculum und scuola, Schule = lat. schōla.[3]

Doch nicht bloß an diesen in der nhd. Schriftsprache durchgedrungenen Erscheinungen zeigt sich die größere Beweglichkeit des Südens, auch die Mundarten sind dort veränderlicher und neuerungssüchtiger als die des Nordens. In Oberdeutschland sind die früher weichen, tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g und j, die das Niederdeutsche noch jetzt hat, meist

1) Vgl. W. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 188; Kluge im Grdr. § 30, 1.

2) Vgl. W. Wilmanns a. a. O. § 189. 190; Singer in Paul und Braunes Beiträgen 11, 293 f. 301 f.; Jellinek ebenda 15, 297.

3) In diesen und andern Wörtern (vgl. brêve = Brief) ist der ursprünglich kurze Vokal im Spätlatein verlängert worden.

hart und stimmlos geworden und s neben gewissen Lauten zuerst und im weitesten Umfange zu sch verschoben worden.

Die süddeutschen Mundarten gebrauchen wie die romanischen Sprachen in der Vergangenheit der thätigen Zeitform die zusammengesetzten statt der einfachen Bildungen (da hat er gesagt = da sagte er u. s. f.), ja sie gehen in ihrer auflösenden Sprachrichtung zum Teil soweit, daß sie (z. B. in Östreich und am Oberrhein) die Vorstellungsform der Vergangenheit in der abhängigen Rede (und auch sonst) durch „würde" umschreiben und sagen: er erklärte, ich würde schön singen — ich sänge schön.[1]) Die schwache Abwandlung greift bei Hauptwörtern und Zeitwörtern in Oberdeutschland am stärksten um sich. Frug (mhd. vrâgete) stammt wohl aus dem ndd. und findet sich z. B. schon in Bürgers Lenore, rufte dagegen neben rief ist vorwiegend südlich der Mainlinie in Gebrauch, und während norddeutsche Dichter wie Voß und Klopstock meist noch „gutes Mutes" u. a. schreiben, sind bei Schiller, Goethe u. a. süddeutschen Dichtern bereits die schwachen Formen guten Muts u. s. f. durchaus die gewöhnlichen. Damit steht in Einklang, daß die Fremdwörter im Donaugebiete meist schneller und häufiger in deutsches Gewand gekleidet oder wenigstens nach deutschen Gesetzen betont werden: Den Január nennt man in Wien Jänner, die Kastánien Késten; Commis, Chaussee, Bureau, Trompete, Anis u. a. betont man in Oberdeutschland vielfach auf der Stammsilbe.[2]) Weniger in Beziehung zur Stammes- und Volksart ist die Thatsache zu bringen, daß der Süden voran ging, als es im 13. Jahrh. galt, wie in Frankreich und Spanien das bis dahin allmächtige Latein aus seiner Machtstellung zu verdrängen und der Muttersprache zu ihrem Rechte zu verhelfen.[3]) Auch steht wohl kaum in Zusammenhang mit

1) Vgl. Lyons Zeitschrift V, 37—43.

2) Vgl. auch E. Mackel in Lyons Zeitschr. VIII, 186, der die verschiedene Behandlung fremder Namen in Ober- und Niederdeutschland bespricht: aus Nicolaus wird dort Nickel, hier Klaus, aus Bartholomäus dort Barthel, hier Mewes u. s. f.

3) Die erste deutsch geschriebene Verbriefung finden wir wohl auf schweizerischem Boden, etwa 1240 bürgert sich der Gebrauch in der

dem Volkscharakter, daß in Süddeutschland die ersten Adelsbezeichnungen auftraten und sich die Ritter dort am frühesten nach ihren Besitzungen nannten; ebensowenig, daß dort, als infolge der ausgebreiteten Handelsbeziehungen bürgerliche Kaufurkunden häufiger wurden und sich eine genauere Unterscheidung gleich benannter Personen nötig machte, zuerst Doppelnamen (Vor- und Zunamen) statt der bisher wie in Altgriechenland üblichen einfachen gebraucht wurden.[1])

Im Gegensatz zum Süden hat sich der Norden mehr 61
durch Verstandesthätigkeit hervorgethan. An Fähigkeit, den freien Fluß der Rede durch Dämme und Deiche zu regeln, ist er stets überlegen gewesen. Die Lautbewegungen, die von Oberdeutschland ausgingen, brachen sich meist an dem Walle des starren Sachsentums. Mit Stolz rühmt Lauremberg in seinen niederdeutschen Scherzgedichten[2]) die Festigkeit des Niederdeutschen mit den Worten: Unse sprake blift altid beständig und fest, als se ersten was, ebenso is se ock lest. Juwe (das Hochdeutsche) verändert sik alle föftig (50) jahr, dat können de schriften bewîsen klar. In Norddeutschland wird mehr Wert auf sorgfältige und richtige Aussprache gelegt; von Norden her ist daher schon in mhd. Zeit der genauere und strengere Reim durch Heinrich von Veldeke eingeführt worden, dort sind auch die wichtigsten Sprachgesellschaften thätig gewesen. Klopstock stellt grammatische Untersuchungen über die Sprache an, Schiller und

Gegend des Bodensees, in den achtziger Jahren des nämlichen Jahrhunderts in München und Regensburg, im folgenden Jahrzehnt im Maingebiete und noch später in Mittel- und Norddeutschland ein. Deutsch geschriebene Urkunden liefern uns für 1240 Kaufbeuren, 1258 Isny bei Lindau, 1259 Freiburg im Breisgau, 1271 Ulm, 1273 Augsburg, 1284 München und Regensburg, 1289 Würzburg, 1293 Bamberg, 1294 Anhalt, 1296 Braunschweig, 1303 Lübeck. Die ersten deutschen Kaiserurkunden sind der Reichstagsabschied Friedrichs II. zu Mainz 1238 und der Landfriede Rudolfs vom Jahre 1281.

1) Im 12. Jahrh. ist die Sitte an Rhein und Donau, im 13. und 14. in Mittel- und Norddeutschland nachweisbar; die besonders fest am Alten hangenden Friesen haben sich dem Brauche erst im vorigen Jahrhundert angeschlossen.

2) 1652, nach der Ausgabe von Braune, Halle 1879: 4, 561.

Goethe liegen sie fern, und wie Gottsched, Adelung u. a. bedeutende Grammatiker im Norden unseres Vaterlandes geboren sind, so wirkt noch gegenwärtig der allgemeine deutsche Sprachverein für Schönheit und Reinheit unserer Muttersprache von Berlin aus.

62 Betreffen die bisher erörterten Erscheinungen mehr den Verstand und die Einbildungskraft, so tritt auch die Gemütsseite im sprachlichen Ausdruck beider Ländergebiete in bezeichnender Weise hervor. Wie der Park des süddeutschen Grundbesitzers mehr im Schmucke bunter Blumen erglänzt, der des norddeutschen dagegen mehr in dem strengen Ernste herrlicher Baumgruppen seine Eigenart entfaltet, so zeigt auch Oberdeutschland ein farbenfreudigeres Vokalbild in seiner Sprache als die niederdeutschen Länder: dort, namentlich im bayrischen Oberlande, sind mehr Doppellauter zu finden als in niederdeutschen Mundarten. Und wie groß ist nicht der Unterschied zwischen beiden Gegenden in Aussprache und Betonung! Nicht nur besteht zwischen der gehobenen und der gesenkten Stimme bei den Süddeutschen ein größerer Zwischenraum als bei den Bewohnern des Nordens, sondern es herrscht auch große Verschiedenheit zwischen der breiten und langsamen, etwas näselnden und singenden Sprechweise des gemütlichen Bayern und der raschen, die hochtonigen Silben scharf hervorhebenden Rede des Preußen. Überhaupt ist die Sprache im Süden von lebhafterer Empfindung getragen, bilderreicher, daher sinnlicher und durchsichtiger. Nirgends hört und sieht man so viel Verkleinerungssilben: auf Wirtshausschildern und im täglichen Verkehr bei Personennamen sowie bei allen möglichen andern Hauptwörtern[2]); nirgends werden so viele gemütliche Flick- und

1) Gottsched geb. 1700 in Königsberg, Adelung geb. 1732 in Pommern. Gottscheds schriftstellerische Thätigkeit ist jetzt eingehend gewürdigt worden von E. Wolff in Lyons Zeitschrift VIII, Heft 10—12 (1894).

2) Bezeichnend für die Art des Nordländers ist, daß das Englische und das Skandinavische gar kein lebendiges Mittel der Ver-

Bindewörter in die Rede eingeflochten; nirgends reicht die Verwendung der bequemen mundartlichen Redeweise in so hohe Kreise hinauf. Da die Süddeutschen im allgemeinen harmloser und treuherziger, mitteilsamer und offener sind, so zeigen sich auch die gebildeten Stände zugänglicher und schließen sich weniger nach unten hin ab, rücken dem Volke daher auch in der Sprache näher. Im Norden ist man zugeknöpfter und ernster, thut gern vornehm und will etwas aus sich machen. Starr und steif, straff und stramm, barsch und bündig, die richtigen Schlagwörter der preußischen Zucht, sind niederdeutschen Ursprungs. Schlau stammt ebendaher und Wörter der Rechtssprache wie echt (= êhaft) und Ordalien[1]) (Urteile) haben sich durch den Sachsenspiegel allmählich südwärts verbreitet. Die niederdeutschen Ausdrücke flott und flink sind dem preußischen Offizier ebenso auf den Leib zugeschnitten wie das Wort schneidig. Auch darf es uns nicht wundern, daß in einer Gegend, die den Reineke Fuchs und Till Eulenspiegel hervorgebracht hat, die also zum Schelmischen neigt, die Bildungen auf -ian (= ndd. Jahn, Johann) z. B. Dummrian, Urian und die Wörter drollig und Schnack heimatsberechtigt sind.

Doch der Wortschatz giebt uns noch andere Aufschlüsse. Er sagt uns, daß wir von den Oberdeutschen mit den Eigentümlichkeiten des Hochgebirges bekannt gemacht worden und bei den Niederdeutschen im Seewesen in die Lehre gegangen sind. Von jenen stammen die Ausdrücke Alp, Matte, Fluh, Senne u. a., von diesen fast alle Bezeichnungen, die sich auf das Meer und die Schifffahrt beziehen, namentlich Bake, Bucht, Deich, Düne, Ebbe, Haff, Holm, Küste, Stapel, Reede, Klippe, Riff, Strand, Sund, Werft, Ufer, Boot, Jacht, Kahn, Prahm, Wrack, Kajüte, Bugspriet, Deck u. a., natürlich auch Fischnamen, so Dorsch, Butt, Hai, Hummer, Krabbe, Makrele, Roche, Quappe, Sprotte. Mit dem Seehandel sind überseeische Erzeugnisse z. B. Gewürz-

kleinerung mehr besitzen, sondern zu Umschreibungen (wie little) ihre Zuflucht nehmen müssen.

1) angels. ordál, Urteil, ist ins Mittellatein (ordalium) übergegangen.

nelken[1]), Schildpatt, Kork (= cortex) und Knaster (= canaster) mit niederdeutscher Namensform in die Schriftsprache eingedrungen; aber auch Verkaufsgegenstände norddeutscher Abkunft wie Bernstein (= Brennstein) und Handelsausdrücke wie Fracht, Ware, Krahn, Schuppen, Düte und Deut tragen ndd. Namen. Und daß Nordwestdeutschland (nach dem Vorgange Flanderns) auch Linnen und Laken erzeugt, Mettwurst und Schnaps hervorbringt, Moore besitzt und darin Torf ausbeutet, lehrt mit Bestimmtheit die Form der ndd. Ausdrücke.[2])

63 Was so von ganzen Volksstämmen gilt, läßt sich meist auch vom einzelnen Vertreter behaupten. Die Kantische Philosophie spiegelt sittlich das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort vorwaltende Element des kühlen Denkens wieder, in Paracelsus († 1541) und Albertus Magnus († 1280), in Hegel und Schelling ist der hochfliegende Geist des Schwaben deutlich zu erkennen. Der Theolog Harms in Hermannsburg mit seinem festen Willen und seinem starken Zuge zur Gesetzlichkeit ist ein Niedersachse durch und durch, während der Würtembergische Pfarrer Blumhardt die ausgeprägte Eigenart des schwäbischen Stammes zeigt. Der weichliche Zug des Wieners spricht aus Grillparzers Dichtungen, die schwermütige Stimmung des norddeutschen Marschlandes kommt in Storms Novellen zum Ausdruck, die heitere Lebensfreude des Rheinländers in Scheffels Liedern, die markige Art des Märkers in Theodor Fontanes Romanen.

Wir haben bisher die mitteldeutschen Landschaften mit den oberdeutschen zusammengefaßt[3]); trennen wir sie und betrachten

1) Aus negelke, oberdeutsch Näglein, kleiner Nagel, nach der Ähnlichkeit.

2) ndd. sind auch die Wörter Bord, Backbord, Ballast, Brackwasser, Bramsegel, Brasse, Ducht, Flagge, hissen, Kabuse, kalfatern, Kalm, leck, Lee, lichten (Anker), löschen (Ladung), Lotse, Luke, Matrose, Pegel, Bagger, reffen, schleppen, Steuer, Takel. Im übrigen vgl. O. Jänicke, Die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. 1869.

3) Zu diesem stehen sie auch sprachlich in ahd. und mhd. Zeit in enger Beziehung, sodaß z. B. das Ostfränkische vielfach mit zum Oberdeutschen gerechnet wird. Vgl. Paul, mhd. Grammatik[4] S. 3.

ſie für ſich, ſo ergiebt ſich, daß ſie wie in der Lautentwickelung, ſo auch im Stil ihrer Dichter eine Mittelſtellung zwiſchen Nord und Süd einnehmen, derart, daß die einen von ihnen mehr nach dieſer, die andern mehr nach jener Seite hinneigen. Gellert zeigt mehr norddeutſche, nüchterne Denk- und Schreibart, Novalis mehr ſüddeutſche, jenem geſellt ſich der mannhaft trotzige Seume, dieſem der gefühlvolle, bilderreiche Jean Paul. Der Frankfurter Goethe iſt dem Süden geiſtesverwandt, der Oberſachſe Leſſing vom Scheitel bis zur Zehe ein Kind des Nordens. Vielleicht lohnt es ſich der Mühe, die Gegenſätze zwiſchen dieſen beiden Dichtern einmal genauer zu verfolgen.

Goethe und Leſſing ſtanden ſich geiſtig ſo wenig nahe, 64
daß keiner von beiden das Bedürfnis hatte, den andern einmal aufzuſuchen, ſie haben ſich daher zeitlebens nicht geſehen. Die Luft der norddeutſchen Tiefebene ſagte dem Franken in gleich geringem Maße zu wie die des Südens dem Oberſachſen; und während ſich bei jenem unter Italiens heiterem Himmel der Geiſt erſt völlig erſchloß, während er dort alles gierig einſog, für alles, was um ihn lebte und webte, Auge und Ohr hatte, machten die wonnigen Gefilde der italieniſchen Landſchaft, die Art und Lebensweiſe des Volkes und die Kunſtſchätze Venedigs auf dieſen ſo geringen Eindruck, daß er die Zeit ſeines Aufenthalts hauptſächlich in Büchereien zubrachte und ſein Tagebuch mit trockenen Bemerkungen über Handſchriften und verwandte Dinge anfüllte. Die Natur war für Goethe alles, aus ihr ſchöpfte er wie aus einem nie verſiegenden Quickborn die Menge ſeiner Gleichniſſe, aus ihr die Kraft der Sinnlichkeit und die Anſchaulichkeit ſeiner Sprache. Wenn er von der Zärtlichkeit ſpricht, die des Meeres blaue Welle an ſeinen Buſen anſchmiegt, oder von dem heraufſchwimmenden Dämmerſcheine der weggeſchiedenen Sonne oder vom feuchtverklärten Blau des Äthers, ſo fühlen wir unwillkürlich, daß der Dichter dies alles getreulich der Natur abgelauſcht hat und daß er durch enge Bande mit dieſer verknüpft iſt. Wie er in der Wiſſenſchaft alle Reiche der Natur umſpannte, ſo waren ihm auch alle im ſprachlichen Ausdruck dienſtbar und gaben ihm Stoff zu ſeinen herrlichen Bildern. Anders war Leſſing.

Für Naturschönheiten war er nicht empfänglich, selbst die Frühlingspracht ließ ihn kalt. Die für den Dichter erforderliche Sinnlichkeit der Sprache wurde ihm nicht durch das Auge, sondern durch den Verstand zu teil. So konnte er selbst am Schlusse seiner Hamburger Dramaturgie das Geständnis ablegen, er verspüre die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschießt, er müsse vielmehr alles durch Druckwerke und Röhren aus sich herauspressen. Auch er liebte die Bilder und die Gleichnisse sehr und erklärte: „Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären". Aber sie drängten sich nicht von selbst seinem Geiste auf, er mußte sie vielmehr erst suchen, künstlich erzeugen. Überdies verwendete er sie nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße, sondern je mehr er die Überzeugung gewann, daß sie ein Haupthebel für die Anschaulichkeit des Ausdrucks seien, um so häufiger flocht er sie in seine Rede ein; und wie er sich alles erst mühsam erobern mußte, so war bezeichnender Weise ein gut Teil seiner Gleichnisse vom Kampfe hergenommen.[1])

Eine heitere Ruhe bezeichnet das Wesen des fränkischen Dichters; um schaffen und gestalten zu können, mußte er frei und froh sein. Schönheit und Anmut, Abrundung und Wohllaut sind daher auch hervorragende Kennzeichen seines Stils; im Malerisch-Musikalischen ist er allen seinen Zeitgenossen überlegen Die Empfindung strömt bei ihm in langen Wellen aus. Daher sagt ihm die breit dahinfließende epische Dichtung so sehr zu; auch in der Lyrik ist er Meister, besonders in dem leichtbeschwingten Liebesliede, selbst seine Dramen sind lyrisch an-

1) Über Lessings Sprache sind zu vergleichen: Erich Schmidt, Lessing. Berlin 1892. S. 683—725; O. Immisch, Jahrbücher für Philologie 1887, S. 331 ff. 393 ff.; A. Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache. Braunschweig 1875; Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil. Danzig 1869. Eine Äußerung Lessings im Antigötze lautet: „Die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil die mehrsten Übergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder andere braucht".

gehaucht.[1]) Leſſing dagegen iſt eine trotzige, ſtreitbare Natur. Er hätte mit Luther von ſich ſagen können: „Ich habe kein beſſeres Werk als Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, ſchreiben, beten und predigen will, ſo muß ich zornig ſein; dann erfriſcht ſich mein Geblüt und mein Verſtand wird geſchärft.“ Der empfindſame Werther ſtößt ihn ab. Nach norddeutſcher Art ſcheut er ſich, die Innigkeit und Gemütstiefe hervorzukehren, echt norddeutſch iſt es auch, daß er ſeinen Gedanken im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck die knappſte Form giebt: er iſt ſparſam mit Beiwörtern, ſelten verwendet er mehrere neben einander, auch wägt er die Superlative vorſichtig ab. Nach ſeiner eignen Angabe iſt für ihn ſchon die möglichſte Kürze Wohlklang[2]) und darum hat er nie darnach geſtrebt, dem Tonfalle zuliebe einen Gedanken umzumodeln und in andere Form zu gießen. Doch neben der Kürze und Gedrungenheit ſind auch Klarheit und Schärfe Hauptmerkmale ſeines Stils. Die größte Deutlichkeit iſt für ihn immer die größte Schönheit. Das Sinngedicht mit ſeinen Spitzen und Gegenſätzen bietet ſeiner Muſe den liebſten Tummelplatz, das Bühnenſtück bildet ſeine hervorragendſte Leiſtung. Selbſt ſeine ungebundene Rede iſt dramatiſch belebt. Er erzählt und ſchildert nicht, ſondern er entwickelt mit uns, macht uns zu Teilnehmern ſeiner Unterſuchungen, zu Mitſtreitern im Kampfe. Die Form der Unterredung ſagt ihm am meiſten zu. Und während bei Goethe der Schauſpielvers in gleichmäßigem Fluſſe mit reichem Wohlklang und ruhiger Schönheit dahingleitet, zeigt ſich die Bühnenſprache Leſſings aufgeregter und leidenſchaftlicher.

1) Vgl. zu Goethes Sprache: H. Henkel, Das Goetheſche Gleichnis. Halle 1886; Lehmann, Goethes Lieblingsausdrücke. 1840; Derſelbe, Über Goethes Sprache und ihren Geiſt. 1849; E. Albrecht, Zum Sprachgebrauch Goethes, Programm von Crimmitſchau 1877; V. Hehn, Gedanken über Goethe. Die Schriften über Goethes Jugendſprache ſind weiter unten zu dem Abſchnitte über Stil und Geſittung angeführt.

2) In dieſer wie in mancher andern Hinſicht gleicht Leſſings Stil dem Stile Moltkes, den Felix Dahn im Novemberheft der Zeitſchrift Nord und Süd, Jahrg. 1891 (Moltke als Erzieher) beſonders S. 191 ff. behandelt hat.

Die Redewellen verlaufen ſich nicht am Schluſſe des Verſes, ſondern ſpringen noch in den nächſten hinüber, dazwiſchen kommen kurze Stoßwellen, die den Bau der einzelnen Verſe zerreißen.

66 Sehen wir von deutſchen Vorbildern ab, ſo hat Goethe gar manches von Griechen und Engländern, Leſſing von Römern und Franzoſen gelernt. Jener verſenkte ſich liebevoll in die Eigenart derer, die er ſich zum Muſter genommen hatte, dieſer warf ſich mit grübelndem Verſtande zu ihrem Kunſtrichter auf. Beide wurzeln mit allen Faſern im Boden ihrer Heimat. Aber wenn der Frankfurter mit vollen Zügen den belebenden Hauch der Mundart einſog und wie Antäus durch die Berührung der heimiſchen Scholle ſtark wurde, ſuchte der Kamenzer eifrig auszumerzen, was ſich etwa an mundartlichen Bildungen in ſeine Schriftſprache eingeſchlichen hatte. Beide verwerteten die Erfahrungen, die ſie auf ihrem Lebenswege geſammelt hatten; aber während Leſſing ſich ſelbſt, ſein Denken, Fühlen und Wollen und ſeine Erlebniſſe ſeltener zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung machte, griff Goethe überall in ſeinen eignen Buſen und bot ſo in ſeinen Dichtungen „Bruchſtücke einer großen Konfeſſion".

Darnach paßt weit beſſer auf Goethe als auf Leſſing, was Ebert ſingt:

Der allgewaltge Zauberſtab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngeſträuch mit Roſen zieren.

Denn „dieſem Lieblinge der Muſen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu ſpielen, die zierlichen Grazien zu haſchen und den derbſten Holzſchnitt wiederzugeben, Götz und Werther, Fauſt und Prometheus den Mund zu löſen und in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Bruſt ahndevoll zu berühren."[1])

1) Vgl. E. Schmidt, Leſſing S. 709.

Die Mundarten sind stets mehr Quellbäche als
Nebenkanäle der Litteratursprache gewesen.
M. Müller, Vorlesungen.

Mundart und Schriftsprache.[1])

Mundart und Schriftsprache sind nach ihrer Abstammung 67
einander nahe verwandt, aber in ihrem Wesen grundverschieden. Jene zieht wie eine rotwangige Dorfschöne in schmuckem, einfachem Gewand harmlos und ungezwungen ihre Straße, diese gleicht der aufgeputzten Städterin, die das blasse Antlitz sorgfältig durch künstliche Mittel zu färben sucht, doch im Vollgefühl ihrer Würde anmaßend und selbstbewußt dahinschreitet; jene liebt die Freiheit, diese fügt sich dem Zwange, jene predigt Offenheit und Geradheit, diese ergeht sich oft in leeren, hohlen Phrasen. Wenn gleichwohl noch heutiges Tags die gebildeten Stände häufig mit Geringschätzung auf die Sprache des Bauern herabblicken, so ist das eine schlechte Hinterlassenschaft der Zeit

1) Vgl. Paul, Grundriß der german. Philologie I, Abschnitt 5, Anhang: Deutsche und niederländische Mundarten, von F. Kauffmann; Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart, Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 411; Kl. Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel 1858; Jostes, Schriftsprache und Volksdialekte, Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung. Bd. XI; R. Reichel, Mundart und Schriftsprache. Graz 1892; O. Glöde, Die Stellung des niederd. Dialekts zur hochd. Schriftsprache in der Festschrift zu Hildebrands 70. Geburtstage; H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar 1894; Hertel, Über den Wert mundartlicher Untersuchungen. Greiz, Programm 1892; Behaghel, Die deutsche Sprache S. 30—34: Schriftsprache und Mundarten; Fr. Kaufmann, Geschichte der schwäbischen Mundart. Straßburg 1890; Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889.

des Humanismus, die wir leider wie so manche andere Vorurteile noch nicht wieder los geworden sind. Wer aber mit unbefangenem Blicke und ohne Voreingenommenheit die Redeweise beider vergleichend neben einander stellt, wird bald zur Überzeugung kommen, daß die so scheel angesehene Mundart weit mehr Ahnen aufzuweisen hat, als die sich vornehm dünkende Schriftsprache. In ihren Adern fließt reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut, ihr Stammbaum reicht um viele Jahrhunderte weiter zurück in die Vergangenheit. Und mit dem Adel der Geburt hat sie sich auch die Freiheit der Bewegung bewahrt.

68 Zunächst in der Art, wie sie die Lautgesetze handhabt. Völlig ungestört und ohne fremde Eingriffe geht in der Mundart das Räderwerk seinen Gang. Unbewußt spricht ein Geschlecht dem andern die Worte nach. Dabei ist es leicht möglich, daß Laute ungenau aufgefaßt werden; wenn sich aber solche Abweichungen, so gering sie an sich auch sein mögen, Jahrzehnte lang immer nach derselben Richtung bewegen, so treten sie schließlich augenfällig zu Tage. Anders verhält es sich mit der Schriftsprache. In ihr wird der Lautwandel durch den regelnden Einfluß des Schrifttums bedeutend erschwert; denn das lesende Auge kommt dem sprechenden Munde zu Hilfe.

Auch im einheitlichen Ausbau der Lautgesetze ist die Mundart entschieden überlegen. Sie wird von einem Geist getragen, von einem Odem durchweht; darum führt sie auch alle etwa eintretenden Veränderungen im Lautkörper gleichmäßig durch. Im Donaugebiete hat man das schließende e (Freud, Wölf) fast durchweg beseitigt, im Pleißen- und Muldengau es zielbewußt festgehalten (Herre, dünne, viere), die Schriftsprache dagegen verfährt durchweg ungleichmäßig; sie sagt Freude, aber Freud und Leid; Gebirge, aber Bett, Knabe, aber Fürst. Wie sie schon bei ihrem Entstehen aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen ist, so ergänzt und erweitert sie ihren Wortschatz aus allen möglichen Mundarten, ohne daß sie es für nötig erachtete, alle neuen Eindringlinge den gleichen Lautgesetzen zu unterwerfen. Durch den Handel und Verkehr und durch den

Einfluß hervorragender Dichter und Denker unseres Vaterlandes haben sich ober-, mittel- und niederdeutsche Wörter in das Bett der nhd. Schriftsprache ergossen, und so kann man denn auch die eigentümlichen Lauterscheinungen aller Mundarten darin vertreten finden: die Ausdrücke anberaumen (au = â) und versöhnen (oe = üe) zeigen altschwäbische, Kaiser[1]) altbayrische Vokalfärbung, löschen und schwören[2]) vermutlich alemannische, erlaucht und traun[3]) mitteldeutsche; endlich die Lautverbindungen cht = ft in Schacht = Schaft, Nichte = Niftel, berüchtigt = berufen, wr in Wrack und wringen und meist auch dd, gg, bb sind niederdeutschen Ursprungs. Wenige kennen noch den Sachverhalt, von den meisten wird die Sprachmischung kaum noch gefühlt, jedenfalls aber wird sie als etwas geschichtlich Gewordenes, als berechtigt anerkannt.

Doch die größere Ungebundenheit und Triebkraft der 69
Mundart zeigt sich außer beim Lautwandel auch in der Wortbeugung. In der sich frei entwickelnden Sprache wirkt das Gesetz der Angleichung viel stärker und zieht viel weitere Kreise als in der beständig durch schriftlichen Gedankenaustausch und das Vorbild gedruckter Werke geregelten Schriftsprache. Gleich dem gebirgsgeborenen Wildbache ergießt sie sich hier und da schäumend über die einengenden Ufer und Dämme. Unwillkürlich paßt der Volksmund ein Wort in seiner Beugung dem andern an, sofern es ein gleiches oder ähnliches Aussehen hat. Was ein Mensch unabsichtlich abweichend vom bisherigen Gebrauche gestaltet, ahmt ein anderer unwillkürlich nach, und so verbreitet sich nach und nach eine derartige neue Form über einen ganzen Volksstamm, ohne daß man anzugeben vermöchte, von wannen sie kam und wer sie geschaffen. Nach dem Vorbilde von geweint bildet der Heidelberger g(e)schaint, nach

1) Aus mhd. berûmen, versüenen, keiser.

2) mhd. leschen, swern. Vgl. K. v. Bahder a. a. O. 170.

3) mhd. erliuht, erleuchtet und (en)triuwen, in Treuen. Ortsnamen wie Naumburg, Nauheim, Naundorf sind ausschließlich mitteldeutsch, ebenso stammen aus Mitteldeutschland Personennamen wie Naumann = Neumann.

gered(e)t g(e)bitt = gebeten[1]); Gebilde wie ich ſcheute und ich welkte waren dem Oberſachſen die Muſter für ich ſchreite (= ſchrie) und ich melkte (= ich molk). Doch kann man kaum behaupten, daß dem ſprachſchaffenden Volksgeiſte die ſchwache Form des Zeitworts bequemer geweſen wäre als die ſtarke. Denn ebenſogut ſind die umgekehrten Übergänge belegt: jug (= jagte), kief (= kaufte), eingeſtochen (= eingeſteckt) u. a.[2]) Aber auch ſonſt ſind im Bereiche der ſtarken Beugung die beſtehenden Verſchiedenheiten vielfach durch Angleichung beſeitigt worden. In Süddeutſchland iſt der Umlaut bei vielen ſtarken Hauptwörtern verwandt worden, um die Mehrheit (Täg = Tage) zu bilden, in Mittel- und Niederdeutſchland bildet man ich blus, brut, ful, fung, ſchluf nach trug, fuhr u. a. Über ganz Deutſchland verbreitet iſt die Neigung, die Mehrheit ſächlicher Wörter auf -er ausgehen zu laſſen (Dinger). Solchen Neuerungen gegenüber verhält ſich die Schriftſprache im allgemeinen zurückhaltend, und es bedarf beſonders ſtarker Anregungen, um ihnen Eingang zu verſchaffen.

Daß das Volk ſich die Rede möglichſt einfach und überſichtlich geſtaltet, können wir auch an der Wortbildung und Satzlehre beobachten; vor allem aber iſt ſein Streben auf Deutlichkeit gerichtet. Den ſtärkeren und eindringlicheren Wortformen auf -eln, -ern, -ſen (Intenſivbildungen) giebt es den Vorzug vor den ſchwächeren, dieſer Endung ermangelnden: hippeln und hopſen vor hüpfen, knippeln vor knüpfen, rankern vor ſich renken, glitſchen und rapſchen vor gleiten und raffen. Die Müllern (Endung wie in Königin) oder die Müllerſche (Endung wie in duchesse) klingt ihm vollwichtiger und darum angenehmer als die (Frau) Müller. Die Verneinung wird nachdrücklich wiederholt, damit ſie recht ins Gewicht fällt. In Angelys Feſt der Handwerker wird einem Geſellen auf die Frage: „Hat keener Schwamm?“ nicht geantwortet, als er dann aber der Frage die Form giebt: „Hat denn keener keenen Schwamm nich?“

1) Vgl. Oſthoff, Schriftſprache und Mundart S. 22.

2) Vgl. A. Heintze, Gut Deutſch. Berlin 1891. S. 38 und Wuſtmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1891. S. 70.

findet er Gehör. Doch kann einer der Anwesenden seinen Unwillen darüber nicht zurückhalten, daß er nicht gleich ordentlich deutsch geredet habe. Auch die Fügewörter werden nachdrücklich verstärkt. Für das bloße indem heißt es häufig indem daß, und desselben Zusatzes erfreuen sich auch wie lange, seitdem, jemehr, damit u. a. Selbst dem besitzanzeigenden Wesfalle wird nicht selten ein verstärkendes Fürwort hinzugefügt[1]): des Vaters sein Garten = des Vaters Garten. Diesen Kunstgriff verwendet auch Schiller in Wallensteins Lager, um der Rede volkstümliche Färbung zu geben, wenn er den Wachtmeister sagen läßt: „Auf der Fortuna ihrem Schiff" und „sehen des Teufels sein Angesicht".

Nun begreifen wir auch die größere Vorliebe des Volks für 71
stabreimende Formeln wie Stock und Stein, Stumpf und Stiel, dumm und dämisch, fix und fertig, schieben und schergen, drunter und drüber. Sie geben dem Ausdrucke mehr Kraft und Nachdruck und vielfach, da sie den Begriff in verschiedener Färbung vorführen, auch größere Anschaulichkeit und Klarheit. Dasselbe erzielt das Volk durch eingestreute Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, vor allem aber durch bildlichen Ausdruck. Vergleiche und Bilder sind ihm förmlich ans Herz gewachsen. Erst was es sich im Bilde vor die Augen zaubern kann, versteht es vollkommen. Es will eben nicht bloß verständnismäßig auffassen, weil es mehr mit der Einbildungskraft und dem Herzen thätig ist als mit dem Kopfe; mit dem kalten nüchternen, streng folgernden Verstande kann es sich nicht befreunden. Ein Mensch kann ihm baumlang, ein Gebirge himmelhoch erscheinen. Indem so das Auge und die Phantasie der Denkthätigkeit zu Hilfe kommen, wird der Ausdruck sinnlicher und faßlicher. Knochenhart, windelweich, armstark, stockfinster, hundsgemein, fuchswild, prasselдürr, grasgrün, knüppeldick, mordsschlecht sind beliebter als sehr hart, weich u. s. w.[2]),

1) Über diese Eigenheit der Volkssprache vgl. Grimm, Grammatik IV, 351 und Vernaleken, Deutsche Syntax. Wien 1861 I, 231.

2) Für die Steigerung mit dem abgegriffenen Wörtchen „sehr" gebraucht es gern die Verstärkung durch furchtbar, schrecklich, höllisch,

sich schneiden, verschwitzen üblicher als sich täuschen, vergessen. So heißt es auch von einem Kinde, das laut schreit, es brülle wie ein Löwe, von einem Schlafenden, er schnarche wie ein Bär, von einem Eilenden, er laufe wie ein Schneider, von einer Scheibe, sie sei so groß wie ein Scheunenthor. Darum sind die Schimpfwörter Hund, Schaf, Schwein, Ochse so gebräuchlich; denn diese bekannten Haustiere haben stark ausgeprägte Eigenschaften, die jedem auf den ersten Blick auffallen müssen, und für den bildlichen Ausdruck greift das Volk gern zu den nächstliegenden Beispielen. So nennt auch der Handwerker das Geld gern nach dem Hauptbindemittel, das er verwendet: der Schneider Zwirn, der Bürstenbinder Draht, der Tischler Leim; so bezeichnet der gemeine Mann die Ohren als Löffel, die menschliche Körperhaut als Fell oder Pelz, das Gewehr als Kuhbein, Anschauungen, wie sie auch beim Übergang der römischen Volkssprache in die romanischen Sprachen hervortreten: denn la tête ist = testa, Scherbe, épée, Säbel = spatha, Rührlöffel u. a. Von dieser reichen Einbildungskraft des Volks legen auch die Ausdrücke Zeugnis ab, die es sich für eine große Menge von Tieren und Pflanzen geschaffen hat. Hier finden wir neben dem Nilpferd das Heupferd, neben dem Meerschweinchen den Seelöwen, neben der Butterblume die Käseblume, Gänseblume und viele andere, die meist schöner, sicherlich aber leichter verständlich sind als die lateinischen der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Überhaupt sind Fremdwörter dem Munde des Volkes meist so wenig bequem und seinem Verstande so wenig durchsichtig daß es sie, wenn sie in seine Rede eindringen, häufig umdeutet.[1])

entsetzlich, und schon zu Schottels Zeiten sagte man schrecklich fromm, grausam froh. Vgl. auch Kubin, Die Hyperbel und die Schule, Lyons Zeitschrift VII S. 257 ff. und L. Tobler, Verstärkende Zusammensetzungen in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten V, 1 ff., 180 ff, 302 ff.

1) Eine reiche Auswahl von Volksausdrücken bieten die Schriften von Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889; Söhns, Die Parias unserer Sprache. Leipzig 1888; Genthe, Deutsches Slang. Straßburg 1892. Beispiele von guten deutschen Wörtern der Mundart für fremde Bezeichnungen der Schriftsprache enthält die Schrift

Hatten wir es bisher mit der in der Volkssprache stark 72
hervortretenden Thätigkeit der Einbildungskraft zu thun, so gilt es nun, von der darin erkennbaren regen Beteiligung des Gemüts zu sprechen. Hierher gehört zunächst die Freude an Verkleinerungssilben. So oft als möglich hängt man den Wörtern ein -chen oder -lein an und giebt damit klar zu erkennen, welchen persönlichen Anteil man an der Sache nimmt; ja man hat stehende Wendungen zur Verfügung, in denen das Hauptwort gar nicht anders als in der Verkleinerungsform gebraucht wird: sein Mütchen kühlen, sein Schäfchen scheren, ins Fettnäpfchen treten, ein Schnippchen schlagen, kein Unthätchen, beim Schlafittchen kriegen (= beim Schlagfittich fassen). Nirgends spielt der „ethische Dativ" und das besitzanzeigende Fürwort mein eine so große Rolle. Den schönsten Ausdruck aber findet das Volksgemüt im Bau der Sätze. Die Rede bewegt sich nicht in langen, kunstvoll gedrechselten Gefügen, sondern in schlichten und einfachen Sätzen von mäßigem Umfange. Kühne Verschlingungen und Einschachtelungen sind ihr fremd. Das Volk läßt sich gern gehen und liebt nicht logisch scharf die Gedanken weiter zu spinnen; auch verschmäht es, die Sätze stets eng mit einander zu verknüpfen und durch Bindewörter regelmäßig zu verketten. Locker wie die Satzverbindung ist auch die Wortstellung (z. B. bayrisch: das wenn ich hätt' = wenn ich das hätte), die mehr Freiheiten hat als die Schriftsprache gestattet, ganz den Neigungen des Volkes entsprechend, das die Zwangsjacke auch in der Sprache verabscheut.

Eine andere Richtung des Volksgemüts wird durch das Bestreben gekennzeichnet, Wörter, die anstößig erscheinen, zu verhüllen oder zu umschreiben. Nicht auf sittlichem Gebiete; denn hier hat das Volk ein weites Herz und läßt tagtäglich Bezeichnungen des Geschlechtslebens über die Lippen gleiten,

---

von Franke, Über Reinheit und Reichtum der deutschen Sprache, gefördert durch die Mundarten. Leipzig 1890; viele Umdeutungen fremder Namen das Programm von K. Schmidt, Die sprachliche Thätigkeit des niedern Volks. Minden 1873 S. 18 ff. und die Schrift von Andresen über deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. Heilbronn 1883.

die der Gebildete meidet, weil sie in der bessern Gesellschaft verfemt sind. Auch sonst kennt es die Zimperlichkeit der höhern Stände nicht und hat für gewisse Körperteile und natürliche Verrichtungen eine große Zahl derb erscheinender Ausdrücke. Aber auf dem Gebiete des Glaubens ist das Volk ängstlicher. Es scheut sich, die Namen Gottes und Christi bei Ausrufen und Verwünschungen immer im Munde zu führen, und sucht sie daher zu verstümmeln oder zu verdrehen. Aus Jesus wird Jesses, Jerum, Jemine, aus Gottes Blitz Potz Blitz. Vollends den Teufel verhüllt es zur Unkenntlichkeit in Pfui Deiker oder Deichsel, es nennt ihn den leibhaftigen Gottseibeiuns und ruft somit des allmächtigen Gottes Hilfe zum Schutze gegen seine bösen Einwirkungen an. Ferner wird aus Aberglauben in der Rede das Wort sterben gemieden und durch allerhand andere Wörter und Wendungen ersetzt; andernfalls fürchtet man, der Macht des finstern Verhängnisses anheimzufallen.

Das sind in großen Umrissen die Züge der volkstümlichen Rede. Mit solchen Mitteln haben volksbeliebte Prediger wie der Franziskaner David von Augsburg und sein noch berühmterer Schüler Berthold von Regensburg[1]) im 13. Jahrh. sicherlich zum Teil ihre gewaltigen Wirkungen erzielt; nach solchen Mitteln hat sich auch Luther umgesehen, als er in seiner Bibelübersetzung Alldeutschland das Wort Gottes nahe bringen wollte. Volkstümlich ist ferner die Sprache der Dorfgeschichten und der Märchen. Und wie Luther, so muß auch künftighin jeder, der sich an die Gesamtheit des Volkes wendet, mit der Mundart Fühlung behalten; vor allem aber sind die Dichter darauf angewiesen, immer und immer wieder durch einen kräftigen Trunk aus dem frischen Quell der Volksrede ihre Sprache zu beleben. Denn ihre Ausdrucksweise ist der des Volkes viel ähnlicher und viel näher verwandt als die der Gelehrten.

73 Auch die Dichtersprache will auf das Herz wirken und

1) H. Greeven, Die Predigtweise des Franziskaners Berthold von Regensburg. Jahresbericht der Realschule zu Rheydt 1892; Rocttcken, Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. Straßburg 1884.

die Einbildungskraft anregen. Sobald ſich der Verſtand ins Mittel ſchlägt, geht ihr der poetiſche Hauch verloren. Schon von den älteſten Zeiten her ſind daher Volksſprache und Dichtung eng verquickt. Noch ehe die Schrift erfunden und die Schriftſprache ausgebildet wurde, ſind Heldengeſänge und Volkslieder entſtanden. Das höher geſtimmte, freudig erregte Gemüt läßt unwillkürlich der Rede freien Lauf, und die Wörter fügen ſich in der Jugendzeit der Völker ſo leicht zum Verſe, weil die Sprache noch jugendlich friſch und anſchaulich, alſo poetiſch iſt. Und finden wir nicht die Abneigung gegen verſtandesmäßig genaue Unterſcheidungen (blaugrau, grüngelb u. a.), die Vorliebe für abgerundete Zahlen (das habe ich dir ſchon hundertmal, tauſendmal geſagt), den Stabreim und die ſtehenden Wendungen, aber auch den Bilderſchmuck und alle die auf Gemüt und Phantaſie der Hörer berechneten Züge auch in der Sprache des wahren, gottbegnadeten Dichters wieder? Er erzählt uns, wie der Sturm das Meer peitſcht oder die Woge ſich aufbäumt, er ſpricht von Löwen der Schlacht und Schiffen der Wüſte. Röslein und Blümlein iſt ſeiner Ausdrucksweiſe ebenſo angemeſſen wie dem Munde des Volks. Beide lieben nicht weitſchichtige Satzgefüge, meiden es, die Haupt- und Eigenſchaftswörter durch viele Beſtimmungen auseinanderzureißen. Die Natürlichkeit und Urſprünglichkeit der älteſten Zeit bewahren ſie im Gebrauche der Zeitformen; ſie kennen ihrer nur zwei: für die Zukunft ſetzen ſie die Gegenwart mit ein und für die Vergangenheit reicht meiſt eine einzige Form aus. Die leidende Zeitform wird mit Vorliebe durch die thätige erſetzt. Den ſchönen Zug volkstümlicher Rede, die Verneinung doppelt zu ſetzen, haben ſich die Dichter nicht entgehen laſſen[1]) z. B.

1) Belege bei Hildebrand in Lyons Zeitſchrift III, 2, 149 ff.; Sanders, Wörterbuch der Hauptſchwierigkeiten in der deutſchen Sprache unter „Pleonasmus“. Für die Dichterſprache überhaupt ſind zu vergleichen: J. A. Wagler, Beobachtungen über die deutſche Dichterſprache, 1850; Karl Bruchmann, Über die Dichterſprache, Preußiſche Jahrbücher April 1888; Rob. Müller, Zum dichteriſchen Ausdruck, Programm von Reichenberg 1892; Viſcher, Äſthetik IV. § 850 ff.: Der ſprachliche Ausdruck der Dichtung.

Schiller, wenn er im Wallenstein sagt: „Überall ist Partei und nirgends kein Richter". Vor Fremdwörtern aber hat sich die wirklich aus dem Herzen quellende Dichtung allezeit gehütet. Sagt doch das Sprachgefühl jedem, daß Schaumweinkelch und Heerschau anschaulicher und duftiger sind als Champagnerglas und Armeerevue. So hat denn, wie schon Erich Schmidt hervorhebt, Schiller zwar in seinen Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern lassen, aber seine Dichtung rein davon erhalten, und ebenso „steht bei Lessing die Poesie strenger auf der Wacht gegen Fremdwörter als die Abhandlung".[1] Volk und Dichter haben ferner weit mehr altertümliche Formen gerettet als die Gelehrten- und Kanzleisprache. Sintemal, alldieweil und Ihro sind übel beleumundet, Herze, süße, balde sind hochangesehen, weil hochpoetisch, aber zugleich auch volkstümlich. Endlich sind die größere Freiheit der Wortstellung, der Wortbiegung (ein gräßlich Wunder, ein eisern Gitterthor) und der Satzfügung[2]) beiden gemein. Was sie dagegen hauptsächlich von einander unterscheidet, ist einmal die verschiedene Lautgebung und sodann die Wahl der Wörter. Die Dichter weisen viele Ausdrücke vornehm zurück, die dem Volk und den Gelehrten ganz geläufig sind, aber haben wieder eine gewisse Vorliebe für andere: Gesichtskreis, Seelenruhe, Ergebnis klingen zu nüchtern, Fittich erscheint erhabener als Flügel, Ohm als Oheim,

1) Vgl. E. Schmidt, Lessing S. 701. Nach O. Dehnicke, Goethe und die Fremdwörter, Jahresbericht des Gymn. zu Lüneburg 1892 enthält bei Goethe die Lehr- und Gedankendichtung mehr Fremdwörter als die übrigen Gedichte, der Faust mehr (266) als die andern Bühnenstücke (Götz 66, Clavigo 48, Egmont 45, Stella 25, Tasso und natürliche Tochter 15 u. s. f.), der Roman und die Abhandlung am meisten: Wahlverwandtschaften 156, Werther 112, Wilh. Meisters Lehrjahre 480, Dichtung und Wahrheit 847. Zu vergleichen ist ferner O. Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller, Programm von Stuttgart 1885 und H. Dunger, Der junge Lessing und die Fremdwörter, Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins VIII, 54.

2) Vgl. „Die Fräulein Schneider" und Goethes Hermann und Dorothea 4, 209: „Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast."

gülden als golden, hub als hob, Fei als Fee; mehren, zeugen, zwingen erhalten häufig den Vorzug vor den Zusammensetzungen vermehren, erzeugen, bezwingen. Der Gefühlswert von Leu, Maid, wandeln, schauen ist höher als der von Löwe, Mädchen, gehen, sehen. Auch sucht der Dichter gern wieder ältere Wörter hervor und erweckt sie künstlich zu neuem Leben, während die Volkssprache auf dieses Mittel, den Wortschatz zu bereichern, verzichtet.

So bilden die Sprache des Volks und der Dichtung einen 74
scharfen Gegensatz gegen die der Kanzlei und der Gelehrten. Gesäugt an fremder Brust, aufgewachsen unter dem Einfluß des römischen Rechts und des Lateins, hat diese von Anfang an eine andere Art und einen anderen Lebensgang gehabt. Von Haus aus mehr für das Auge als für das Ohr bestimmt, ist sie steifleinen und ungelenk wie die Aktenmenschen, die sich ihrer bedienen. Die verstandesmäßige Durchbildung tritt namentlich im Satzgefüge hervor, das meist unterordnend gestaltet wird. Wie im Latein die Bindewörter tum .. tum, nunc .. nunc, neque .. et u. a. erst seit der Mitte des 1. Jahrh. vor Christus unter dem Einflusse der immer mächtiger werdenden Redekunst ausgebildet wurden, so sind auch im Deutschen sowohl .. als auch, nicht nur .. sondern auch, einerseits .. andererseits, bald .. bald in der Werkstatt der Gelehrten entstanden und noch jetzt dem Volksmunde fremd, selbst für weder .. noch hört man breite Volksschichten gewöhnlich „nicht .. und nicht" sagen. „Einem wahren Stelzengange gleicht der über die Maßen verschränkte und verschnörkelte Periodenbau, wie er von dem Schreibpulte der Philosophen und Gelehrten unserer ganzen Schrift- und Gebildetensprache aufgeprägt ist."[1]) „Wir begründen, vermitteln, beschränken in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist; insofern, obgleich, zumal da, es sei denn, unter der Bedingung daß, solche und hundert ähnliche Konjunktionen werden fast durchschnittlich unnötigerweise geschrieben und machen Gedanken und Rede schwerfällig.[2]) Die lang-

1) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 29.
2) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 10.

ſtieligen Verhältniswörter, die mit dem 2. Falle verbunden werden, wie ungeachtet, unbeſchadet, vermöge, außerhalb, oberhalb u. a. ſind vorwiegend Eigentum der Gebildeten. Abgezogene Begriffe auf -heit, -ung, -nis, -ſal ſind in ihrer Rede ſtärker vertreten, ſinnliche, anſchauliche Ausdrücke um ſo ſeltener. Die Bilder ſind abgegriffener und mehr verblaßt als in der Mundart. Klaus Groth ſagt einmal[1]), der hochdeutſche Satz: „Die Schüler hingen ihm am Munde" wäre im Plattdeutſchen undenkbar. De Schöler hung(e)n em ann Mund könnte der Niederdeutſche nicht ſagen, ohne ſie hängen zu ſehen etwa wie Blutegel. Auch die Fremdwörter ſind in der Sprache der Gelehrten recht eigentlich zu Hauſe, und ſelbſt gute deutſche Ausdrücke haben ſich gefallen laſſen müſſen, in den Schraubſtock gelehrter Pedanterie eingeſetzt zu werden, und ſind ſo ihrer deutſchen Art verluſtig gegangen. Aus Büttel, der Verkleinerungsform von Bote, haben die Hochſchulen unter Anlehnung an pes, pedis einen Pedell gemacht.[2]) Mißgeſtalten wie Luftikus, Schwachmatikus, Kneipier, Wichſier haben die Studenten auf dem Gewiſſen[3]); und wenn man nicht Tillede, Sömmerde ſagt wie Ilsede und Scherfede, ſondern Tilleda, Sömmerda, nicht Eiter und Elgersbrunn, ſondern Eythra (bei Leipzig) und Eliasbrunn (bei Lobenſtein), ſo trägt offenbar die Abſicht der Gebildeten, den Namen einen vornehmeren Anſtrich zu geben, die Schuld daran. Dasſelbe gilt von Ausdrücken wie Badenser, Weimaraner, Anhaltiner für die im Volksmunde noch üblichen, gut deutſchen Wörter Badener, Weimarsche, Anhalt(i)sche.

Schröder weiſt in einem beſondern Abſchnitte ſeiner Schrift über den papiernen Stil nach, daß das Wort „derſelbe" im

1) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutſch und Plattdeutſch S. 15.

2) „Bedelli universitatum werden ſeit 1350 bezeugt; als Gerichtsdiener erſcheinen bedelli ſchon im 13. Jahrh.; bedellus mit ſeiner romaniſchen Sippe (it. bidello, frz. bedeau, Gerichtsbote) entſtammt ſeinerſeits dem ahd. bitil, pitil, mhd. bitel: Ableitung zu ahd. bitten, einladen, citieren" (Kluge, etymolog. Wörterbuch).

3) Vgl. Kluge, Über deutſche Studentenſprache, Beilage zur allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 297 (20. Dezember) und Die deutſche Studentenſprache. Straßburg 1894.

Sinne von er (sie, es) bei wahren Dichtern und volkstümlichen Schriftstellern selten ist, um so stärker aber überhand nimmt, je verstandesmäßiger das Schrifttum geartet ist. Schiller hat es in seinen Versen gemieden, auch „der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe mußte das krankende Wort fern liegen". Die großen Prediger des 13.—15. Jahrh. wie Seuse und Geiler von Kaisersberg lieben es nicht, auch der sprachgewaltige Luther und die Brüder Grimm meiden es nach Möglichkeit. Ähnlich liegen die Dinge bei den Fürwörtern der und welcher; jenes ist dem Gelehrten zuwider, er hat es schon längst durch dieses ersetzt. In den Verbindungen „Inn und Isar, welche Flüsse aus den Alpen kommen" und „Inn und Isar, welch letztere an München vorüberfließt" kann nur welcher, nicht der stehen; ihnen sieht man aber auch den gelehrten Ursprung auf der Stelle an. Bezeichnend ist, daß der schwülstige Lobenstein meist, der Satiriker Rabener fast nur „welcher" schreibt, daß dagegen Engel, Garve, Hauff, Auerbach, Stifter und Scheffel meist „der" gebrauchen.[1]) Luther sagt: „Segnet, die euch fluchen"; prosaisch nüchterne Naturen werden sich nicht entgehen lassen, hier „diejenigen, welche" einzusetzen; ebenso werden sie an den dem Volksmunde abgelauschten Wendungen Anstoß nehmen: „Der in mir bleibet und ich in ihm, bringt viele Frucht" und „Seht euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe." Dafür werden sie regelrechter, aber entschieden nicht schöner sagen „und in dem ich bleibe" und „die aber inwendig reißende Wölfe sind". Die bequeme Art des Volks, leicht zu ergänzende Wörter zu unterdrücken, ist der Schriftsprache ein Dorn im Auge; sie weist Ausdrücke wie „eine Flasche Selters" und „ich werde heute mein braunes (Kleid) anziehen" entschieden ab; ebenso ist in dieser die Fähigkeit, Verhältniswörter mit dem Artikel zusammenzuziehen, mehr beschränkt. Wir können noch sagen zum, im, beim, ins, aber die Verbindung zun Eltern

1) Vgl. Lyons Zeitschrift VII, 318; Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten S. 144 ff.

= zu den Eltern oder in(n) Garten = in den Garten, wie sie in Goethes Götz (in(n) Turn = in den Turm) und in Schillers Kapuzinerpredigt (Was steht ihr da und legt die Hände in(n) Schoß?) sich findet, ist nur der volkstümlichen Rede eigen.

So sehen wir denn, daß Gelehrtensprache und Mundart zwei ganz verschiedene Wege gehen und sich etwa zu einander verhalten wie ein künstlich gezogener, hier und da verschnittener und zurecht gestutzter Baum zu einem naturgemäß und ohne äußere Eingriffe erwachsenen. Bei jener ist das Latein Taufzeuge gewesen wie beim Latein das Griechische, diese war immer mehr auf sich selbst gestellt. Jede hat ihre Vorzüge, aber wie diese immer lebenskräftiger und frischer gewesen ist, so wird sie auch jederzeit der Born bleiben müssen, in dem sich diese verjüngt.

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.

Simrock.

Der Wortschatz ein Spiegel der Gesittung.[1])

Wie sich beim Menschen der Blick für die Naturschönheiten der Heimat durch jahrelange Gewohnheiten leicht so weit abstumpft, daß er fast gleichgiltig durch die herrlichste Landschaft schreitet, so ist ihm auch oft das wahre Gefühl und die rechte Empfindung für die Wunder der Sprache geschwunden. Die Wörter dienen ihm gewöhnlich nur als Mittel, sich mit andern zu verständigen, und gleiten beim Verkehr mit den Sprachgenossen so rasch über seine Zunge, daß er selten Zeit hat, über ihre Art und Herkunft nachzudenken oder gar nach ihrem Lebenslauf zu fragen. Allerdings haben sie sich innerlich und äußerlich, nach Inhalt und Form vielfach stark verändert und machen daher auf den Uneingeweihten den Eindruck eines verschleierten Bildes. Wollen wir die Schönheit ihres Baues und die Tiefe ihrer Bedeutung richtig erkennen, so müssen wir die

1) Vgl. Blumschein, Kulturgeschichtliches in der deutschen Sprache. Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins III, 108—125, IV, 145—156; A. Richter, Deutsche Redensarten sprachlich und kulturwissenschaftlich erläutert. Leipzig 1889; W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. 2. Aufl. Leipzig 1894; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Berlin 1886; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. Leipzig 1887; Derselbe, Wie die Sprache altes Leben fortführt, Lyons Zeitschrift IV. V; Derselbe, Gesammelte Vorträge und Aufsätze u. s. w. Leipzig 1890; Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon. 5 Bde. Leipzig, Brockhaus.

darüber gezogene Hülle entfernen. Der Lohn entspricht der aufgewandten Mühe; denn es eröffnet sich dem Auge ein Anblick, wie es ihn sich schöner nicht wünschen kann. Unvermerkt trägt uns der Fittich des Gedankens in längst vergangene Zeiten, wir vernehmen Laute und Wörter, wie sie unsern Vorfahren an die Ohren klangen, und ein Kulturgemälde entrollt sich vor uns, so klar und deutlich, daß wir uns wie träumend in eine andere Welt versetzt wähnen. Wie ist das möglich? Haben nicht Wörter wie Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne seit Jahrtausenden dieselbe Bedeutung gehabt? Haben nicht unsere Urväter mit Wörtern wie Gras und Blume, Baum und Strauch, Strom und Berg die nämliche Vorstellung verbunden wie wir heutzutage? Allerdings; aber einmal sind nicht alle in den Gesichtskreis des Menschen tretenden Erscheinungen so sinnfälliger Art und in ihren Namen so wenig dem Bedeutungswandel unterworfen, und sodann liegen selbst den genannten Begriffen, so alt und ursprünglich sie auch erscheinen mögen, wieder einfache Anschauungen zu Grunde. Alle älteren Vorstellungen aber, die sich an einen Wortkörper knüpfen, sind von der größten Wichtigkeit für den, der sich die Aufgabe gestellt hat, geistige und sittliche Zustände früherer Zeit, Kenntnisse und Neigungen vormals lebender Menschen zu erforschen. Wissen wir z. B., daß der Mond von Haus aus den (Zeit-)Messer bezeichnet, so können wir daraus den Schluß ziehen, daß dieses Gestirn einst einen hohen Wert für die Zeitrechnung gehabt hat. Auf diese Weise hat man die Gesittung der indogermanischen Urzeit ergründet, auf diese Weise können wir uns auch ein ziemlich klares Bild von der Lebensführung unserer Altvordern machen.

76 Einst war Deutschland ein ungeheures Waldgebiet. Was Cäsar und Tacitus darüber berichten, wird durch die Namenkunde bestätigt. Überall in deutschen Landen, auch in Gegenden, die längst des Schmuckes herrlicher Waldungen beraubt sind, erinnern zahllose Ortsbezeichnungen auf -hain, -hart[1]), -reut,

1) Hart, Wald, vgl. Spessart = Spechtshart, Spechtswald; Hardt, Harz.

-rode, -grün, -walde, -loh[1]), ja Namen ganzer Landschaften wie Holstein[2]) und Holland[3]) daran, daß es einmal anders gewesen ist. Dazu gesellt sich die stattliche Zahl der Dörfer und Städte, die nach Fichten und Tannen, Buchen und Birken, Eschen und Erlen, Eichen und Ahorn, Linden und Weiden benannt sind, also nach den Bäumen, die seit ältester Zeit auf deutschem Boden heimisch sind. Dagegen treffen wir von Obstbäumen nur den Wildapfelbaum an, der in besonders reicher Menge an Stellen gestanden zu haben scheint, wo Ortschaften mit den Namen Affolder, Affaltrach, Effelder und Apelern[4]) gegründet worden sind; auch bezeugt Tacitus (Germania Kap. 5)[5]), daß man zu seiner Zeit in Deutschland noch keine Obstzucht getrieben hat.

Bei der Dichtigkeit der Waldungen kann der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Wildbestandes nicht auffallen. Namen wie Auerbach und Wiesentau sind Zeugen, daß einst Ur und Wisent; Ellwangen[6]) und Schellenberg[7]), daß Elch und Schelch; Bernburg und Wolfenbüttel, daß Bär und Wolf häufig waren, Tiere, die jetzt sämtlich in Deutschland entweder ausgestorben oder ziemlich selten geworden sind.[8])

Die Luft war rauh, feucht und kalt. Daher kleidete man sich, um vor Frost geschützt zu sein, in Tierfelle, und lag, um auszuruhen, „auf der Bärenhaut". Im ahd. bezeichnet das Wort Winter wie in indogermanischer Vorzeit[9]) auch das ganze Jahr, und noch jetzt heißt niederrheinisch eine einjährige Ziege Einwinter.

---

1) -loh: lucus = Lohe: lux.

2) Entstellt aus Holsten, Holsaten = Holzsassen.

3) Aus Holtland = Holzland. Vgl. Dänemark = Danmörk, Dänenwald und Seeland = altnord. Soelundr (lund, Gehölz).

4) Vgl. ahd. apholtra, Apfelbaum.

5) Frugiferarum arborum impatiens; ferner c. 26: auctumni perinde bona ac nomen ignorantur, doch werden c. 23 poma agrestia erwähnt.

6) Ellwangen = Elchwangen von Wange = got. vaggs, Aue.

7) = Schelchenberg.

8) Dasselbe gilt vom Biber, vgl. Bibra u. a.

9) Daher steht bei den Griechen *χίμαρος*, *χίμαιρα* neben *χειμών*

Straßen gab es in jener Zeit noch nicht; die Wege stellte man oft her, indem man in der bestimmten Richtung auf Gassenbreite die Bäume fällte, d. h. „einen Weg einschlug“.[1]) Im übrigen zog man wohl häufig selbst „bei Nacht und Nebel“ „durch Dick und Dünn“ und „über Stock und Stein“. Auch die Flüsse bildeten kein wesentliches Hindernis; sie wurden an seichten Stellen durchwatet.[2]) Da Fahren der allgemeine Ausdruck für jede Art der Bewegung, also auch für Fußwanderung war, so nannte man solche Untiefen „Furten“.[3]) Noch in späterer Zeit haben ganze Volksstämme auf ihren Heereszügen davon Gebrauch gemacht: daher Frankfurt = Frankenfurt, Haßfurt = Hessenfurt, Herford = Heeresfurt, Schweinfurt = Suebenfurt u. a. War der Fluß tief und bot keine Gelegenheit zu einem derartigen Übergange, so benutzte man einfache Boote, oft Einbäume. An Stellen aber, wo man häufiger übersetzte, gab es Fährleute, die mit dem Worte hol-â[4]) = hol über, wo nötig, vom andern Ufer gerufen wurden.

77 Den einzigen Reichtum bildeten in der ältesten Zeit, wo man nach Nomadenart von Ort zu Ort zog, die Herden.[5]) Man liebte und pflegte sie; daher die reiche Fülle von Bezeichnungen, die für Haustiere vorhanden waren. Man unterschied nicht bloß männliche und weibliche durch besondere Ausdrücke wie Bock und Ziege, sondern hatte auch vielfach zwei Bezeichnungen für dasselbe Geschlecht wie Ochs und Stier und sächliche Wörter für die Gattung (Rind, Schaf). Daß es Freude bereitete, das Vieh zur Weide zu führen, sagt das Wort „Wonne“ = Weide, grünes Wiesenland, also Wonnemonat =

---

und bei den Römern bîmus, trîmus = bi-himus, tri-himus, zweidreijährig neben hiems, Winter und in der Lex Sal. in-gimus anniculus, einjähriges Vieh.

1) Vgl. secare viam und ὁδὸν τέμνειν.

2) Waten = vadere, gehen.

3) Furt: fahren = vadum: vadere.

4) holâ ist die durch â verstärkte Befehlsform von holôn und = halô von halôn = καλεῖν, calare, rufen.

5) Tacit. Germ. Kap. 5: numero (armentorum) gaudent eaeque solidae . . et gratissimae opes sunt.

Weidemonat.[1]) Daß im März die Lämmer aus der Herde ausgeschieden wurden, schließen wir aus dem Worte „ausmerzen" (vgl. span. marcear, die Schafe [im März] scheren). Das Vieh bildete bei dem noch zu Tacitus Zeit und später im Innern von Deutschland bestehenden Tauschhandel (permutatio mercium, Germ. Kap. 5) das Hauptzahlungsmittel, da sich nur in den Grenzgebieten an Rhein und Donau bereits Geldverkehr ausgebildet hatte (Germ. Kap. 15: iam et pecuniam accipere docuimus). Nach Tacitus entrichtete man mit Vieh die Strafen[2]) und nach dem Ripuarischen Gesetzbuch erlegte man in Vieh und Waffen das Wergeld. Daher haben ahd. fihu (= engl. fee, Trinkgeld) und altfries. sket (Schatz) die Bedeutungen Vieh und Geld, ähnlich wie sich pecunia von pecus herleitet.[3]) Auch das im Mittelalter so oft begegnende Wort feudum = feodum, das Stammwort von feudal, bezeichnet ursprünglich wohl Besitz an Vieh (fêo + ôd), und in der Wendung „eine Schuld beitreiben" schimmert noch deutlich die Erinnerung an eine Zeit durch, wo die Schuld in wirklich „gangbarer" d. h. vierbeiniger Münze beglichen wurde. Endlich lassen die Worte „seine Haut zu Markte tragen" noch ziemlich klar erkennen, daß man einst die Häute seiner geschlachteten Haustiere als Bußgeld verwendete.[4])

Natürlich gewährten die Herden auch wichtige Nahrungsmittel, besonders Milch, Käse und Butter.[5]) Auch Fleisch

1) Vgl. ahd. wini, das den Freund bezeichnet, mit got. winja, Weide, Futter.

2) Germ. Kap. 12: equorum pecorumque numero convicti multantur.

3) Auch ostfries. schaap, Schaf war eine Münze im Werte von 11 Pfennigen.

4) Vom Vieh ist auch die übertragene Bedeutung des Umstandswortes „überhaupt" hergenommen: über houbet d. h. über die Häupter des Viehs hinweg, ohne die Stückzahl zu ermitteln, und Ulfilas vermag das (hebräische) Wort Mammon nicht anders als mit „Viehgedränge" (faihuthraihns) wiederzugeben.

5) Käse und Butter hatten, ehe man die verbesserte Zubereitung der südlichen Völker kennen lernte und damit diese Lehnwörter aufnahm, echt deutsche Namen. Cäs. b. g. VI, 22: victus in lacte, caseo, carne consistit; IV, 1, 8: neque multum frumento, sed

genoß man, von Haustieren und vom Wild, frisch oder gebraten (Wildbret = gebratenes Wild). Der Hauptgegenstand der Nahrung aber wurde später das flach und breit gebackene Brot, nach dem sogar bis zur Gegenwart die Hauptmahlzeiten Mittagbrot und Abendbrot genannt werden. Das Wort Gelage deutet die Art des Speisens nach griechisch-römischer Weise an, oder es meint das „Zusammengelegte" (Picknick), und Asch (vgl. Esche) bezeichnet den Stoff, aus dem die Geräte hauptsächlich hergestellt wurden. Dem Wild nachzugehen war niemand untersagt; denn „Wald und Weide" war wie das Wasser nach altgermanischem Recht für jedermann benutzbar mit allem, was dort lebt und webt. Auch die Jagd nannte man Weide und noch jetzt Weidwerk (vgl. ausweiden). Noch heutzutage bewahrt unsere Sprache eine Anzahl Ausdrücke aus dem alten Jägerleben, nur in übertragener Bedeutung: so weidlich (= jagdgemäß), nachspüren (= auf die Spur zu kommen suchen), stöbern (von mhd. stöuber, Jagdhund, stöuben, aufscheuchen), Wildfang (= Wildgehege) u. a.[1])

Mit großer Vorliebe unternahm man Kriegszüge; dabei standen Führer an der Spitze, die man auf den Schild erhoben hatte.[2]) Der aus Eibe gefertigte Bogen[3]) und der eschene Wurfspeer[4]) waren die wichtigsten Angriffswaffen, der lindene Schild[5]) diente zur Abwehr feindlicher Geschosse. Dem überwundenen Feinde „setzte man den Fuß auf den Nacken", sein Haupt schlug man vom Rumpfe und benutzte es wohl auch als Schale zum

maxime perinde lacte atque pecore vivunt. Plin. 28, 133: e lacte fit et butyrum, barbararum gentium (Germanen) lautissimus cibus.

1) Aus der Zeit, wo man bereits Schießwaffen kannte, stammen Wendungen wie Knall und Fall und Wörter wie Absicht = Guckloch zum Zielen.

2) Hier und im folgenden sind mehrfach Wendungen gebraucht, die erst aus späterer Zeit stammen, aber Verhältnisse jener alten Zeit in glücklicher Weise widerspiegeln.

3) mhd. îwe, Eibenholz und Bogen, vgl. auch den Personennamen Eibenschütz = Bogenschütz und oben S. 57 A. 1.

4) Vgl. lat. fraxinus und griech. μελίη = Esche und Speer.

5) ahd. linta = Schild; vgl. Lindner = Schildmacher.

Trinken (vgl. Hirnschale, Tassenkopf). Kleider und Waffen des Gefallenen zog man aus und nahm sie an sich. Daher erklärt sich der Bedeutungswandel des aus dem deutschen „Raub" entlehnte franz. robe. Dem Führer wurde dabei der beste Teil vorausgegeben (Vor-teil = praemium von prae + emere, nehmen).

Daß ein Volk, so lange es noch keine festen Wohnsitze hat, sondern unstät mit seinen Herden umherwandert, die Entfernungen nach täglichen Marschleistungen berechnet, kann nicht wundern. Ein noch im mhd. nicht selten vorkommendes Wegemaß ist die tageweide, in gleichem Sinne ist das Wort Rast gebraucht worden. Zum Überfluß bestätigt Cäsar diese Thatsache.[1]) Für die kleineren Längemaße war der menschliche Körper die Richtschnur. Die Elle d. h. der Arm von der Hand bis zum Ellenbogen[2]), die Klafter[3]) d. h. die Armspanne und der Fuß waren die gebräuchlichsten. Als Flüssigkeitsmaße benutzte man die ledernen Schläuche, die auf den Nomadenzügen zur Aufbewahrung der Getränke dienten; die Wörter Tonne, Krug, Butte gehn auf jene Grundbedeutung zurück, auch erinnert zwar nicht der Ausdruck Bocksbeutel für einen Würzburger Weißwein, aber der mit Balg engverwandte Name Bulge für einen ledernen Wasserbehälter an die Zeit, wo man, wie im Morgenlande noch heute, das Getränk in Beuteln mit sich führte.

Die Zeitrechnung war seit uralter Zeit bestimmt durch den Mondlauf. Darauf beruht die Einteilung des Jahres in Monate (Monde) von etwa 29—30 Tagen. Die zum Ausgleich mit dem Sonnenjahre nötigen 12 Tage wurden am Jahresschluß eingeschoben; es sind die noch jetzt an allerhand Aberglauben besonders reichen Zwölfnächte. Nach dem Mond-

1) Bell. gall. VI, 25: Hercyniae silvae latitudo novem dierum iter expedito patet; non enim aliter finiri potest neque mensuras itinerum noverunt.

2) ahd. elina, Ellbogen und Elle.

3) Zu engl. clip, umarmen, vgl. den Studentenausdruck „umklaftern".

umlauf ſcheint auch die Gliederung des Monats in vier Wochen (Neumond, erſtes Viertel, Vollmond, letztes Viertel) vorgenommen worden zu ſein, wenn anders das Wort die Grundbedeutung „Wechſel" hat, wie man annimmt. An Voll- und Neumonden fanden die Volksthinge ſtatt. Aus dem Mondjahre erklärt ſich auch der Brauch der alten Germanen, den Beginn des Tages nicht vom Morgen d. h. Sonnenaufgang, ſondern vom Abend d. h. Mondaufgang an zu berechnen.[1]) Ein Nachklang dieſer Sitte ſind die Bezeichnungen Weihnachten, Faſtnacht und Zwölfnächte.[2])

78 Der wichtige Schritt zum ſeßhaften Leben wurde durch den Ackerbau gefördert. Das Wort Acker, vormals ſoviel als Trift[3]), erhielt nunmehr ſeine jetzige Bedeutung. Angebaut wurde Weizen (= weißmehliges Getreide), Hafer, eine Hirſenart, hauptſächlich aber Roggen, der jetzt auch in einigen Gegenden Deutſchlands geradezu als „Korn" bezeichnet wird, wie bei den romaniſchen Völkern deren Hauptbrotfrucht, der Weizen, ſchlechtweg als frumentum: it. formento, franz. froment. Nach der Ernte wurde das Feld „umgebrochen" und, damit es ſich erhole, zur „Brache" liegen gelaſſen. Der Ackerbau wurde allmählich die Hauptarbeit, ja Arbeit bezeichnete geradezu die Feldbeſtellung. Ebenſo beſchränkte ſich jetzt das Wort Getreide in ſeinem Begriffsumfange; denn im mhd. bezeichnet es noch allgemeiner, was der Erdboden trägt (getregede von tragen), auch Gras und Blumen. Was man an einem Morgen pflügen konnte, nannte man „Morgen", und die Getreidehaufen (Schock = Haufen) und Häuflein (Mandel) wurden allmählich geläufige Maße beim Einkauf und Verkauf aller möglichen Gegenſtände.

1) Vgl. Cäſar b. g. VI, 18: spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur und Tacit. Germ. Kap. 11: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant.

2) Im Nibelungenliede 1390 L. heißt es über dise siben naht und im Sachſenſpiegel dreimal über 14 Nächte; vgl. auch engl. fort night.

3) Trift von Treiben wie ager von agere; ager = Acker.

Das Getreide wurde von den Füßen der Tiere ausgetreten; dreschen heißt daher eigentlich trampeln und hat bei seinem Übergange in die romanischen Sprachen eine verwandte Bedeutung bewahrt: it. trescare, mit den Füßen unruhig sein, tanzen, altfranz. tresche, Reihentanz. Der Dreschflegel (flagellum) ist von Süden zu uns gekommen. Gemahlen wurde auf Handmühlen (ahd. quirn, quern, noch erhalten in Ortsnamen z. B. Kirnbach, Querfurt), während die Wassermühle (ahd. mulîn, -î, mhd. mülne, müle = lat. molina) durch die Römer bekannt wurde (zuerst an der Mosel erwähnt bei Ausonius, Mosella 362).

Zur Ansiedelung wählte man am liebsten nach Cäsars Bericht einen Platz in der Nähe des Wassers. Es bezeugen dies unter andern die zahlreichen Ortsnamen[1]) auf -ach (Eisenach), -au (Altenau) und â (Altona), die meist auf eine Grundform akwâ, Wasser = got. ahwa, Fluß zurückgehn. So konnte man auch die große Neigung zum Baden in kaltem Wasser[2]) bequem befriedigen. Die alten Wohnungen waren vielfach unterirdisch.[3]) Wir erkennen dies auch aus dem Worte dung (= ahd. tunga, mhd. tunc, dunc), das einst ein unterirdisches, mit Dünger bedecktes Gemach zur Winterwohnung, zum Weben und zur Aufbewahrung von Feldfrüchten, und noch gegenwärtig in Augsburg und Nürnberg eine kellerartige Weberwerkstatt bezeichnet. Später wandte man sich dem Holzbau zu.

1) Sofern sie nicht slavischen Ursprungs sind wie viele auf au (Spandau) und a (Grimma) im Osten der Elbe und Saale; aqua = got. ahwa = ahd. aha, woraus das vorwiegend ober- und mitteldeutsche -ach, aber auch das besonders niederdeutsche -â hervorgegangen ist; -au ist = ahd. ouwa = agwjô, „die wässerige" (Ableitung von aqua); -aff (Aschaff, Erlaff), -eff (Honeff) und ndd. -ep (Lennep) gehen auf kelt. ap = aqua zurück.

2) Vgl. Tacit. Germ. Kap. 22. Das vielleicht aus lavare, waschen, baden entlehnte Wort laben (ahd. labôn) ist möglicherweise mit der Sitte der Fußwaschung übernommen worden.

3) Vgl. Plinius hist. nat. 19, 1: in Germania autem defossi atque sub terra id opus agunt, Tacit. Germ. Kap. 16 und Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 492².

Die hölzernen Häuſer waren einfach.[1]) Vier Pfähle wurden eingerammt, mit Zweigen und Laubwerk bekleidet und mit Stroh bedeckt; damit war das Haus unter „Dach und Fach". Das ganze Gebäude war alſo gezimmert (vgl. das Zimmer) und beſtand aus einem „Stockwerk"; doch fühlte man ſich „in ſeinen vier Pfählen" wohl, ſo lange einem nicht ein böſer Nachbar „aufs Dach ſtieg" oder gar „den roten Hahn darauf ſetzte", d. h. das Strohdach anzündete. Man nannte das Gebäude „Haus" oder „Hütte" d. h. das Hüllende, wie die „Haut" den Körper Bergende. Der Thürverſchluß konnte kaum einfacher ſein; die Redensarten „einen Riegel vorſchieben, einen Pflock vorſtecken" erinnern noch an die alte Einrichtung.

79 Die ehelichen Verhältniſſe waren gut; natürlich fehlte es auch nicht an Ausnahmen. Die Stabreimformel Kind und Kegel, d. h. eheliche und uneheliche Kinder, giebt in dieſer Hinſicht zu denken. Die Kebsweiber wurden wohl meiſt aus den Kriegsgefangenen und Sklaven genommen; denn Kebſe = ahd. chebisa und ags. cefes bezeichnet die Magd, altnord. kefser den Sklaven. Wie die Ehen oft zu ſtande kamen, ſagen uns die Wörter „Brautkauf" und „Brautlauf".[2]) Mord und Totſchlag kamen zuweilen vor; neben der Raufluſt werden von den römiſchen Schriftſtellern als hervorſtechende üble Neigungen Sauf- und Spielwut erwähnt. Daher ſtammt der bildliche Ausdruck „ſchenken" = zu trinken geben, und vielleicht auch „gefallen", das wohl vom Loſen mit Würfeln um die Beute herrührt. Ebenſo ſcheint ſich die Redensart „auf den Hund kommen" zu erklären; denn unter Hund verſtanden wahrſcheinlich auch die alten Deutſchen wie die Griechen und Römer den

1) Tac. Germ. Kap. 16: ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Von Teilen des Hauſes tragen deutſche Namen: Balken, Brett, Wand, Zimmer, Säule, Thür, Diele, Schwelle, Dach; von der Zimmerausſtattung: Bank, Stuhl, Bett; von Küchengeräten: Napf, Topf, Aſch, Quirl, Sieb.

2) Nachwirkung der alten Raubehe; der Bräutigam mußte am Hochzeitstage hinter der davoneilenden Braut herlaufen.

schlechtesten Wurf beim Würfelspiel.[1]) Die Leidenschaft des Würfelns war so groß, daß man sogar die Freiheit „aufs Spiel setzte" und nun den Ring als Zeichen der Unfreiheit am Halse tragen mußte.[2]) Ein solcher Unglücklicher kam damit in den Besitz eines Ehrwürdigern, seines Herrn (ahd. herro und hêriro = hêrer, hehrer = seigneur: senior), der ihm Unterhalt zu gewähren hatte (vgl. Lord, Herr = hlâf-ord, Laibwart[3]), Brotherr); daneben finden wir noch „Hörige", die dem Herrn „gehören" und „gehorchen", auf einer andern Stufe der Abhängigkeit.

Die Religion jener Zeit war Vielgötterei. Die Namen 80
der wichtigsten Gottheiten leben zum Teil noch bis zur Gegenwart fort, so Ziu = Ζεύς, Jovis (Juppiter) in alemannisch Zistag = mhd. Zîestac, engl. Tuesday, während fränk.-sächs. Dingstag, unser nhd. Dienstag nach Kluges allerdings unsicherer Vermutung auf einen Beinamen dieses Gottes = lombardisch Thinxus zurückzuführen ist und Ziu als Beschirmer der Volksversammlungen und Gerichte bezeichnet. Der Name Wodan ist noch erhalten in dem Ausdruck „wütendes Heer oder Wütenheer" = Wodans Heer, d. h. das wilde Gefolge, das ihn begleitet, im Englischen auch in Wednesday = ags. Vôdenesdag, einem Worte, das im oberdeutschen Sprachgebiete mit dem früheren Schwinden des Heidentums gefallen und durch Mittwoch ersetzt worden ist.[4]) Wodans Sohn Donar treffen wir an in dem Namen des 5. Wochentags, Donnerstag, ferner in Donnersmarck und Donnerkeil, wohl auch in verschiedenen Flüchen wie Donner und Doria, Donnerwetter und in Pflanzennamen z. B. Donnerkraut und Donnerbart. Wodans Gemahlin Freia zu Ehren sind der Freitag und Ortschaften wie Freienwalde benannt worden; unter dem Namen Bertha oder Berchta, die Glänzende, finden wir

1) Vgl. Sau = Aß im Kartenspiel, dann allgemein Glück.

2) got. frîhals (Freihals) = Freiheit.

3) got. *hlaibwards.

4) Auch Hackelbernd = Mantelträger, von ahd. hackel = got. hakuls, Mantel und beran, tragen, geht eigentlich auf den im Wolkenmantel erscheinenden Himmelsgott Wodan.

sie zwar nicht im Ortsnamen Berchtesgaden (= Berchters Gaden), wohl aber gleichwie als Holla oder Hulda im entsprechenden Frauennamen wieder. Endlich an die Schicksalsgöttinnen, die altnordischen Nornen, gemahnt uns der Ausdruck Altweiberfommer; denn von ihnen soll das Gespinst herrühren. Man verehrte die Götter in heiligen Hainen (got. alhs, ahd. alah[1]), Hain und Tempel) und brachte ihnen dort Opfer dar. In „Ungeziefer" steckt das ahd. zëbar, Opfertier, und „Gilde" bedeutet eigentlich Opferschmaus.

Neben den himmlischen Göttern hatte man allerhand geheimnisvolle Wesen, mit denen man sich die Erde bevölkert dachte und denen man alle möglichen Kräfte zuschrieb. Gewöhnlich vollführten sie Neckereien und suchten den Menschen bei passender Gelegenheit einen Possen zu spielen. Den Hexen (ahd. hagazussa, Waldfrau?) schreibt man den Hexenschuß zu, die Mare oder Alpe belästigen uns durch das Alpdrücken; die Kobolde „walten im Hause"[2]), die Wichte verfilzen gern das Haar (Wichtelzopf) und werden daher bei Hochzeiten durch Poltern (Polterabend) vertrieben, wie die Druden in neuerer Zeit durch den Drudenfuß; die Gespenster suchen den Menschen dies und jenes „auszuspannen". Die Gabe, Zukünftiges zu erkennen, hatten verschiedene Tiere, vor allem der Schwan.[3]) Man spricht daher vom Schwanengesang und sagt bei Ahnungen „mir schwant". Auch die Raben vermögen die Zukunft zu verkünden („Unglücksrabe"), dasselbe gilt noch gegenwärtig vom Kuckuck.[4]) So hat gar mancher, der in das geheimnisvolle

1) Davon stammen die Ortsnamen Alachstädt in der Wetterau, Ahlsheim bei Worms u. a.; auch ahd. haruc, an. horgr bedeutet ursprünglich Wald, später daneben Tempel. Kaufmann, Deutsche Mythologie S. 20.

2) Kobold wohl von Koben und old = walt wie Herold = Heerwalt; nach einer andern Annahme ist im letzten Teile das Wort hold = got. hulths enthalten, sodaß eine got. Form *kubahulths, Haushold anzusetzen wäre.

3) Das Wort ist wohl verwandt mit sonare wie Hahn mit canere. Tacit. Germ. Kap. 10: et illud quidem etiam hic notum avium voces volatusque interrogare.

4) Aber „der Kuckuck weiß es" ist soviel als „der Teufel weiß es".

Düfter des Waldes eingetreten ist, „ein Vögelchen singen hören". Der Storch gilt als Glücksverleiher, er bringt die kleinen Kinder und auch sonst dem Hause Heil, auf dessen Dache er nistet; daher sein niederdeutscher Name Adebar = Glücksbringer.[1])

Auch die Rechtsanschauungen jener Zeit blicken noch 81
überall aus unserer Sprache hervor. „Besitzen" heißt das Eigentumsrecht dadurch bekunden, daß man sich auf etwas setzt.[2]) Die Entziehung des Eigentums bezeichnet man in gewissen Fällen noch jetzt als Entsetzung (z. B. Amtsentsetzung). Eine verwandte Rechtshandlung besteht darin, daß man jemand „den Stuhl vor die Thür setzt", freundlicher benimmt sich dagegen der, der einem andern etwas „anheimstellt", d. h. in feierlicher Weise in sein Heim (Haus) stellt. Die Redensart „unter den Hammer kommen" führt uns in die Zeit zurück, wo der steinerne Hammer von unsern Vorfahren noch als Waffe benutzt wurde. Er war eine gewöhnliche Beigabe des Gottes Donar; mit ihm erfolgt noch gegenwärtig bei gerichtlichen Versteigerungen der Zuschlag[3]) und bei Grundsteinlegungen ein dreifacher Schlag, um anzudeuten, daß der Vorgang sich rechtmäßig zugetragen hat. Früher schickte man auch einen Hammer in der Gemeinde herum, wenn man einen Gerichtstag berufen wollte. Waren die Mitglieder zusammengetreten, so wurde ein Pferd, das in der Mitte des Platzes mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden war, mit dem Hinterteil herumgedreht und „schlug" so mit den Hufen den Kreis, den die Teilnehmer bilden sollten (vgl. einen Kreis schlagen). In späteren Zeiten wurden dann Schranken angebracht, die zu überschreiten verboten war. Nach der umstehenden Versammlung aber, nach den Umständen, wie man sie nannte, hatte sich der Vorsitzende des Gerichts beim Urteilsspruche zu

1) Nach einer andern Deutung kommt das Wort nicht von ôd (altsächs. Gut, Besitz, vgl. All-od), sondern von an. joð, Kind; der zweite Bestandteil ist von bern, tragen, abzuleiten; ciconia von canere kennzeichnet ihn als Weissagevogel.

2) Vgl. possidere von sedere.

3) Bei den Römern ist die Volkswaffe (hasta) in ähnlicher Weise verwendet worden: sub hasta venire, verkauft werden.

richten („sich nach den Umständen richten"), weil diese allein berufen waren, das Urteil zu fällen. Die Gerichtssitzung nannte man Ding (Thing), ein Wort, das jetzt zur Bedeutung von „Gegenstand" verallgemeinert worden ist, also in ganz ähnlicher Weise wie „Sache" und „chose" (= lat. causa, vgl. auch cause), worunter man von Haus aus einen Rechtshandel verstand. Die Wörter „Widersacher" = Gegner im Rechtsstreite und „verteidigen" = vertagedingen (von Tageding, Gerichtstag) erinnern noch an die zu Grunde liegende Anschauung. Mußte jemand zur Beteuerung seines Unrechts schwören, so that er dies unter Anrufung von Stein, Fels und Berg. Wie die Römer Jovem lapidem iurabant, wobei der Stein als Sinnbild des Juppiter galt, so auch die Deutschen. Als dann nach Einführung des Christentums die Gebeine der Heiligen zu Zeugen angerufen wurden, entstand die aus heidnischer und christlicher Anschauung hervorgegangene Schwurformel „Stein und Bein schwören". Für Totschlag eines Menschen oder Tieres wurde gewöhnlich „Wergeld" (d. h. Mannsgeld von wër = vir, Mann, vgl. Werwolf = Mannwolf, λυκάνθρωπος und Welt, mhd. wërlt, wërelt, ahd. wëralt, engl. world = wër, Mann und altnord. old, Zeitalter) entrichtet. Das Begnadigungsrecht, das in den Händen hochgestellter Personen lag, wurde so gehandhabt, daß man die Schuldigen mit dem Mantel zudeckte (daher etwas „bemänteln" = mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken). Streitigkeiten über den rechtmäßigen Besitz eines Gegenstandes wurden nicht selten durch das Los entschieden. Dabei bediente man sich zweier Grashälmchen oder Holzstückchen, von denen man eins aus der Hand ziehen ließ. Wer „den kürzern (Halm) zog", hatte verloren.

82 Ansätze zur Kunst sind in dem Bemalen der Schilde mit allerhand Bildern zu erkennen, aus denen sich nach und nach die Ritterwappen entwickelt haben; wenn wir jetzt das Wort „schildern" im Sinne von etwas schön und lebhaft beschreiben gebrauchen, so denken wir gewöhnlich nicht mehr an die Grundbedeutung (den Schild bemalen).[1]) Auch Schreiben und Lesen

1) Tacit. Germ. Kap. 6: scuta lectissimis coloribus distinguunt; mhd. schiltaere, Maler, wie noch jetzt holländisch Schilderer = Maler.

gehören zu den Kunstfertigkeiten, so einfach sie auch betrieben wurden. Als Schreibstoff verwendete man Holz, gewöhnlich Buche. Daraus schnitt man sich Stäbchen, in die man die Lautzeichen einritzte. Engl. write, schreiben (= angelsächs. writan) ist dasselbe Wort wie unser ritzen und reißen in Reißzeug, Abriß, Grundriß; und das später aus dem Latein entlehnte Wort „schreiben" (scribere) führt auf denselben Stamm wie σκαριφᾶσθαι, eingraben.[1]) Diese „Buchenstäbchen" mitsamt den darauf eingeritzten Zeichen nannte man angelsächsisch rûnstafas, Runenstäbchen, hochdeutsch „Buchstaben". Sie galten als Geheimschriften[2]) und waren meist nur den Priestern[3]) und Familienvätern bekannt. An das Geheimnisvolle erinnert noch der stammverwandte Ausdruck „raunen" für heimlich reden, flüstern (von Rune).[4]) Später schrieb man auf Pergamentrollen, auf die sich die Redensart „das geht auf keine Kuhhaut" bezieht, während die neuern Ausdrücke etwas „entwickeln, entrollen" vielleicht nichts mit dem Pergament zu thun haben. Nicht unwahrscheinlich ist, daß auch das Lesen nach dem Zusammenlesen, Sammeln der Buchenstäbchen genannt worden ist; die Westgoten sagten dafür „singen". Das Rechnen geschah nach dem Zehnerfuße, wie unsere Zahlwörter auf -zig = Zehnzahl (δεκάς) deutlich beweisen; doch scheint daneben noch das Zählen nach Zwanzigern üblich gewesen zu sein, wie auch bei den Franzosen (quatre-vingt = 4 × 20) u. a. Völkern. Darauf führt die Bedeutung der Wörter Stein = 20 Pfund, Stiege = 20 Stück, Schock = 3 × 20 Stück. Die Schmiedekunst verstand man schon frühzeitig und „schmiedete auch Ränke"; dagegen lag das ärztliche Heilverfahren noch in den Windeln. Daß gern durch Besprechen geheilt wurde, sagt

1) Zweifelhaft ist, ob auch γράφειν schreiben mit „graben" zusammengehört.

2) Aber bei Tacit. Germ. Kap. 19 bedeutet litterarum secreta wohl heimlichen Briefverkehr.

3) Tacit. Germ. Kap. 10: auspicia sortesque u. s. f.

4) Vgl. auch das Wort Alraune, Mandragore. Zu beachten ist ferner die Grundbedeutung der Wendung „eine Zeichnung entwerfen" wofern sie überhaupt an die Sitte des Runenwerfens erinnert.

die Bedeutung von mhd. lâchenaere, Arzt, Besprecher = engl. leech in horseleech, Tierarzt, das noch in dem Eigennamen Lachner fortlebt. Als eine wichtige Triebfeder zum Dichten erweist sich die Neigung zum scherzhaften Aufziehen; denn die Wörter ahd. scopf, Dichter = ags. scop = mnd. scop, Spötter und nhd. „beschuppen" sind von einem Stamme gebildet.

83 Unter römischem Einflusse trat an die Stelle der leicht gezimmerten Holzhütte der Steinbau. Die Wohnungen wurden nun fester, größer und schöner; in solchen Gemächern fühlte man sich nun „gemächlicher", zumal als die Fensterscheiben aufkamen. Auch geschlossene Ortschaften entstanden nach römischem Muster, zuerst an Rhein[1]) und Donau, später im Binnenlande, seit Heinrich I. auch Städte, deren Haupterfordernis eine sichere Einfriedigung war. Man umgab sie mit Pfählen, wonach die Pfahlbürger genannt worden sind, oder mit Mauern von Stein (= murus, lat. Lehnwort); umzingeln heißt eigentlich mit einem cingulum, d. h. einer Verschanzung versehen. Zahlreiche Ortsnamen sind nach solchen einfachen oder stärkeren Einfriedigungen benannt, z. B. viele auf -hagen oder -hag = Gehege und angels. tûn = engl. town, ton, Zaun[2]); ebenso verhält es sich mit denen auf -burg von bergen. Von Burg im Sinne einer Stadt haben die Bürger und der Burge- oder Bürgemeister (nicht Bürgermeister) ihren Namen. Sofern jene verpflichtet waren, den angreifenden Feinden mit dem Spieße entgegenzutreten, hießen sie „Spießbürger". Die Stadtthore wurden bei Nacht geschlossen; wer kurz zuvor erschien, „kam vor Thorschluß". Wo die Stadt eigne Gerichtsbarkeit erhalten hatte, dehnte sich diese nur über das städtische „Weichbild"[3]) aus, wie denn dieses Wort von Haus aus die Stadtgerichtsbarkeit bezeichnet (ahd. wîh = vicus und bild = engl. bill, in Unbill und billig). Mit zunehmendem Handel entstanden Märkte (= lat. mercatus),

1) Ammian. Marcell. XV, 11, 1 berichtet, daß Kaiser Julian 357 in der Gegend von Mainz domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa flammis subditis exurebat.

2) Ein Achtel aller englischen Ortsnamen ist so gebildet.

3) Daher mhd. wîchgrâve, Stadtrichter und wîhvride, Stadtfriede.

vielfach wohl, wie der Name Meſſe ſagt, im Anſchluß an die kirchliche Feier (missa = Meſſe). Auch Münzen kamen in Umlauf. Trug man ſie auf Schnuren gereiht am Halſe, ſo griff man ſie nur im Notfalle an, wenn man ſich gezwungen ſah, „von der Schnur zu zehren". Vielfach waren ſie ſo dünn wie Blech, daher bezahlen auch „blechen" heißt. Der Schilling hat ſeinen Namen von ſchallen = klingen. Von der Stadt Hall in Schwaben wurden die „Heller", von Joachimsthal in Böhmen die Thaler genannt; die Münzen der Stadt Freiburg im Breisgau trugen einen Rabenkopf, daher „berappen" (Rappe = Rabe). Für den Namen der Mark iſt die Prägungsmarke bedeutungsvoll geworden, das Zeichen, daß ſie auf Feingehalt geprüft worden war. Der Ausdruck „von echtem Schrot und Korn" lehrt, daß man zwiſchen dem ganzen Gewicht einer Münze (Schrot) und dem Feingehalt an Gold oder Silber (Korn) unterſchied. Jetzt lohnte es ſich zu „kippen" (abſchneiden) und „wippen" (wiegen), d. h. die Münzen zu verſchlechtern; jetzt „wog man auch auf der Goldwage". Neben der Goldſchneiderei gab es auch Beutelſchneiderei; denn Beutel aus Katzenfell („Geldkatzen") und andern Fellarten wurden gern getragen.

Während früher Wald und Feld, Waſſer und Wieſe für 84
jedermann frei und benutzbar geweſen waren, wurden ſie nach und nach aufgeteilt und gingen in erblichen Beſitz über. Verkauf und Kauf galten „nach Jahr und Tag" für rechtskräftig. Erbe war gewöhnlich der älteſte Sohn, die jüngeren wurden mit kleineren Gütern, ſogenannten Hagen, abgefunden (Hag = Umfriedigung) und hießen daher „Hageſtolze" = Hagbeſitzer (got. staldan, beſitzen). Da ſie nun meiſt zu unbemittelt waren, um ſich einen eignen Hausſtand zu gründen, und vom älteſten Bruder abhängig blieben, ſo entwickelte ſich in dem Worte die jetzt gebräuchliche Bedeutung der Eheloſigkeit. Die Verlobung wurde meiſt in der öffentlichen Verſammlung vor der Gemeinde vollzogen; daher hat ahd. mahal die beiden Bedeutungen Verſammlung und Ehevertrag (vgl. Ge-mahl = ahd. gimahalo, Bräutigam, Gatte).

Von ſonſtigen Gebräuchen und Sitten des Mittelalters

heben wir noch folgende hervor. Von der Verwendung der Sanduhr kommt wohl der Ausdruck „die Uhr ist abgelaufen" und die Zeit „verrinnt"; an die Sitte des Femgerichts, Vorladungen mit dem Dolche an das Thor zu stecken, gemahnt das Wort „Steckbrief" (vgl. einem etwas stecken). „Radebrechen" und „wie gerädert sein" gestatten uns einen tiefen Einblick in die Grausamkeit des Rechtsverfahrens; „wie auf glühenden Kohlen sitzen", „die Feuerprobe bestehen", „für jemand durchs Feuer gehn", „sich weiß brennen wollen", „Gift oder das Abendmahl auf etwas nehmen" erinnern an die Gottesurteile. Der Löffel, den der Barbier gebraucht, um seine Kunden „über den Löffel zu barbieren", und das „Kerbholz" sind jetzt nicht mehr üblich, auch die Tafel wird nicht mehr, wie einst, in wörtlichem Sinne nach dem Mahle „aufgehoben", wohl aber können wir noch jemand „den Rank (Krümmung, Umweg; nicht Rang) ablaufen" und den Brauch beobachten, dem der Ausdruck „ein Ausbund von Ungezogenheit" entstammt, nämlich das 12. Stück bei Waren auf die Papierumhüllung zu binden.[1])

So haben wir in Kürze einen mehr als tausendjährigen Abschnitt deutscher Sittengeschichte durchmessen, und wenn wir auch nur den kleinsten Teil der einschlägigen Erscheinungen berühren konnten, so haben wir doch den Beweis geliefert, daß sich die Gesittung eines Volks in seinem Wortschatze, namentlich in seinen Übertragungen, wiederspiegelt. Wie der Geolog aus den verschiedenen Geschieben und Schichtungen des Gesteins die Entwickelung der Erdoberfläche zu erschließen vermag und die Kräfte erkennt, die die Veränderungen erzeugt haben, so machen uns auch die Bedeutungsablagerungen unserer Sprache mit den Kräften bekannt, die einst im deutschen Volke wirksam waren, und eröffnen uns lohnende Einblicke in das Thun und Treiben, Denken und Empfinden unserer Vorfahren.

1) Andere hierher gehörige Wendungen und daraus sich ergebende Gebräuche finden sich verzeichnet in dem lehrreichen Aufsatze von G. Blumschein in den wissenschaftlichen Beiheften des allgemeinen deutschen Sprachvereins III, S. 108—125 und IV, S. 143—155.

Wie die Zeiten ſind, ſo ſind die Wort, und hinwiederumb wie die Wort, ſo ſind auch die Zeiten. Verba ut nummi.
Der Unartig Teutſcher Sprachverderber (1643).

Stil und Kulturentwickelung.

„Der Stil iſt kein Kleid, das man an- und auszieht; er 85
iſt ein Stück vom Herzen des Volkes ſelbſt. Stil kann ſich nur aus der Perſönlichkeit und zwar aus dem tiefſten, innerſten Keime der Perſönlichkeit eines Volkes entwickeln.“[1]) Der Stil der Deutſchen iſt ein anderer als der der Franzoſen; aber ſo gewiß es iſt, daß ſich im Laufe der Jahrhunderte die Geſittung der Völker ändert, ſo ſicher kann man auch beobachten, daß ſich ihr Stil ganz allmählich umbildet und dem jeweiligen Zeitgeiſte anpaßt.[2]) Die großen Dichter und Denker, die die Sprache befruchten und ihrer Entwickelung die Bahn mit vorzeichnen, wurzeln mit ihrem ganzen Daſein im Boden ihrer Heimat und ihrer Zeit und entrichten unwillkürlich dem Geſchmacke und der geiſtigen Strömung ihres Jahrhunderts einen größeren oder geringeren Zoll; ſie glauben zu treiben und werden doch auch ſelbſt getrieben; ohne es zu wiſſen, lauſchen ſie auf die geheimnisvollen Eingebungen des Volks- und Zeitgeiſtes.

Urwüchſig und kernig wie die Bewohner des altger- 86
maniſchen Landes war auch ihre Sprache. Inhaltſchwer und

1) Rembrandt als Erzieher, 10. Aufl. S. 27. Ähnlich Humboldt über die Verſchiedenh. des menſchl. Sprachb. S. 21 und 215.

2) Vgl. J. E. Wackernell, Die deutſche Sprache im Zuſammenhange mit der Kulturentwickelung des deutſchen Volks, Zeitſchrift des allg. deutſchen Sprachvereins IV, 3 Spalte 38 ff., worin beſonders das 18. Jahrhundert behandelt iſt.

[illegible] wie dem demo
es Bauern.“[2]) Die sinnliche Kraft der Bedeutu
Worte frisch aus dem Auge schaut, erhöht den Re
nd bannt unser Herz unwiderstehlich an die St
nd Treue, Kraft und Mut zu herrlichem Verein

Aber nicht idyllische Zustände werden uns
olksepen vorgeführt, sondern heftige Leidenschaft
üme Handlungen, die in dramatisch bewegter
estellt werden. Wie die Gefühle in der Brus
uf- und abwogen, so wechselt im Satze häufig eine
ihe in bestimmter Verschränkung mit einer and
ierlicher, kraftvoller Weise werden bedeutsame Geb
olt, bald durch Wiederkehr eines wichtigen Begrif
ıde, bald durch unmittelbar folgende Wiedergabe
halts in veränderter Fassung (Parallelismus) n
salmen und überhaupt der orientalischen Dichtung.

---

1) Z. B. chônnêm mannun, kühnen Mannen o
ugâ, gewundene Spangen. Scherer, Zur Geschichte
rache, S. 442: „Das Althochdeutsche hat die Vokale de
d Flexionssilben reiner und ursprünglicher erhalten al
manische Sprache von gleichem Lebensalter, und dara
e die Musik des ahd. Verses noch im 9. Jahrh.“

2) Vgl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Ve
297.

3) Ebenda S. 295: „In ihrem Deutsch .. hing fa
noch das Sinnliche [illegible]

bietet das Hildebrandslied Belege. Hier heißt es: „Sohn und Vater richteten ihre Panzer, bereiteten ihre Kampfkleider, gürteten sich ihre Schwerter um, die Helden." Also um dem Zuhörer die Wichtigkeit der am Satzanfange stehenden Worte recht fühlbar zu machen, wird am Schluß die wichtige Bestimmung „die Helden" hinzugefügt. Und wenn der Dichter sagt: „Nun soll mich das eigne Kind mit dem Schwerte hauen, niederbreiten mit seinem Beile" oder: „Nun magst du leichtlich an solch hehrem Manne Rüstung gewinnen, Raub erbeuten", so erkennen wir deutlich, wie die Kunst, den Gedanken mit Nachdruck in andere Form zu gießen, meisterhaft gehandhabt worden ist. Und dient nicht auch der Stabreim dem Zwecke bedeutungsvoller Hervorhebung, indem er die wichtigsten Begriffe des Verses zusammenkettet?

Freilich weicht die Sprache der deutschen Heldendichtung in mancher Hinsicht ab von der nordischer Epen; namentlich fehlt ihr die regelmäßige Wiedergabe geläufiger Vorstellungen mit den gleichen Bildern wie Helmträger = Krieger, Rinderspender = König, Hengst der Wogen = Schiff, Drache = Kriegsschiff, Schnecke = Lastschiff; aber daß auch in deutschen Landen dieser Brauch einst bestanden hat, läßt die Rechtssprache der salischen Franken noch erkennen[1]), wo der Stier als Heerführer, die Ziege als Lauchfresserin, der Haushund als der an die Kette gewöhnte bezeichnet werden mußte, falls man nicht gewärtig sein wollte, den Rechtsstreit zu verlieren.

Aber auch im Vergleich zu den Homerischen Gesängen ergiebt sich manche Abweichung. An breit ausmalendes Schildern ist nicht zu denken, weit ausgesponnene Vergleiche sucht man vergeblich. Der Hintergrund der Ereignisse wird nur angedeutet, das Zuständliche tritt gänzlich zurück vor den Menschen mit ihren Leidenschaften und Handlungen, die oft in althergebrachten Formeln der Laut- und Geberdensprache zum Ausdruck kommen.

1) „Wie die Rechtsvorgänge gehobene Momente des Daseins waren, so hatte sich ihrer Symbolik auch die gehobene Sprache urzeitlicher Dichtung zu Dienst gestellt." Lamprecht, Deutsche Geschichte I, 187.

..., lateinische Lehnworter durchsetzen
teinischer Satzbau beeinflußt die Übersetzungen u
stücke jener Zeit.[1]) Schwerfällig schleppen sich
Perioden angepaßten Satzgefüge dahin, steif u
oft die Schreibenden selbst, die behäbigen A
mannischen und bayrischen Klöster. Wenn sich
ihre volltönenden Laute bewahrt haben, so ist d
ein gut Teil von der Kraft und Frische de
abschnitts verloren gegangen. Wie sich in s
die schroffen Gegensätze „von Grausamkeit und M
Demut, kühnem Aufbrausen und weichmütigem G
Tapferkeit und schwärmerischer Weichheit" (Lül
stehen, so befindet sich auch die Sprache in einer
Wohl ist sie meist noch konkret und anschaulich,
die sinnbildliche Ausdrucksweise früherer Zeit sell
maligen Geschichtsschreibern wieder[2]); auch lautli
und wohlklingend, aber in der Satzfügung nicht se
und wenig gewandt. Denn die Übersetzer und
zwar den besten Willen, aber meist nicht die K
Muttersprache zu fördern.

Anders wird es, als der Meißel den Hän
ichen entsinkt und von den Rittern ergriffen wi

1) Über syntaktische Mittel des Ausdrucks im
erhältnis zur lateinischen Vorlage) schrieben Seedorf
nd Rannow ...

ein Bauwerk, dessen hohe Hallen auf herrlichen Säulen ruhen, in dessen gewaltigen Sälen schmucke Bilder kühner Recken hängen: der Prachtbau der höfischen Sprache. Entsprechend der feineren Sitte und Lebensart, die man von Frankreich übernommen hat, sucht man nun auch dem gesprochenen und geschriebenen Satze eine gefälligere Form, mehr Schliff und Glätte zu geben. Wohl haben die Wortstämme viel von ihrer Durchsichtigkeit und die Endungen ihre Klangfülle eingebüßt, aber dafür sind die Sätze geschmeidiger und gelenker geworden, die Darstellung gewandt und gefügig, dabei warm und gemütvoll, der Ausdruck gerundet. Der rasche Fluß der Erzählung und der dramatische Gang der Handlung, wie wir ihn in der alten Zeit finden, ist in Wegfall gekommen; man versenkt sich mehr in das Zuständliche, Einzelne und schildert mit epischer Breite und Behaglichkeit die Empfindungen der Helden, Hoffeste und Turniere, Kleidungsstücke und Ausrüstung der Beteiligten. Dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters oft stark hervor. Während früher überall der gleiche epische Stil begegnet und bestimmte Formeln und Wendungen sich immer wiederholen, ist hier die Sprache bei den einzelnen oft eigenartig gefärbt, mit Betrachtungen erfüllt, von Gegensätzen belebt. Neben der weichen, gefällig klingenden, dabei von Leidenschaften durchglühten Schreibart eines Gottfried von Straßburg steht die gedrungene, kraftvolle, oft dunkle Sprache eines Wolfram von Eschenbach.

In den alten Volksepen, die jetzt überarbeitet wurden, trat „neben den alten Schatz epischer Formen und den raschen, bilderarmen Fluß der Erzählung in den älteren Bestandteilen die breitschildernde Art des Ritterromans, und Phrasen höfischer Konvenienz finden sich gelegentlich in den kurz angebundenen Reden alter Recken. Es ist, als ob ein moderner Baumeister hehre Ruinen einer fernen Vorzeit für den Gebrauch des modernen Lebens ausgebaut und vervollständigt hätte" (Lamprecht). Der Homerische Stil des Epos war in der Entwickelung begriffen, aber noch nicht erreicht: an Schönheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, Pracht und sinnlicher Fülle der Darstellung stehen Nibelungenlied wie Gudrun und andere Volks-

... finden wir schneidende, lichte
werter, goldfarbene Schilde, steinharte Helme
ungen. „Die Beiwörter der Helden und
chte Hinweisungen auf das Ideal: tapfer, k
drücklich verstärkt: sehr tapfer, sturmkühn, wu
len charakteristisch gewählt, so wenn Rüdeger fr
grimme genannt wird. Das Malerische besch
bstverständliches: eine weiße Hand, ein roter
r kehren immer wieder, desgleichen das ro
ie Wald, der kalte Brunnen, der kühle Mor
l der ausgeführten Vergleiche beträgt in der
Äneide 77, in der Odyssee 39, im Nibelung
Hälfte, also höchstens 20.[2]) Schön sagt der
Wie vor dem Mond dem lichten der Sterne Cho
Wenn er in lauterm Glanze der Wolkennacht e
So neigt sich vor Kriemhilde gar manche edle
an Länge und Art der Kleinmalerei steht d
ten Vergleiche des Nibelungenliedes hinter den

1) Scherer, Deutsche Litteraturgeschichte S. 109.

2) Vgl. auch H. Groth, Vergleich, Metapher, Allegor
libelungenliede und in der Gudrun. Charlottenburg
Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache.
hmedes, Über den Stil der Epen Rother, Nibel
in. Dissertation 1893; R. Galle, Die Personificati
nittel und ihre Verwendung in der mhd. Dicht
E. Steinmeyer.

zurück. Wo die Ilias[1]) den Hektor mit einem Löwen zusammenstellt, widmet sie diesem mit Sorgfalt bis ins Kleinste ausgeführten Gemälde 10 Verse, und wo das Nibelungenlied die Schnelligkeit und Gewandtheit Siegfrieds im Kampfe gegen den Zwerg Alberich durch den nämlichen Vergleich anschaulich macht, begnügt es sich mit den Worten: „Wie die Löwen wilde liefen sie an den Berg".[2])

Auch der Wortschatz zeigt gegen früher einen Wandel und hat die der Zeitrichtung entsprechende Färbung angenommen. Die Bedeutung ist mehr durchgeistigt, die Zahl der abgezogenen Begriffe, namentlich auf sittlichem Gebiete, vermehrt. Bei Tugend, Laster, Neid und anderen Wörtern überwiegt jetzt mehr und mehr der ethische Sinn[3]), milte, das vorher die Freigebigkeit bezeichnet hatte, bekommt nun meist die Bedeutung Menschenfreundlichkeit; altertümliche oder gemeine und unhöfische Ausdrücke werden gemieden.[4]) Schlagwörter der Zeit sind mâze (Selbstbeherrschung) und zuht, minne und saelde (Glück), staete (Beharrlichkeit), hövesch und dörperlich (tölpelhaft), tumbe und wîse (jung und alt). Und stellen wir die bildlichen Wendungen der nhd. Schriftsprache zusammen, die aus jener Zeit stammen, so leben die Sitten und Gebräuche des Mittelalters, die Fehden und Turniere, überhaupt die ganze Herrlichkeit des Rittertums vor unsern Augen wieder auf. Wir sehen die Ritter „in die Schranken treten", einander „den Fehdehandschuh hinwerfen" oder „die Spitze (nämlich der Lanze oder des Schwertes) bieten", „miteinander eine Lanze brechen", gewahren, wie sie „sich aus dem Sattel heben", „ausstechen", „auf den Sand setzen" und „im Stiche (liegen) lassen" oder wie sie „in allen Sätteln gerecht (= gerichtet) sind", „Stich und Stand halten", „sich die Sporen verdienen", jemand „die Stange halten" oder „die Brücke treten". An ihre Tracht erinnern uns die Wendungen „etwas aus den Ärmeln schütteln",

1) Ilias Buch XII, 41—50.
2) Strophe 98, 2 Lachm.
3) Vgl. Cauer, Programm von Hamm 1870 S. 3 ff.
4) Pfeiffer, Freie Forschung S. 345 ff.

... den Korb geben, durch (den Korb) fal

Mit den prachtliebenden Staufern kam d
eutsche empor, mit ihrem Untergange begann e
Das 14. Jahrh. war der Herbst des Ritterwes
enz des Bürgertums. Die deutsche Welt wa
grund ernüchtert. Der Meistergesang erblühte, d
erdrängte das Minnelied. Wie der Spitzboge
undbogen ablöste, der gotische Baustil an Stelle d
at, wie auch die Schrift jene eckige und spitze E
nzunehmen begann, die wir noch gegenwärtig a
Kerkmal der deutschen Schriftzeichen betrachten,
er Sprache Rundung und Geschmeidigkeit allmähli
Die Mundarten traten wieder hervor und dur
legeln der mhd. schriftsprachlichen Einigung. „
eller dieser Zeit," sagt Jakob Grimm, „vergröber
ie frühere Sprachregel und überlassen sich den E
ndschaftlich gemeiner Mundart." Die ungebunde
ann einen breiteren Raum, besonders die der Urku
icher, Predigten und mystischen Schriften. Die
it der Geistesbildung kam in der zunehmenden H
chtssagenden Redensart (Phrase) zum Ausdruck,
r Zeit des Faustrechts und des entarteten Ritter
in an den wohl damals aufkommenden Bezeichnu
atzen"[2]), „dem Landfrieden nicht trauen", „R
h durch die Welt [illegible]

Noch schlimmer erging es unserer Muttersprache, als die Wiedergeburt des Altertums in Deutschland eintrat. Die nunmehr gegründeten Hochschulen in Prag, Leipzig, Köln u. a. verbreiteten einen fremden Geist in Deutschland. Die Gelehrten sprachen und schrieben meist lateinisch, schoben das Deutsche als Aschenbrödel verächtlich bei Seite und überließen es dem gemeinen Manne, der sich seinerseits durch Wendungen wie „gelehrt, verkehrt" über dieses Treiben lustig machen konnte. Klassische Namen galten jetzt als vornehm und kamen immer mehr in Aufnahme. Das Beispiel des Gelehrten Julius Caesar Scaliger steht nicht vereinzelt da. Der Kurfürst Albrecht von Brandenburg erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen Achilles, und seine Nachfolger Johann, Joachim I. und Joachim II.: Cicero, Nestor und Hector.[1]) Cicero ward der Held des Tages, und Ciceronische Redewendungen wurden allgemein beliebt. Wenn man sich einmal dazu erniedrigte, die verachtete deutsche Sprache zu gebrauchen, so streute man zahlreiche Redeblüten ein. Darum kannte man von jetzt an ein „verblümtes Deutsch" (verbliemtes Dutsch), einen Ausdruck, dessen sich zuerst der Humanist Jakob Wimpheling bediente (vgl. flores latini).

Die langen Satzgefüge des klassischen Lateins wurden nachgeahmt[2]), überhaupt möglichst lateinische Farben aufgetragen zum größten Schaden der Muttersprache, der dieser geliehene Schmuck herzlich schlecht zu Gesicht stand. Bildliche Wendungen, die meist damals aus dem klassischen Altertum in unsere Sprache herübergenommen wurden, sind: Achillesferse und Zankapfel, Danaergeschenk und Pyrrhussieg, Sisyphusarbeit und Tantalusqualen; und wenn wir jetzt von einem Faß der Danaiden und einem gordischen Knoten, von attischem Salz und Grazien an der Wiege, von Leitfäden und Pensen, vom Verleihen des Lor-

1) Über die Übersetzung der Personennamen (Zimmermann in Faber, Bäcker in Pistor u. s. f.) vgl. den Abschnitt über Fremdwörter.

2) Der Reichstagsabschied von 1518 beginnt mit einem Satzungeheuer von etwa 27 Zeilen Länge, der 1. Pilsener Schluß vom 12. Januar 1634 mit einem solchen von etwa 45 Zeilen.

... und volkstümlich), traf
gedankenreich und tief, gedrungen und voll juge
ist seine Schreibweise in der Bibel, in den Tis
Briefen, in den Kirchenliedern und Predigten.
ünstlich gemacht, sondern natürlich; deutlich tret
die frischen Züge der Volksmundart hervor, aus
gegangen ist. Denn Luther war nach seiner
redlich bemüht, den Leuten aufs Maul zu sehen
gemein verständlich ausdrücken zu lernen. Im
Latein der Gelehrten redete er schon 1525 von
Sprach.[3]) War Karl V. der Ansicht, die deutsch
nur gut für Pferde und Knechte, so betonte Lu
Deutschen nur die deutsche Sprache würdig sei.
die hehre Gestalt des großen Kirchenerneuerers
ümliche Erscheinung des alten Cato. Beide stam
Volke und waren bemüht, dem gewöhnlichen A
Güter zugänglich zu machen. Der Römer brach
Sitte, in griechischer Sprache zu schreiben, und ver
lateinisch geschriebene Geschichte Roms; der Deuts

---

1) Vgl. auch die Wendungen: „jemandem seine Kr
ns Schwert in die Wagschale werfen" und H. Blümner,
m Gebiete der Metapher. Grenzboten 1892 S. 203 ff.,

2) Seit jener Zeit giebt es im Deutschen auch Sa
cero, nachdem er; ich weiß nicht, wer es sei (= ist);
ederaerissene Haus ...

der römischen Kirche und der Lateinsucht der Humanisten und übersetzte die Bibel in seine Muttersprache. Fremdwörter und fremde Art waren beiden zuwider. Trotz ihrer großen Kenntnisse und der Vielseitigkeit ihres Wissens blieben sie doch schlicht und einfach in Sitte und Lebensweise und leutselig im Verkehr mit Niedrigerstehenden, und so war auch das, was sie schrieben, ungekünstelt und ohne Falsch.[1])

So löblich Luthers Streben war, so erwies sich doch der 91
Gelehrtenzopf im Schrifttum als unverwüstlich und der volkstümlichen Art überlegen. Konnte später in England der gewaltige Geist eines Shakespeare gegen einen solchen Gegner nicht viel ausrichten, so war auch die urwüchsige Kraft eines Luther nicht im stande, dem durch die Humanisten angerichteten Unfug zu steuern. Das Latein, das seit dem 13. Jahrh. mehr und mehr zurückgedrängt worden war, wurde im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Gelehrten jetzt wieder herrschend. Im Jahre 1570 betrug die Zahl der lateinisch abgefaßten Druckschriften etwa 70 v. H.[2]), um 1730 noch 30 v. H.; sie sank erst Ende des 18. Jahrh. auf 5 v. H. herab. Wie aber die Renaissance am Ausgange des 16. Jahrh. in den Barockstil ausartete und mit diesem die Tracht Auswüchse aller Art annahm und die Schrift sich verschnörkelte, so zeigte auch der Sprachstil bald die Eigentümlichkeiten des Zeitgeschmacks. Für die Humanisten war Cicero das Vorbild gewesen, im 17. Jahrh. wurden es die Schriftsteller des silbernen Lateins. War doch auch sonst dieses Zeitalter ein getreuer Abklatsch des Zeitalters der Antonine. Hier wie dort herrschte Prunk und Üppigkeit in Sitte

1) Hymnus auf Luther aus dem Jahre 1564 bei Kluge, Von Luther bis Lessing S. 37: „Die deutsche Sprach nach rechter Art hat er aufs neu poliret So klar, verständlich, rein und zart, wie deutscher Sprach gebühret. Was er durch Gottes Geist und Kraft geschrieben und gelehret, hat Mark und Saft, es trifft und haft, wer's lieset oder höret."

2) Die Zunahme deutscher Druckschriften von 1500—1524 besonders durch Luthers Einfluß belegt zahlenmäßig P. Pietsch, M. Luther und die nhd. Schriftsprache S. 48.

... zu finden.[1]) M
Mond der Sonne Kammermagd, den Ochsen d
Mann und Adam Prinzen der Sterblichkeit; n
en gläsernen Gewässern und den schwarzen S
ewöhnlicher eine Bezeichnung war, für um so g
ie; je schwülstiger eine Wendung, um so lie
ebraucht. So war denn der Stil geschraubt
oll von spitzfindigen Gegensätzen, kühnen Bildern u
Wortspielen und Anspielungen aller Art, weithe
ildlichen Darstellungen und übel angebrachter A
r gedankentief erscheinen sollte, auch oft dunkel und

Dem Vorgange des Hofes, der fremden Sp
eutschen den Vorzug zu geben, waren die gebi
ängst gefolgt, nur trat jetzt an die Stelle der L
iesen die Welschsucht. Spanisch und Italienis
ber Französisch machten sich breit, die gute, alte
rschien als „altfränkisch". Ein Spruch, der aus
ammt, besagt, man solle mit Gott spanisch, mit
alienisch, mit den Frauen französisch, mit den
eutsch reden.[2]) Kein Wunder, daß sich jetzt, da

1) Canitz, Gedichte 240 (dritte Satire): „Kein Dich
künstlich die Natur, sie ist ihm viel zu schlecht (schlich
ue Spur". J. Chr. König, Gedichte: „Die deutsche Dichtku
suchte sich zu bunt zu kleiden, bei Hofe sah sie sich ver
nn keinen Schulsch...

gezogen waren, romanische Wörter und Wendungen in großer Masse über Deutschlands Fluren ergossen.[1]) Wenn sich die höheren Stände dazu herabließen, ihre Muttersprache zu gebrauchen, sprachen und schrieben sie ein Deutsch, das als widriges Gemengsel aus allen möglichen Sprachen bezeichnet werden konnte. In dem Berichte des großen Kurfürsten an den Prinzen von Anhalt[2]) über die Schlacht bei Fehrbellin sind zahlreiche lateinische und französische Ausdrücke eingestreut, daneben verraten Wendungen wie die Brücke machen (= schlagen) fremden Einfluß. Die von Fremdwörtern strotzenden Erlasse und Verordnungen der Behörden verspottet schon Moscherosch, ein Satiriker jener Zeit.[3]) Ein Pröbchen der damaligen Dichtung geben folgende Verse: „Reverierte Dame, Phönix meiner âme, gebt mir Audienz, eurer Gunst Meriten, machen zum Falliten meine Patienz."[4]) Man nannte dies alamodische Schreibweise und that sich viel darauf zu gute. Natürlich sickerte

hoffähig. Doch drang auch schon zu Karls VI. Zeiten französische Sitte immer mehr ein. Vorzugsweise huldigten ihr die Minister und der Staatskanzler Kaunitz. Während man Französisch von den Diplomaten, Lateinisch vom Beichtvater, Italienisch von den Lippen Metastasios vernahm, waren der Hanswurst Stanitzky und der Prediger Abraham von Santa Clara diejenigen Organe, durch die die deutsche Sprache ihre Vertretung bei Hofe fand. Wenn auch der brave Abraham in seiner Art seine Verdienste hat, so konnte doch die grob humoristische Art, wie er die Muttersprache gebrauchte, dieselbe nur als eine für höhere Zwecke unbrauchbare Bauernsprache erscheinen lassen."

1) Vgl. H. Dunger, Verdeutschungswörterbuch. Leipzig 1882; H. Liesche, Einfluß der französischen Sprache auf die deutsche. Dresden 1871; Laubert, Die französischen Fremdwörter in unserem heutigen Verkehr. Danzig 1866; Brandstetter, Gallicismen in der deutschen Sprache. Leipzig 1874.

2) Vom 18. Juni 1675.

3) „Da stecken sie voller Distinktionen, Divisionen, Conciliationen, Extravagantien, raisons d'état, Seditionen, Recessen" u. s. f.

4) „Ach ich admiriere und considerere Eure Violenz; wie die Liebesflamme mich brennt sonder blâme wie die Pestilenz."

„Ihr seid sehr capable, ich bin peu valable in der Eloquenz, aber mein Servieren pflegt zu dependieren von der Influenz."

Vgl. auch von Perger, Der deutsche Stil in seiner Entwickelung von der ältesten Zeit bis auf Schiller und Goethe. Wien 1861. S. 48.

war während der
Rittertums das einfache, gemütliche „du" durch
ihr" aus einem großen Teile seines alten Bes
orden, so entwickelte sich im 17. Jahrh. aus de
schen Monsieur nachgeahmten Anrede mit Herr
. B. er kann gehen = du kannst gehen), das
. Hälfte des vorigen Jahrh. auch noch in die M
urde (Sie sind = Ihr seid).[2])

Dem Barockstil folgte das Rokoko[3]), das
nes großen Teils des 18. Jahrh. auf allen
unst, aber auch in Kleidung und Schrifttum
m. „Artig und galant"[4]) waren die Hauptschl
eit. Unter diesem Zeichen standen die Anakr
agedorn, Jakobi, Fel. Weiße; auch Goethe wä
eipziger Studienzeit huldigt dieser Richtung, die
ahmenwerk für wichtiger als die Sache selbst erc

Aber eine Gegenströmung blieb nicht aus.
Norden unter dem Einflusse König Friedrich
n Preußen, der aller Schnörkelei und allem Übe
r. Er hatte in der Dichtkunst Gesinnungsgenoss

---

1) So hat denn auch Schiller in seinem Wallenstei
lreiche Fremdwörter eingemischt, um der Sprachmen
30jährigen Krieges Rechnung zu tragen, gleichwie er
Gebrauch von schweizerischen Ausdrücken uns Lan

Reihe vorwiegend norddeutscher Männer: Christian Weise, Wernike, Canitz u. a., die statt zu überladen das Einfache und Natürliche zur Richtschnur ihres Schaffens erhoben, wobei sie freilich vielfach ins Platte und Nüchterne verfielen. Aus diesem Geiste wurde die Aufklärung[1]) geboren, die sich zur Aufgabe machte, die breiten Schichten des Volks über Irrtümer aller Art aufzuklären und gerade im Norden, wo Christ. Wolf und Nikolai wirkten, ihre festesten Stützen und ihre eifrigsten Anhänger fand. Ihr gehörte auch Lessing, der Dichter des Nathan, an, der mit seiner klaren und bestimmten, kurzen und gedrungenen Ausdrucksweise den schärfsten Gegensatz zu Leuten wie Hoffmannswaldau und Lohenstein bildete. Er ging streng mit den Franzosen ins Gericht, verwarf ihre Ansichten von den drei Einheiten im Bühnenstück und machte sie durch die Figur des aufgeblasenen und großsprecherischen, aber dabei feigen Riccaut de la Marlinière in der Minna von Barnhelm lächerlich. Gleichzeitig verherrlichte er den großen König, der zwar noch in dem Wahne lebte, deutsche Sprache und deutsches Schrifttum seien dem französischen nicht gewachsen, der aber gleichwohl Lessing in seinem Kampfe gegen französische Sprache und Art unterstützte. Denn indem er auf den Feldern von Roßbach den französischen General Soubise aufs Haupt schlug, bannte er auch nicht zum wenigsten „den französischen Geist mit seinem Regelzwange und seinem rokokohaften Alexandriner, wie er bisher auf dem künstlerischen und sprachlichen Leben Deutschlands gelastet hatte".[2]) So war es denn auch eine der ersten Thaten Herders, gegen den Gebrauch der französischen Sprache an Stelle der deutschen zu eifern und zu betonen, „wer in einer fremden Sprache schreibe, gleiche dem, der sein eignes Haus verlasse und in einem fremden wohne".[3]) Darum „weckten Klopstocks Preis-

1) Das Wort „aufgeklärt" als Ausdruck der ganzen, namentlich religiösen Denkart läßt sich zuerst bei Wieland belegen (Moralische Briefe 10 u. ö. aus dem Jahre 1752: aufgeklärte Seelen), dann bei Adelung 1774.

2) Vgl. Stehlich, Sprache und Geschichte S. 6.

3) Vgl. Wackernell, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins IV, 39.

...pfindsamen Richtung, die in
ufklärung weniger das Recht des Denkens
berzeugung betonte und mehr in einseitiger He
efühls das Heil der Dichtkunst erblickte. Durc
pener und Francke in Deutschland vorbereitet
chweizer Bodmer und Breitinger eingeleitet, g
immung außerordentlich um sich und fand im
ufklärung, die namentlich die höheren Klassen k
nders bei den niederen Anklang. Gemäß diese
es Dichters zeigt Klopstocks Sprache Erhabenhe
hwänglichkeit, Feuer und Leidenschaft. Hehre Bil
leiche, großartige Wortgebilde und Kühnheit der
nd ihr eigentümlich. Die Beiwörter fließen re
Beseelungen wird der Ausdruck gern belebt. D
Bein, gebiert die Flur, blüht die Brust, locket
ilberton. Und da der Dichter auch ein feines
usikalische Wirkungen hatte und an Biegsamkeit u
r Sprache viele hinter sich ließ, so kam es dam
r, als ob er mit Engelzungen redete. Natürl
ier Zeit die Sprache des Gefühls wesentlich b
: Stimmungen und Empfindungen viele neue W
iden. Man sprach von sanften Schauern wehm
i Süßigkeiten der Freundschaft, von Thränen
) des Dankes, von Strömen keuscher Liebe, k

erfüllen.[1]) Man besang sein „englisches" (= engelgleiches) Mädchen, womöglich in „englischen" Versen und schmolz hin in stillen Schmerzen.[2]) Diesem Gefühlsdrange entspricht auch die große Vorliebe jener Zeit für Namen wie Traugott, Fürchtegott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Gotthold u. a.

Aber es konnte nicht ausbleiben, daß „die Gewöhnung, den 94
Blick in sich selbst zu kehren und die innern Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei und die Bewunderung edler Affekte zur Affektation" verführte.[3]) So kommt es, daß uns häufig, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, ein Aufwand von Betrachtung abstößt; bei allem Häufen dichterischer Anschauung vermag man oft nicht eine gehobene dichterische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Einklang eines schönen Gefühls in dem Hörer zu erzeugen. Diese innere Unwahrheit des Stils machte schließlich der grenzenlosen Freiheit und Zügellosigkeit Platz, die in der Zeit des Sturmes und Dranges herrschte.

Wie man jetzt auf dem Gebiete des Glaubens eine Vernunftreligion aufstellte und im Erziehungswesen die Rousseauschen Grundsätze verbreitete, so verließ man auch in der Sprache das gewohnte Bett der ordnenden Regel. In der Sucht, durchaus Neues und Ursprüngliches zu schaffen, verstieg man sich zu Ungeheuerlichkeiten aller Art. Grausig und verzerrt gleich den in den Schriften dargestellten Menschen war der Stil, zerklüftet

---

1) Auch Herder war ein Kind seiner empfindsamen Zeit. Im Briefwechsel mit seiner Braut spielte das Weinen eine große Rolle; „bei weinender Seele, Ihr empfindungsvolles Auge, Ihre empfindungsvolle Seele" sind darin ganz geläufige Wendungen. Seinen Stil behandelt E. Naumann, Untersuch. über Herders Stil, Programm vom Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Berlin 1884.

2) Über den Gebrauch des Wortes Engel in Goethes Clavigo vgl. Georg Schmidt, Clavigo, eine Studie zur Sprache des jungen Goethe. Gotha 1893. S. 33, über den häufigen Gebrauch von schmelzen in Schillers Fiesko vgl. Frick, Wegweiser durch die klassischen Dramen V, 2, S. 81.

3) Vgl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 142 f.

... zu seinem Abschnitte
Laufbahn ist er so kühn und fruchtbar in
und Wortbildungen gewesen wie damals. Klo
raten die Ausdrücke: des schauernden Himm
wehende Zweige des dämmernden Hains, in
schweben. In dem 1774 entstandenen kurzen G
Gesang bildet er die zusammengesetzten Wörte
belnd, freudebrausend, Gipfelgänge, Schattenth
Felsenquell, Sternenblick, Flammengipfel, Brude
augen, Cedernhäuser; dort spricht er auch vom rol
und vom silberprangenden Quell. In andern
schöpfungen finden wir Gebilde wie erzechen
sowie tief empfundene Beseelungen z. B. „die
Feuerliebe".

Doch schnell wie diese Sturm- und Dran
war, schwand sie wieder dahin. 1781 war Voss
der Odyssee erschienen und an sie hatte sich
und anderer klassischer Dichtungen gereiht. I
fluss Homers wurde damals der deutschen S

1) Über Goethes Verhältnis zu Klopstock schrieb
1882. Im übrigen sind folgende einschlägige Schrift
lungen hervorzuheben: St. Wätzoldt, Die Sprache de
Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins I,
nach, Die Sprache des jungen Goethe. Vortrag
17. Philologenver... zu Da...

neue Pfropfreis eingeſetzt und dadurch ihre Gefügigkeit und Gelenkigkeit erhöht, beſonders die Mittelwörter der Gegenwart wurden ſeitdem häufiger und in freierer Weiſe gebraucht: wolkenberührende Tannen, weitumſchauende Gegend, rebenſchenkende Erde ſind Voſſiſche Neubildungen. Auch Goethe und Schiller wandten ſich jetzt dem klaſſiſchen Altertum zu und bildeten ihren Stil an den großen Meiſtern Sophokles und Euripides. Der ſchöne Traum des Weltbürgertums, den man damals träumte, hat auf ihre Dichtungen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Griechiſche Religionsvorſtellungen wurden unbedenklich unter chriſtlich-germaniſche gemiſcht. Wenn Schiller in ſeiner Maria Stuart vom Schwerte der Themis, den Furien der Zwietracht und der Ate redet, wenn er ſtrenggläubige Menſchen wie Johanna und Maria „die Götter" anrufen läßt, ſo iſt das ein heidniſcher Zug, der in der Denkweiſe und Weltanſchauung jener Zeit begründet iſt. Auch Goethes Sprache änderte ſich. Unter dem heitern Himmel Italiens glättete er die Verſe ſeiner Iphigenie, lernte er den Worten Anmut und Wohllaut einhauchen. Seine Sätze bekamen Gleichmaß, die Gefüge Rundung; auch in Wortbildung und Gebrauch der Figuren war er ein gelehriger Schüler der Alten.[1])

Aber als Greis kehrte Goethe zu den Neigungen der 96
Jugend in gewiſſem Sinne zurück. Wie er den kerndeutſchen

1) Man denke an Ausdrücke wie Ajas Telamons (Sohn) Iphigenie II, 2, 68, ſo lang des Vaters Kraft vor Troja ſtritt (ἐς, βίη, μένος) ebenda II, 2, 34 u. a. Vgl auch K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891. Dieſer führt z. B. aus, daß Goethe den Genitiv der Beifügung, je eingehender er ſich mit den Alten beſchäftigt, um ſo häufiger voranſtellt entgegen den Beſtimmungen, die von den Grammatikern gegeben und ſelbſt von Klopſtock meiſt befolgt worden ſind. Von je 26 Fällen in der Iphigenie ſetzt er ihn in 12 Fällen nach, in 14 vor; von 23 in der Pandora lauten die entſprechenden Zahlen: 8 nach, 15 vor, von 34 in der Helena 5 nach, 29 vor. Dabei darf allerdings nicht verſchwiegen werden, daß auch die deutſche Volksſprache und ſo auch Luther in ſeiner Bibelüberſetzung dieſe Vorliebe teilt. Vgl. auch H. Morſch, Goethe und die griechiſchen Bühnendichter. Berlin 1888 und C. L. Cholevius, Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1854—56.

Faust wieder vornahm und vollendete, so lenkte auch seine Sprache wieder in die Bahnen des Deutschtums ein. Wohl entbehrte sie nun der Kraft und des Feuers der Jünglingszeit, aber dafür ist in ihr, z. B. in den Balladen, die Einfachheit und Natürlichkeit, die Gemütstiefe und Innigkeit des deutschen Volks trefflich zum Ausdruck gekommen. Die herrlichen Gedichte gleichen den Veilchen, die in sich gebückt und versenkt den wonnigsten Duft verbreiten.[1])

Zeugnisse desselben Geistes, des sich wieder auf sich selbst besinnenden Deutschtums, sind die Lieder der **Freiheitssänger** in der Zeit der Napoleonischen Kriege und die Dichtungen der Romantiker, die sich so gern auf den Fluren des Mittelalters ergingen. Dabei entdeckten sie manchen köstlichen Edelstein, der in neuer Fassung wieder seinen wunderbaren Glanz entfaltete. Waren Wörter wie Hort, Halle, Hain, Gau, Minne, Kämpe, Fehde, lobesam schon früher, besonders in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. durch Klopstock, Wieland u. a. wieder aus dem alten Wortschatz hervorgesucht worden, so geschah jetzt, namentlich durch Uhlands Anregung, ein Gleiches mit Ger, Gadem, Wat u. s. f.

97 Auch staatlich lenkte jetzt Deutschland in andere Bahnen ein. Seit dem Sturze Napoleons war mit dem Geiste der französischen Staatsumwälzung gebrochen worden, Metternich wachte sorgfältig darüber, daß das Bestehende in Staat und Kirche gehütet und unliebsame Bewegungen unterdrückt wurden. Der Fittich der Dichtkunst erlahmte; die **Wissenschaft** hielt ihren Einzug. Hatte im 18. Jahrh. das Herz den Kopf in Fesseln geschlagen, so blickte nun der Kopf verächtlich auf das Herz herab. Auf allen Gebieten regte sich großer Forschungstrieb. Wie nach Luthers Tode verlor die Sprache ihre urwüchsige Kraft, sie verknöcherte allmählich wieder unter den Händen der Gelehrten. Fremdwörter strömten aus allen Ge-

1) Über Goethes Sprache und Stil im Alter schrieb P. Knauth eine Leipziger Dissertation 1894; über J. Paul als Sprachschöpfer Jos. Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für das deutsche Volk. (8. Abschnitt.) München 1894.

bieten zu oder wurden mit griechisch-römischen Wortbildungsmitteln neu geschaffen. Der Kanzleistil gewann zusehends an Boden. Langstielige, nüchterne Fürwörter wie „derjenige" griffen um sich, unnütze Wendungen und Flickwörter wie „gewissermaßen, einigermaßen", denen schon Fichte nach Goethes Mitteilungen[1]) den Krieg erklärte, flossen in die Rede ein. Je stärker die Jagd nach Geld und Gut alle edleren Regungen zurückdrängte, je mehr der Hang zur Prunksucht und Völlerei zunahm, desto mehr wuchs die Liebe zu eitlem Wortgepränge. Man nannte neue Kirchen oder Straßen nicht mehr Annenkirche und Augustenstraße, wie man noch im vorigen Jahrh. gethan hatte, sondern Annakirche, Augustastraße; Örtlichkeiten wie Klause, Schulpforte wurden nun zu Klausa, Schulpforta, weil dies vornehmer klang. Schwulst und Ziererei im Ausdruck nahmen zu und mit ihnen grammatische Fehlerhaftigkeit. Französische Wortverbindungen wie „in 1866, Günther Nachfolger, Sammlung Weidmann, Ankunft von Frau Y, gefeierte Sängerin aus Wien", wurden in Zeitungen und Büchern immer häufiger. Unmaß trat in der Wortbildung (Sichentäußerung, Zurannahmebringung, Inanklagestandversetzung), im Satzbau (das Vorkommen von Erkrankungen an der Cholera unter den Schiffern auf der Elbe bei Hamburg) und in der Beziehung der Wörter (Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen, reitende Artilleriekaserne) ein. Breitspurige Wendungen, namentlich Umschreibung von einfachen Zeitwörtern durch die Hauptwörter auf -ung und die Zeitwörter stellen, legen, bringen, erfolgen, stattfinden flossen unwillkürlich in die Feder. In dieser Zeit des sprachlichen Niedergangs befinden wir uns noch jetzt. Statt der richtig gesprochenen Sprache, die allein als Richtschnur eines guten Stils gelten kann, hat man sich lediglich die gedruckte zum Muster genommen, die papierne.[2]) In unserem tinten-

1) Goethes Werke Bd. 32, 224 Cotta, Bd. 39, S. 117 Reklam.

2) Sätze wie 'In „Die tägliche Rundschau" steht' sind gar nicht für das Ohr, sondern nur für das Auge geschrieben; doch können die Gänsefüßchen die sprachliche Unrichtigkeit nur verschleiern. Grimm, Wörterbuch IV, 1 Sp. 1269: „Jetzt wuchern die Gänsefüße bis zu ge-

kleckſenden Jahrhundert gilt der Laut gar nichts, der Buchſtabe alles. Das lebendige Wort iſt ohnmächtig, die Zeitungen ſind eine Großmacht erſten Ranges. Mit der Zunahme des Umfangs wird der Inhalt des Schrifttums minderwertig. So war es im 14. Jahrh., ſo iſt es wieder im 19.; auf die höchſte Erhebung folgt der tiefſte Fall. Wohl ragen einzelne Geſtalten aus der Maſſe der Tagesſchriftſteller hervor, die beſtrebt ſind, echt deutſcher Art in Geſinnung und Sprache wieder zum Siege zu verhelfen, wohl hat auch der Krieg von 1870—71 mit dem höheren Fluge des Volksbewußtſeins den Wunſch nach einer Beſſerung im ſprachlichen Ausdruck rege gemacht; aber eine ſolche iſt mit Sicherheit nur dann zu erhoffen, wenn das ganze Volk Einkehr in ſich ſelbſt hält und ſich von Grund aus umwandelt, wenn Genußſucht und Hochmut weichen und alte Einfachheit und Treue, Wahrheit und Sittenreinheit wieder in deutſchen Gauen breite Wurzel faſſen. Darum „ſeht endlich zu", ſo rufen wir zum Schluſſe mit M. Opitz aus, „daß ihr, die ihr durch Tapferkeit die andern Völker überwindet, hinter ihnen auch in der Trefflichkeit der Sitte und Sprache nicht zurückbleibt!" [1])

dankenloſer Lächerlichkeit und in einer Weiſe, daß auch ſchon dem Sprachgefühl Schaden geſchieht." Zu vergleichen ſind die Schriften von O. Schröder, Vom papiernen Stil. Berlin 1889; O. Lyon, Das Schrifttum der Gegenwart, in ſeiner Zeitſchrift I, 14; 143; 230; 347; Derſelbe, Die Sprache des 19. Jahrh., Tägliche Rundſchau, Unterhaltungsbeilage 1890 Nr 245; Rothe, Über den Kanzleiſtil. Grüneberg 1890; G. Ehrlich, Hochwohlderſelbe. Hannover 1892; Matthias, Sprachleben und Sprachſchäden. Leipzig 1892; Wuſtmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1892 und die dadurch angeregten Schriften von Erbe, Minor, Schmits, Blümner, Kärger u. a.; Wuſtmann, Neue Sprachdummheiten, Grenzboten 1894 S. 608 ff.; v. Sosnosky, Sprachſünden. Breslau 1890; A. Demmin, Zeitungs-, Landtags- und Reichstagsdeutſch. Wiesbaden 1893; Halatſchka, Zeitungsdeutſch. Wien 1883; H. Daubenſpeck, Die Sprache der gerichtlichen Entſcheidungen. Berlin 1893; W. Genſel, Die Sprache des Entwurfs zu einem bürgerl. Geſetzbuch. Leipzig 1893; Hullmann, Die Wiſſenſchaft und ihre Sprache. Leipzig 1894; N. Schmidlin, Die deutſche Geſchäftsſprache, beſ. der kaufmänn. Stil. Zürich 1877; J. Sabin, Die Sprache der Preſſe u. des Parlaments. Kiel u. Leipzig 1893.

1) Am Ende ſeiner lateiniſchen Schrift Aristarchus oder über die Verachtung der deutſchen Sprache. 1617.

Mutterſprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonneſam, ſo traut!
M. v. Schenkendorf.

Lautwandel.[1])

Wie zwiſchen den einzelnen Mundarten unſeres Vaterlandes, 98
ſo liegt auch zwiſchen den verſchiedenen indogermaniſchen Sprachen der Hauptunterſchied weniger im Wortſchatz als in den Lautverhältniſſen. Wörter und Wortbedeutungen, ja auch Eigentümlichkeiten des Satzgefüges gehen häufig aus einem Sprachgebiete ins andere über, die Laute dagegen werden ſelten durch fremde Sprachen beeinflußt. Denn ſie weichen je nach der körperlichen oder geiſtigen Anlage des betreffenden Volks in Klangfarbe und Tonſtärke gewöhnlich ſo ſtark von denen anders

1) Vgl. W. Wilmanns, Deutſche Grammatik. Bd. I, § 1—336; Weinhold, mhd. Grammatik, § 1—228; W. Scherer, Zur Geſchichte der deutſchen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1890; K. v. Bahder, Grundlage des nhd. Lautſyſtems. Straßburg 1890; Fr. Kluge, Vorgeſchichte der altgermaniſchen Dialekte in Pauls Grundriß der german. Philologie. Straßburg 1891 ff. I, S. 300—406; Noreen, Abriß der urgermaniſchen Lautlehre. Straßburg 1894; A. Schleicher, Die deutſche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Engliſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen im beſondern. Leipzig 1884—86; Vietor, Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen. 2. Aufl. Heilbronn 1887; Derſelbe, Die Ausſprache des Schriftdeutſchen. Leipzig 1890; G. Kißling, Die Laute des nhd., eine phonetiſche Studie. Bremen 1876; H. Paul, Unterſuchungen über den germaniſchen Vokalismus. Halle 1879; Derſelbe, Vokalſynkope und Accente, Paul und Braunes Beiträge VI, 124—177; Derſelbe, Vokaldehnung und Vokalverkürzung im nhd., ebenda IX, 101—134; Mahlow, Die langen Vokale ā, ē, ō. Berlin 1877.

gearteter Völker ab, daß man oft nur mit Schwierigkeit nachzuahmen vermag, was an Ort und Stelle spielend hervorgebracht wird. Lautgebung und Volksart stehen eben im engsten Zusammenhange. Das schließt freilich nicht aus, daß sich der Lautkörper einer Sprache im Laufe der Jahrhunderte innerhalb gewisser Grenzen verschiebt. Denn durch äußere und innere Einflüsse aller Art können sich die drei bei der Lauterzeugung zusammenwirkenden Kräfte, die auf der Muskelthätigkeit beruhende Bewegung der Sprachwerkzeuge, das in ihrer Begleitung auftretende Bewegungsgefühl und die in den Hörern hervorgerufenen Tonempfindungen, allmählich verändern und so auch in der Aussprache Wandlungen hervorrufen, die häufig durch die Schrift gar nicht ausgedrückt werden.

99 Denn da die schriftliche Darstellung sich gewöhnlich mit verhältnismäßig wenigen Zeichen begnügt und bei ihrem Bestreben, das Althergebrachte festzuhalten, mit dem Gange der Lautentwickelung nicht gleichen Schritt hält, so entsteht ein Zwiespalt zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, zwischen Laut und Lautzeichen, der allerdings im gewöhnlichen Leben meist nicht empfunden wird, aber dem schreiben lernenden Kinde und dem deutsch treibenden Ausländer sofort auffällt. Wir besitzen 25 Buchstabenzeichen wie die Römer, denen wir sie verdanken[1]); wollten wir aber, wie es zu wissenschaftlichen Zwecken erforderlich ist und thatsächlich geschieht, jeden besonderen Laut mit einem eigenen Zeichen wiedergeben, so würde die Zahl um mehr als das Doppelte wachsen; besitzen wir doch z. B. mehrere grundverschieden gesprochene Laute, die wir durch das eine Zeichen ch (ich, ach), b, g, n, s, e u. s. w. zum Ausdruck bringen. Mitunter stehen uns die Unterscheidungsmittel in unserem Alphabete zu Gebote, doch machen wir davon keinen Gebrauch, sondern halten die frühere Schreibweise fest. So wird jetzt noch Fuchs geschrieben, aber Fuks, Fux gesprochen, und bei Wörtern wie Lob, Bad, lang verzeichnen wir ab-

1) Mit deren Hilfe sind dann die Doppelvokale und die Doppelkonsonanten geformt worden.

weichend von der gewöhnlichen Aussprache und dem mhd. Brauch im Auslaute b, g, d statt p, k und t. Doch es ist hier nicht der Ort, die Abweichungen zwischen Schriftsprache und mündlicher Rede eingehend zu besprechen; auch würde es zu weit führen, wollten wir alle im Laufe der Zeit in unserer Muttersprache hervorgetretenen Lautübergänge verzeichnen. Wir müssen uns vielmehr hier darauf beschränken, die wichtigsten herauszuheben, namentlich soweit sie noch in der nhd. Schriftsprache deutlich erkennbar sind.

Im allgemeinen sind die Mitlauter weniger beweglich 100
als die Selbstlauter, aber sie haben je nach ihrer Stellung verschiedene Festigkeit. Im Wortbeginn sind sie wesentlich widerstandsfähiger als in der Mitte und am Schluß, vereinzelt[1]) meist zäher und ausdauernder als wenn sie nach Ausfall von Vokalen an einander rücken, am festesten aber, wenn sie in enger Verbindung seit alters auftreten. Haben doch p und t, wenn sie mit s zu sp und st verwachsen waren, in der Regel sogar der Lautverschiebung getrotzt.[2])

Abfall eines anlautenden h vor l können wir bei den Wörtern Ludwig (= Chlodwig) und Lothar (= Chlotar) beobachten, Verlust eines auslautenden w bei fahl (= falb aus ahd. falo, falwes), gehl (= gelb) in Gehlhaar, Gehlberg, Mehl (neben Milbe und süddeutsch Melberei), gar (neben gerber), Herling (neben herb); Unterdrückung anderer Laute im Wortinnern bei König (ahd. kuning), Pfennig (ahd. pfenning)[3]), Mädchen (= Mägdchen), Marstall, Marschall (= Marchstall, Marchschalk von ahd. marah = Mähre), Brosamen (von brechen), Schwanz (von schwanken), Blitz (von blicken), schmatzen (von mhd. smackezen), Tinte (= lat. tincta); Ekel hängt mit engl. to irk und irksome zusammen, sodern steht neben fordern.

1) d. h. zwischen zwei Selbstlauten oder am Wortbeginn und Wortschluß vor (oder nach) Selbstlauten.

2) Vgl. stehen und lat. stare, speien und lat. spuere.

3) Der Ausfall des n wurde besonders begünstigt durch ein in der vorhergehenden Silbe stehendes n, vgl. E. Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum 37, 124.

101 Das entgegengesetzte Verfahren, daß aus Bequemlichkeitsrücksichten oder aus andern Gründen ein Laut antritt, betrifft vor allen Dingen die Zungenlaute d und t. Wie im Französischen (gendre = gener, tendre = tener, moindre = minor) entwickeln sie sich auch im Deutschen zwischen n und r, daneben aber auch zwischen n und l bei Fähndrich (= Fähnrich), minder (= minor), Spindel (vgl. spinnen), namentlich, ordentlich, eigentlich, öffentlich, wöchentlich.[1]) Ein Lippenlaut drängt sich zwischen n (m) und t bei Ankunft (ankommen), Vernunft (vernehmen), Ranft (Rand), Zunft (zëmen, ziemen), ein s bei Gewinst (gewinnen), Gespinst (spinnen), Kunst (können), Brunst (brennen).[2]) Am Wortende stellen sich t und d als Anhängsel besonders hinter n, s, f und ch ein bei einer Reihe teils entlehnter (Papst, Palast, Morast, Dechant, Dutzend), teils echt deutscher (Obst, Axt, Saft, einst, jemand, niemand, weiland, Mond u. a.) Ausdrücke.[3]) Selten sind sie aus Anlaß volkstümlicher Umdeutung angetreten z. B. in Mailand (= Milano) und zu guter Letzt (von Letze, Abschiedsschmaus). Bisweilen stehen die des Schmarotzerlautes ermangelnden Formen noch daneben, sei es in Zusammensetzungen wie Doppelgänger, Doppeladler (= frz. double, aber doppelt) oder in Mundarten (gewône: gewohnt) oder im altertümlichen Stil (jetzo: jetzt), mehrfach auch in der jetzigen Schriftsprache (mittels: mittelst, -icht in Spülicht, Kehricht neben -ich in Fittich, Kehrich).

102 Umstellung von Mitlauten kommt nicht häufig vor[4]), am meisten bei r[5]): so schon im Urgermanischen (forschen neben fragen), namentlich aber im Nieder- und Mitteldeutschen; denn Bord (: Bret), Born (: Brunnen), Bernstein (: Brennstein),

1) Vgl. auch entzwei und meinetwegen.

2) Zu beachten ist, daß der Stamm des Zeitworts hier überall nn hat.

3) Pergamen und Pergament kommen beide vor in Goethes Faust.

4) sp steht für fs in Wespe, Trespe (= ahd. wefsa, mhd. trëfse). k- und t-Laut haben ihren Platz gewechselt in Essig (ahd. ezzih) = acetum und vielleicht auch in Geiß neben Ziege.

5) Vgl. J. Schmidt, Indogerm. Vokalism. II, 453 und J. Franck, Niederländ. Grammatik § 106.

berſten (: breſten), Kerſten (: Chriſtian) ſind im Norden heimatsberechtigt[1])

Angleichung zweier verſchiedener Laute aneinander kann entweder rückwärts oder vorwärts ſchreitend erfolgen. Der zweite Laut gleicht ſich dem erſten an, wenn krumb, tumb, kamb, lamb zu krumm, dumm, Kamm, Lamm, Marſchalk zu Marſchall, Mül(l)ner (Eigenname = mhd. mülnaere) zu Müller, verdamnen (damnare) zu verdammen wird; das Umgekehrte geſchieht, wenn aus Hochfahrt und lactuca Hoffahrt und Lattich, aus Hindbeere (Beere der Hinde) und Lintburg Himbeere und Limburg, aus Barlaſt (bare, bloße Laſt) und entfangen Ballaſt und empfangen hervorgeht. Ebenfalls eine Art Annäherung iſt darin zu ſuchen, daß man gern hinter l und r den harten Verſchlußlaut t zu d erweicht: daher Geld neben gelten, Herde und Herder (Eigenname = Hirt) neben Hirt, während man merkwürdigerweiſe unter dem Einfluſſe eines folgenden l oder r in alter Zeit das t gern verſchärfte[2]): daher Otter = ahd. ottar neben litauiſch udrà.

Auf Angleichung verſchiedener Beugungsformen des Hauptworts an einander beruht der Wandel von mhd. tac, tages zu nhd. Tag, Tages, und rêch rêhes zu Reh, Rehes, wobei die übrigen Beugungsfälle für die Geſtaltung des 1. den Ausſchlag gaben, und von marc, marges zu Mark, Markes (aber noch ausmergeln), wert, werdes zu Wert, Wertes (aber Würde = mhd. wirde), wolf, wolves zu Wolf, Wolfes, sê, sêwes zu See, Sees, wobei der 1. Fall beſtimmend war. Auch bei Eigenſchafts- und Zeitwörtern liegen die Dinge ganz ähnlich: rûch, rûhes hat ſich in rauh, rauhes (aber Rauchwerk, Rauch-

1) Über den nd. Übergang von ft in cht (Schluft von ſchlüpfen: Schlucht, ſanft: ſacht, ſieben: ſichten) und über die nd. Lautverbindungen bb, dd, gg in Flagge, Dogge, baggern, Robbe, Ebbe, Krabbe, Kladde, Padde (aber Schildpatt), Quaddel, vgl. den Abſchnitt über Mundart und Schriftſprache S. 75.

2) Dasſelbe gilt von k z. B. in Acker = got. akrs = lat. ager. Vgl. Kluge in Pauls Grundriß § 34; Paul, mhd. Grammatik § 75; Kaufmann in Paul und Braunes Beiträgen 12, 504.

froſt) verwandelt, bei ich sach, wir sâhen iſt in der Behandlung des h (ch) -Lautes die Mehrzahl auch für die Einzahl maßgebend geweſen: daher gegenwärtig ich ſah. Nur ſelten ſind die verſchiedenen Bildungen zu Spalteformen benutzt worden und haben ſich in verſchiedener Bedeutung und Gebrauchsweiſe erhalten wie „nah" und „nach".

Die Neigung, von zwei gleichen Lauten, die in unmittelbar aufeinander folgenden Silben ſtehen, der leichteren Ausſprache halber einen zu ändern (Diſſimilation), tritt uns entgegen bei Knoblauch = Kloblauch (vgl. Kloben). Anders liegt die Sache, wenn am Wortſchluß eine tieftonige Silbe mit der vorangegangenen gleich oder ähnlich lautenden zuſammenfällt z. B. in der Wortbeugung bei er ficht (= ficht(e)t), schilt (= schilt(e)t), wird = wird(e)t, hält = hält(e)t und im Wemfall der Mehrzahl bei n-ſtämmen: den Zeichen, den Wagen = den Zeichen(e)n, den Wagen(e)n.

103 Unter dem Einfluß des Tons ſteht der ſogenannte grammatiſche Wechſel d. h. der Übergang von f in b (Kufe: Kübel, ſchnaufen: ſchnauben), h in g (hoch: Hügel, ziehen: Zug, Schwäher: Schwager), d in t (ſchneiden: Schnitt, ſieden: ſott), s in r (kieſen: Kurfürſt, geweſen: waren, Froſt: frieren, Verluſt: verlieren).[1]) Gleichfalls in den Tonverhältniſſen iſt es begründet, wenn ſchließendes m hinter Selbſtlauten vielfach in n überging. Denn dies geſchieht meiſt in tieftonigen oder unbetonten Silben, ſchon im 9. Jahrh. bei Beugungsendungen tagun neben tagum, den Tagen, ſpäter auch anderswo[2]); ſo

1) Es iſt dies eine Nachwirkung des indogermaniſchen Betonungsgeſetzes, demzufolge ſtimmloſe Reibelaute, die ſich in ſtimmhafter Nachbarſchaft befinden, nur nach betonter Silbe ſtimmlos blieben, ſonſt aber ſtimmhaft wurden: got. brôthar, Bruder = altindisch bhrá'tar, aber got. fadar = altind. pitár. Vgl. Wilmanns, Deutſche Grammatik § 22ff.; Weinhold, mhd. Grammatik § 140; Paul, mhd. Grammatik § 78ff.

2) In den Fuldaer Urkunden aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. iſt das Verhältnis zwiſchen den Endungen des 3. Falls der Mehrzahl: 11 auf om : 10 auf on, 34 auf um : 13 auf un, 4 auf im : 7 auf in.

sind Busen, Besen, Faden, Boden, Brassen u. a. auf ahd. buosam (holl. boezem) u. s. w. zurückzuführen; ja während sich bei Eidam, langsam, Bräutigam, Amsterdam, Borkum, Atem, Odem und in den Wemfällen der Einzahl (einem, grosem, dem) schriftsprachlich das m behauptet hat, geht das Volk soweit, hinter e es meist in n zu verwandeln; daher md. Braitchen = Bräutigam, den = dem u. s. f.

Stärker als die Mitlaute sind die Selbstlaute in ihrer 104
Form verändert worden: durch Umlaut und Brechung (oder Erhöhung), Verlängerung und Verkürzung, Zerdehnung und Zusammenziehung, Rundung und Entrundung. Bei Umlaut und Erhöhung wurde durch ein in der Endung stehendes i vorangegangenes a, o, u u. s. f. zu e (ä), ö, ü umgeschaffen (Umlaut z. B. Eltern und älter zu alt)[1]) oder vorausgehendes e zu i gehoben[2]) (Berg, Feld, Stamm bërga, fëlda: Gebirge, Gefilde = ahd. gibirgi, gifildi); bei der Brechung stammhaftes u durch ein folgendes a (e, o) zu o umgewandelt (Gold, St. golda, aber Gulden, Gülden = guldîn, siech, ahd. sioh, St. got. siuka, aber Seuche, ahd. siuhhî, er gebeut, kreucht, fleucht = ahd. biutit u. s. w., aber gebieten, kriechen, fliegen = ahd. biotan u. s. w.). Nur gewisse Nasenlautverbindungen verhindern die Brechung, daher heißt es gebunden, geschwungen, aber gesprochen (Spruch), geworden (sie wurden).

Die Verschiebungen in der Tondauer oder Ton- 105
stärke der Laute erklären sich größtenteils durch die Wirkungen des Hochtons. Beim Übergange des mhd. ins nhd. sind nämlich

---

Der Übergang des m in n ist im Fränkischen bald nach 820, im Oberdeutschen wohl noch etwas früher eingetreten.

1) Über den Umlaut vgl. den Abschnitt über Geschichte der deutschen Sprache S. 12.

2) Selten wird ë zu i vor folgendem u z. B. in situ, Sitte = ἔθος, sibun = septem. Die Brechung des i zu ë (so bezeichnet man dieses ë im Gegensatz zu dem durch Umlaut entstandenen) ist seltener (z. B. in wër, Mann = vir, nëst = nidus, blëch = an. blik) und in ihrer Entstehung noch nicht hinlänglich sicher erklärt. Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 181.

die kurzen Selbstlaute meist nur in geschlossener Silbe erhalten worden (z. B. in Gott), in offener Silbe dagegen sind sie in der Regel gedehnt; nur wenn ein Konsonant folgt, an den sich die Silben -en, -er oder -el anschließen, treten hier Länge und Kürze neben einander auf, mitunter sogar in demselben Stamme (Vater: Gevatter = Mitvater).[1]) Die Verdoppelung des Konsonanten hinter kurz gebliebenem Stammvokal (Himmel = mhd. himel, Bitte = ahd. bita) beruht lediglich auf Verschiebung der Silbengrenze. Der Mitlaut wurde gedehnt (Fortis) und die Silbengrenze in ihn hinein verlegt, sodaß die Silbe zu einer geschlossenen wurde.[2]) Im Falle der Vokaldehnung wandte man, wohl um in der Schrift die Länge für das Auge sichtbar zu machen, verschiedene Mittel an. Entweder verdoppelte man bei der Aufzeichnung den einfachen Buchstaben (Aar, Meer, Moos = mhd. ār, mēr, mōs), oder man gebrauchte das e als Dehnungszeichen, indem man nach dem Vorbilde von Wörtern wie mhd. tier, tief (= ahd. tior, tiof), in denen ie berechtigt ist[3]), auch viel, Spiel, Sieg, Biene, Friede = mhd. vil, spil, sige, bin, vride schrieb. Man liest jetzt gieb und ging, früher richtiger gib und gieng. Zur Unterscheidung der Bedeutung zweier Wörter dient das e bei wider und wieder, Stil und Stiel, Fiber und Fieber, Mine und Miene. Auch h wurde zu diesem Dienste, die Dehnung für das Auge kenntlich zu machen, herangezogen. Wenn es nämlich zwischen zwei Vokalen im Wortinnern stand, wie in mhd. zēhen = ahd. zēhan

1) Vgl. Paul in den Beiträgen IX, 101 ff. und dazu die Ergänzungen von Bahder, a. a. O. S. 85 ff.

2) Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 144. Im Alemannisch-schwäbischen fiel schon Ende des 13. Jahrh. t und tt, m und mm zusammen, sodaß wir seitdem beide Schreibweisen dort neben einander finden (auch im Reime); im Mitteldeutschen läßt sich die Erscheinung seit dem 15. Jahrh. nachweisen.

3) Berechtigtes ie geht hervor a) aus iu, io (lieb = ahd. liob = got. liufs). b) vertritt es die alten Doppelungssilben in schlief, fiel, rief = got. saislēp u. s. f. c) steht es in Fremdwörtern = ē (ĕ) in Brief (breve), Ziegel (tegula) oder = griech. ia = frz. ie: Harmonie, Theorie oder = frz. -oir bei Zeitwörtern auf -ieren.

= lat. decem, ſo wurde es, beſonders in md. Mundarten, in ſeiner Geltung als ſelbſtändiger Laut ſo weit beeinträchtigt, daß man es kaum noch als ſolchen empfand; da es nun aber regelmäßig nur in langen Silben vorhanden war, ſo konnte es zu der Annahme veranlaſſen, es ſei geſchrieben, um die Dehnung der Stammſilbe zu kennzeichnen. Auf dieſe Weiſe drang es nun auch unbefugter Weiſe in Wörter ein, in denen es gar nichts zu ſuchen hatte. Namentlich häufig erſcheint es vor den flüſſigen Lauten r (bohren), l (Zahl), n (Zahn) und m (zahm), minder häufig bei t (That, thun, früher auch Loth, Muth, Rath).[1])

Der umgekehrte Fall, daß lange Stammſilben gekürzt werden, tritt vorwiegend unter folgenden Umſtänden ein: 1. vor Mitlauterverbindungen wie cht (Fichte = mhd. viehte), ng (hing = hienc) und nd (Pfründe = pfrüende, praebenda). 2. vor mhd. einfachen Mitlauten, wenn die ableitenden Silben -el (Troddel = trâdel), -er (Mutter neben muoter) und -en (Linnen neben Leinen = lînîn) folgen.[2])

Während ſo die hochtonigen Silben meiſt verſtärkt werden, 106
ſind die tieftonigen im nhd. häufig geſchwächt worden.[3]) Dies gilt in gleicher Weiſe von den Vorſilben wie von den Endungen: Neben bi- in bijihte, bîhte, Beichte und biderbe, brauchbar = bieder ſteht be- in beſchreiben, neben Friedreich (= -rîche) Friedrich, neben ahd. -lîch (êrlîch) nhd. -lich in ehrlich. Alle möglichen Selbſtlaute haben am Wortende erſt dem farbloſen e Platz gemacht und ſind ſchließlich oft ganz abgefallen: aus fastô iſt zunächſt ahd. fasto, dann mhd. vaste, endlich nhd. fast geworden, aus got. daupeins, ahd. toufî(n), mhd. toufe, Taufe; aus ahd. zala ſchon mhd. zal; mhd. bane, koste, huote

1) Berechtigtes h liegt vor in drehen, blühen, glühen = mhd. draejen, blüejen (ahd. bluojan), glüejen, wo es ſich aus j entwickelt hat.

2) Andere Beiſpiele bei Paul, mhd. Grammatik § 19, 23 und Beiträge IX, S. 122.

3) got. gasteis = ahd. gestî, gesti = mhd. geste, Gäſte; got. tungôm = ahd. zungôm, zungôn = mhd. zungen, den Zungen.

lauten jetzt Bahn, Koſt, Hut. Nur Dichterſprache und Mundart haben nicht ſelten wenigſtens das -e gerettet (Herze). Doch nicht bloß die Laute der Endungen haben ſich dieſe Verſtümmelung gefallen laſſen müſſen, ſondern auch die der Wortſtämme, wofern ſie den 2. Teil von Zuſammenſetzungen bilden: Viertel iſt verkürzt aus Vierteil, Grummet aus gruon-mât (Grüngemähtes), Adler aus adel ar (edler Aar), Wimper aus Windbraue, mhd. wintbrâ, Ohm aus Oheim. Nur Erſtarrung (Heiland) oder Umdeutung (Einöde, Zierat, Armut wie von öde, Rat und Mut)[1]) haben in der Regel den volleren Laut geſtützt, während bei Jungfer neben Jungfrau die Doppelformen zu Begriffsſpaltungen benutzt worden ſind.

107 Nächſtdem haben wir, da die Zerdehnung (î, û, iu in ei, au, eu, äu) und Zuſammenziehung (uo und ie in û und î) bereits oben S. 15 f. und S. 17 f. behandelt worden ſind, noch zu erwähnen, daß ſich im nhd. mehrfach ein entrundeter Laut an Stelle eines runden geſetzt hat und umgekehrt. So iſt in einer Reihe von Wörtern namentlich vor Naſenlaut und hinter w â zu ô geworden (Mond = mâne, Woge = wâc), wobei zum Teil noch die urſprüngliche Form daneben beſteht, ſei es in der Schriftſprache (Argwohn: Wahn; Ohm: nachahmen = mit dem Ohm nachmeſſen, Odem: Atem, Brombeere: Bram = Beſenginſter, Brambach) oder in der Mundart z. B. in der Salzunger (Mahn = mâhen, mân, Thau = tâhe(n), ahne = âne). Dieſe Ausſprache des â mit runder Mundöffnung, die jetzt in den meiſten Mundarten des ſüdlichen und mittleren Deutſchlands anzutreffen iſt, tritt ſeit dem 13. Jahrh. im bayriſch-alemanniſchen Gebiete und ſeit dem Anfang des 14. im Mitteldeutſchen auf.[2]) Um dieſelbe Zeit begegnen wir in den nämlichen Gebieten der Neigung i zu ü und e zu ö zu runden, doch iſt ſie jetzt meiſt der entgegengeſetzten gewichen. Indes bewahrt die Schriftſprache noch deutliche Spuren jener Vorliebe in

1) Doch auch Heimat, Monat, Kleinod und -lein = -lîn neben -chen = -kîn.

2) Vgl. Wülcker, Vokalſchwächung im Mittelbinnendeutſchen S. 41 f.; v. Bahder a. a. O. S. 154 ff.

Wörtern wie flüſtern (älter fliſtern), Würde (= wirde), Rüffel, Pfeffermünze (mentha), fünf (= quinque); Hölle, löſchen, Löffel, wölben, Schöpfer, Schöffe, ſchröpfen = mhd. helle, leschen, leffel u. ſ. w.[1]) Der entgegengeſetzte Vorgang der Entrundung urſprünglicher ü-Laute iſt in den Wörtern Findling, Kiſſen, Gimpel, Schlingel, kirre und andern vorwiegend der Umgangsſprache angehörigen Ausdrücken ſchriftſprachlich durchgedrungen. In Einklang damit ſteht der Wandel von öu und iu (= nhd. äu und eu) in ei bei Schleife, ſtreifen, Kreiſel, ſpreizen; ereignen = mhd. eröugen iſt Ableitung von Auge, aber an „eigen, aneignen" angelehnt.[2])

Ziehen wir die Summe, ſo ergiebt ſich, daß als Haupthebel des Lautwandels der Hang der Menſchen zur Bequemlichkeit, der Trieb, an Kraft zu ſparen und ſich die Ausſprache zu erleichtern, betrachtet werden muß. Andere Urſachen treten an Wirkungskraft und an Umfang der Bethätigung ſehr zurück.

1) Nach v. Bahder, Grundlagen S. 170 iſt dieſer Lautwandel ſeit dem 13. Jahrh. beſonders im Alemanniſchen zu Hauſe, viel ſeltener dagegen im öſtlichen Mitteldeutſchland, weshalb ſich auch Luther des jüngeren ö faſt ganz enthält. Meiſt finden wir in der Nähe des ö (= e) ein l oder sch.

2) Auch Übergang offener Laute in geſchloſſene und umgekehrt läßt ſich in den Mundarten vielfach nachweiſen. Das durch Umlaut entſtandene e wird in der mhd. Zeit genau von dem altüberlieferten indogermaniſchen ë geſchieden und in Reimen ſelten damit gebunden, ja noch heutiges Tages werden beide wenigſtens in Ober- und Mitteldeutſchland meiſt durch die Ausſprache auseinander gehalten, jenes geſchloſſen (wetten aus got. wadjan), dieſes offen (Wetter = mhd. wëtter vgl. Gewitter) geſprochen. Doch iſt es auf verſchiedene Umſtände zurückzuführen, wenn wir bei manchen Wörtern andere Laute antreffen, als wir erwarten: gebären, gären, Käfer, Bär (= mhd. bërn, gërn, këfer, bër) und nähren, quälen, zähmen, Mähne, Ähre (= mhd. nern, queln, zemen, mane, eber) hatten noch im mhd. ganz verſchiedene Stammvokale; wieder in andern Wörtern, die damals gleiche e-Laute hatten, ſpricht man ſie jetzt verſchieden aus: neben sëhs (geſprochen ſex) ſteht sëchzehn (geſprochen ſächzehn); neben lëder (geſprochen Läder) lëdic (geſprochen ledig). Ein Verzeichnis von Wörtern, bei denen ſich urſprüngliches ë in geſchloſſenes e verwandelt hat, giebt v. Bahder, Grundlagen S. 132 f., über die Entwicklung des nhd. ä ſpricht derſelbe S. 104 ff.

Alles ist im Fluß.
Heraklit.

Vorbeugung.[1])

108 Leben heißt vergehen. Wie die Menschen nach kürzerer oder längerer Erdenlaufbahn dahinsterben, so auch die Laute, Silben und Wörter. Von dem schönen Baume der Ursprache, an dessen saftigem Grün die alten Indogermanen ihr Auge labten, ist Zweig für Zweig und Blatt für Blatt abgefallen; und wenn auch neue Schößlinge hervortreten, so wird doch der Reichtum und die Üppigkeit jener Zeit niemals wiederkehren. Von der Zweizahl (Dual), die im griechischen Schrifttum wenigstens noch ein kärgliches Dasein fristet, ist bis auf wenige mundartliche Formen im Deutschen kaum noch eine Spur wahrzunehmen, von den acht Beugungsfällen der Grundsprache sind drei, der Lokativ, Ablativ und Instrumental, bis auf geringe Reste dahingeschwunden, von den altüberlieferten Zeitformen aber haben sich nur noch zwei am Leben erhalten, die Gegenwart (ich singe)

1) Vgl. Grimm, Grammatik I, 596 ff.; Weinhold, mhd. Grammatik 305 ff.; Behaghel, Deutsche Sprache S. 164 ff.; Lyon, Abriß der deutschen Grammatik S. 15 ff.; A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; W. Braune, Althochdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Halle 1891; H. Paul, mhd. Grammatik. 4. Aufl. Halle 1894; Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 169 ff.; B. Delbrück, Über die Deklination der Substant. im Germanischen, Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie II, 381—407; Jellinek, Beiträge zur Erklärung der germanischen Flexion. Berlin 1891; B. Kahle, Zur Entwickelung der konsonantischen Deklination im Germanischen. Dissert. Berlin 1887; Boiunga, Die Entwickelung der nhd. Substantivflexion. Leipzig 1890; O. Bender, Die Analogie, ihr Wesen und Wirken in der deutschen Flexion. I. 1893, II. 1894.

und Vergangenheit (ich sang) des Aktivs; endlich von den Redeformen ist die des Wunsches (Optativ) mit der der Vorstellung (Konjunktiv) zusammengeflossen.

Doch hat unsere Sprache, zumal in der Abwandlung des 109
Hauptworts, gar manches gerettet, was den romanischen Sprachen verloren gegangen ist, und besitzt noch Schönheiten genug, an denen das Herz des Sprachforschers sich erfreuen kann. Sie verfügt über zwei grundverschiedene Beugungsarten, die Jakob Grimm mit den Namen der starken und schwachen bezeichnet hat. Die abgeleiteten Zeitwörter (knechten von Knecht, ermüden von müde, fällen von fallen) und die durch Geschlechts-, Für- und Zahlwörter eingeführten Adjektiva (des guten Mannes, jedes guten Mannes) folgen dieser, die Stammverben (gebe, gab) und die jeglicher Begleitung ermangelnden Eigenschaftswörter (guter Männer) aber meist jener Regel. Einst wurde ein solcher Unterschied auch bei den Personennamen beobachtet, indem die Koseformen (Thilo, Diozo = Dieze, Diotilo = Dietel: Ableitungen von Dietrich) schwach, die Vollnamen dagegen (Dietrich, Hermann) stark abgewandelt wurden.

Schon in althochdeutscher Zeit tritt die stärkere Triebkraft der starken Beugungsart in der größeren Mannigfaltigkeit der Abwandlungsformen (Deklinationen und Konjugationen) und Endungen hervor. Es giebt starke Stämme auf a, i und u, die Grundlage der schwachen Biegung aber bilden nur die alten abgeleiteten n-Stämme (vgl. ordo — ordinis, natio — nationis), und während dort bei allen dreien[1]) das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht vertreten ist, finden wir hier nur männliche und sächliche Stämme auf an und weibliche auf ôn und în. Ferner hat z. B. der a-Stamm Arm im ahd.[2]) noch 6 verschiedene Beugungsformen:

arm, armes, arme, arm; armâ, armo, armum, armâ,

der -ôn (-ân)-Stamm zunga dagegen nur 4:

1) Nur die i-Stämme haben kein Neutrum aufzuweisen.

2) Abgesehen von dem Instrumental, der nur noch bei den starken Stämmen vorhanden ist: armu, tagu, wortu, gast(i)u, sun(i)u.

zunga, zungûn, zungûn, zungûn; zungûn, zungôno, zungôm, zungûn,

und im nhd. hat jener noch 4 (Arm, Armes, Arme, Armen), dieſer nur 2 (Zunge, Zungen) bewahrt.

Noch größer iſt der Unterſchied beim Zeitwort. Nicht nur klingen die einſilbigen ſtarken Formen sank, quoll, schlug entſchieden kräftiger und voller als die zweiſilbigen ſchwachen labte, lebte, lobte, liebte mit ihrem nachhinkenden e, ſondern jene weiſen auch eine reichere Mannigfaltigkeit der Bildung auf. Der Ablaut[1]) mit ſeinen drei Stufen, der Tiefſtufe (geworden, gebunden), der Mittelſtufe (werde, binde) und der Hochſtufe (ward, band) ſchafft reiche Abwechſelung im Wortinnern. Überdies verfügt das ſtarke Zeitwort über 7 verſchiedene Abwandlungsklaſſen:

1. trinke, trank, getrunken.
2. ſtehle, ſtahl, geſtohlen.
3. gebe, gab, gegeben. bitte, bat, gebeten.
4. fahre, fuhr, gefahren.
5. ſcheine, ſchien, geſchienen. ſchneide, ſchnitt, geſchnitten.
6. biege, bog, gebogen.
7. halte, hielt, gehalten. laufe, lief, gelaufen. rufe, rief, gerufen.

Bei dem ſchwachen dagegen bleibt der Stamm faſt durchweg unverändert (labe, labte, gelabt), und die Unterſchiede zwiſchen den drei einſt vorhandenen Beugungsklaſſen ſind jetzt ſo gut wie ganz verwiſcht: ahd.: legita, salbôta, sagêta = nhd. legte, ſalbte, ſagte. Gleichwie die mhd. Wörter vrîlîche, schuldheize u. a. den hochbetonten Stammvokal feſtgehalten, aber den tieftonigen oft verkürzt (freilich) oder ausgeſtoßen (Schulze) haben, ſo ſind auch die Selbſtlaute der Stammverba unter dem Einfluſſe des Hochtons geblieben und die[2]) des abgeleiteten,

1) Dieſer iſt ſchon in der indogermaniſchen Grundſprache ausgebildet worden und erklärt ſich aus dem damals erfolgenden Wechſel in der Betonung.

2) Natürlich handelt es ſich hier nur um die den Stammauslaut bildenden, für das ſchwache Zeitwort bezeichnenden ô, ê und i (j).

nicht ablautenden Zeitworts verstümmelt (redôta = redete) oder entfernt worden (nerita = nährte).

Wollte man freilich glauben, die Grenzen zwischen der 110
starken und der schwachen Abwandlungsart wären ein für allemal festgestellt, so würde man irren, vielmehr finden zahlreiche Übergänge aus der einen in die andere statt. Held und Hirt waren noch im mhd. starke Stämme[1]), aber schon bei Luther ist jenes ausschließlich, dieses fast durchweg schwach geworden. Ähnlich verhält es sich mit Heide, Christ = mhd. heiden, kristen, die bei dieser Umwandlung sogar den Stammauslaut (n) verloren haben (vgl. den Eigennamen Haydn und heidnisch mit Heide). Andere haben nur in der Mehrheit das -en der konsonantischen Stämme angenommen, so weibliche und sächliche Wörter auf e: Freude, Bitte, Gabe, Klage; Ende, Auge, Bett(e), Hemd(e), Wette (urspr. sächlich) u. s. w., ferner weibliche auf schließenden Mitlaut wie Schar, Saat, Wahl, Burg und die auf -heit (-keit), -ung und -schaft.[2]) Offenbar ist dies nach dem Vorbilde schwach biegender Ausdrücke wie Glocke, Muhme, Amme geschehen, die ihrerseits sich wieder nach jenen in der Abwandlung der Einheit gerichtet haben. So erklärt sich, daß man früher im Wesfall Zungen(=band), Frauen (=kirche), Sonnen(=finsternis) sagte[3]), jetzt aber diese Wörter wie Bitte, Gabe, Treue behandelt. Auf diesem Wege hat sich

---

1) Nur hirte wird selten schwach abgewandelt. Paul, mhd. Grammatik § 121, A. 1.

2) Von den männlichen Wörtern nur Mast, Staat, Stachel, Lorbeer, Dorn, Forst, See und einige andere.

3) Das -en in der Zusammensetzung läßt allerdings nicht immer auf einen von Haus aus vorhandenen schwachen Stamm schließen; schon in mhd. Zeit sind besonders im mitteldeutschen Sprachgebiete manche ursprünglich starke weibliche Stämme in schwache umgewandelt worden, in Niederfranken schon im 9. und 10. Jahrh.; auch Luther zeigt große Neigung dazu z. B. bei Gnade und Sache. So erklären sich die Formen Erdenrund, Ehrengabe, Höllenlärm, Kronenbräu, Gnadenfrist, Seelenpein, Sorgenkind, Stundenplan, Straßenpflaster u. a. Am besten hat sich die â-Deklination bei den Eigenschafts- und Thätigkeitsbezeichnungen erhalten z. B. mhd. güete, schoene, gabe, bëte.

im nhd. für die weiblichen Stämme die durchgehende Regel herausgebildet, daß die Einzahl bei allen unverändert bleibt, die Mehrzahl aber abgeſehen von denen auf -niss und -sal (Finſterniſſe, Drangſale) und einer Reihe einſilbiger (Kunſt, Maus, Not, Haut, Naht: Künſte, Mäuſe u. ſ. f. mit Umlaut) -en bildet, alſo die Nadeln, Windeln, Leitern, Kammern (im Gegenſatz zu Sieger, Keller, Mäntel, Händel, die männlich ſind).

Aber auch der umgekehrte Übergang aus der ſchwachen in die ſtarke Beugung der Hauptwörter iſt nicht ſelten. Hätten wir nicht Zuſammenſetzungen wie Hahnenfuß, Greiſenalter, Schwanenhals, Märzennebel, Maienluſt, Pfaueninſel, Arnſtadt, ſo würden wir kaum noch erkennen, daß Hahn, Greis, Schwan, Ar u. ſ. f. vor alters ſchwach abgewandelt wurden.[1]) Zu ähnlichem Ergebniſſe gelangen wir, wenn wir die Wörter Schönbrunn und Stuttgart (= Stutengarten), die früher ſchwache Biegung hatten[2]) (Garte, Garten u. ſ. f.), mit Brunnen und Garten (Wesfall Brunnens) oder die Redensart „es iſt ſchade" mit der Schaden, des Schadens vergleichen. Wörter wie der Balke[3]), des Balken wurden nämlich infolge der gleichlautenden Form der meiſten Biegungsfälle mit den ſtarken Stämmen Regen, Magen, Kragen u. a. auf eine Stufe geſtellt und dem entſprechend behandelt. So kam es, daß man nun auch der Braten, Bogen, Hopfen, Brunnen ſagte und den Wesfall Bratens u. ſ. w. bildete, ja ab und zu hat der Sprachgeiſt mit jeder der beiden Formen einen beſonderen Sinn verbunden und

1) Beſonders ſtark ſind bei dieſem Übertritt einſilbige Wörter beteiligt wie außer den genannten Salm, Schelm, Stör, Stär, Golf, Keim, Brei, Kern, Lenz, Stern, Pfühl u. a., die ihres mhd. Endungs-e verluſtig gegangen ſind, während umgekehrt die urſprünglich ſtarken Wörter gedanc und buochstab beim Übertritt in die ſchwache Bildung ein e angenommen haben: Gedanke, Buchſtabe.

2) Sie haben jetzt wenigſtens noch den alten Werfall ohne n erhalten.

3) So ſchreibt noch Herder, bei dem ſich auch die Nominativformen Garte, Knoche, Schatte, Daume, Balle (des Glücks) finden. Vgl. Preußiſche Jahrbücher 1894 S. 257.

so Doppelformen geschaffen wie Ball: Ballen, Tropf: Tropfen, Lump: Lumpen.[1]) Dabei ist es anziehend zu beobachten, daß Wörter, die vorwiegend handelnd eingeführt, also im Werfall verwendet wurden, meist die ältere Form auf -e bewahrt haben: Bote, Erbe, Jude, Ferge, Genosse, Ahne, Gatte, Bürge, Buhle, Drache, dagegen solche, die sich meist leidend verhielten, also gewöhnlich in einem andern Biegungsfalle gebraucht wurden, die Form -en angenommen haben: Bogen, Garten, Braten, Brunnen, Lappen.[2])

In weit stärkerem Maße aber hat sich der Übergang in die starke Beugung bei den Personennamen vollzogen. Denn etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts weisen männliche und weibliche, starke und schwache Stämme in der Schriftsprache in der Regel die Genitivendung s auf: wie Ernst, Ernsts, so auch Otto, Ottos, Anna, Annas, Gertrud, Gertruds[3]); aber in den Zusammensetzungen Ottendorf, Annenkirche, Gertrudenstraße ist der frühere Zustand noch erkennbar.[4])

Manche Wörter schwanken noch zwischen starker und schwacher Bildung hin und her: wir sagen gleich richtig des Nachbarn und des Nachbars, des Bauern, Vorfahren, Unterthanen und des Bauers, Vorfahrs, Unterthans, des Auguren, Prätoren, Tribunen und des Augurs, Prätors, Tribuns. Ja bei einigen der Tiernamen haben gewisse Mundarten, bes. im Südwesten Deutschlands, beide Beugungsarten zu Bedeutungsunterschieden benutzt. Man liest auf Wirtshausschildern „zu den drei Schwanen", nennt aber die Vögel sonst Schwäne, man

1) Früher wurden diese Wörter alle schwach abgewandelt.

2) Lappen, aber Laffe (ursprünglich vielleicht dasselbe Wort).

3) mhd. Brünhilt, Brünhilde (stark), und Helche, Helchen (schwach).

4) Die an den Wörtern Garten, Gartens u. s. w. erwachsene Wesfallendung -ens ist bei den mit den Zischlauten s, x, z endigenden Personennamen (Fritzens, Maxens, Hansens) beliebt, hat sich aber auch bei den weiblichen auf e eingenistet (Sophiens, Mariens neben Sophias, Marias; vgl. Sophien-straße, Marien-kirche). So heißt es auch Herzens und früher Schmerzens (Schmerzenskind; außerhalb der Zusammensetzung z. B. Wallensteins Tod IV, 12), Markgrafens in Goethes Götz I, 2 und oft bei Möser.

trinkt ſeinen Schoppen im Bären, Pfauen, Hirſchen, erzählt aber (z. B. in Baden) vom Bär, Pfau, Ochs, Hirſch, die man im Tiergarten geſehen hat.[1])

111 Wie beim Hauptwort kommt auch beim Zeitwort Übergang aus der ſtarken in die ſchwache Abwandlungsart und umgekehrt vor. Wer ſieht es jetzt noch den Wörtern bellen, brummen, hinken, brauen, kauen, reden, nieſen, ſchmiegen, ſchweifen, gleißen, beneiden[2]) u. a. an, daß ſie von Haus aus ablauteten? Bei triefen, ſprießen, ſieden, ſtieben hat die ſchwache Form der ſtarken bald den Rank abgelaufen, bei ſchreien, ſpeien, hauen dagegen iſt ſie, obwohl ſie bereits während des 13. Jahrh. in Ober- und Mitteldeutſchland auftritt, bis jetzt auf den mundartlichen Gebrauch beſchränkt geblieben (ſchreite, ſpeite, haute). Von andern Zeitwörtern ſind uns vereinzelte Reſte ſtarker Bildung erhalten geblieben: verworren (:verwirrt), verſchollen (:zerſchellt), unverhohlen (:verhehlt); und ſchriebe nicht Goethe in Hermann und Dorothea 4, 164 und andere Schriftſteller gerochen oder Schiller in der Jungfrau von Orleans I, 9 umrungen (vgl. ich rang, gerungen, aber umringt), ſo würden auch dieſe Zeitwörter nicht mehr ihre einſt ſtarke Art erkennen laſſen.[3]) Vermiſchung beider Beugungsweiſen zeigen ſalzen, falten, mahlen und ſpalten, bei denen das ſtarke Mittelwort (geſalzen, gefalten, gemahlen, geſpalten) in lebendigem Gebrauche geblieben iſt, aber die ſtarken Formen der Vergangenheit (ich sielz, fielt, muol, spielt) den ſchwachen das Feld haben räumen müſſen. Endlich iſt in den Verben ich kann, ich ſoll, ich darf, ich muß u. ſ. w. das Bewußtſein davon, daß es einſt ſtarke Perfektformen waren (ich kann: kennen = gewann: gewinnen)[4])

---

1) Vgl. auch Ohnmachten neben Mächte.

2) Beſonders viele Zeitwörter mit dem Stammvokal a ſind ſchwach geworden z. B. walze, walke, walle, banne, ſpanne, halſe, ſchalte.

3) Spalteformen ſtarker Beugung ſind gediegen und gediehen, bescheiden und beschieden, erhaben und erhoben, von denen die an erſter Stelle genannten adjektiviſche Geltung erhalten haben.

4) Vgl. *οἶδα* = weiſs mit *ἰδεῖν*, ſehen und ich weiſs mit videre. C. Pauli, Über die deutſchen Verba Präteritopräſentia. Stettin 1863.

schon frühzeitig so sehr verwischt, daß man von ihnen bereits im got. und ahd. neue Vergangenheitsformen mit schwacher Bildung besaß (ich konnte, wollte u. s. f.).

Den entgegengesetzten Fall des Übergangs der schwachen Beugung in die starke treffen wir selten an: ziemen = mhd. zëmen hatte früher die gleiche Bildung wie nehmen; weisen und preisen[1]) werden jetzt wie bleiben, dingen wie singen, einladen wie beladen abgewandelt. Das Kirchenlied hat altes Sprachgut bewahrt, wenn es sagt: „Nun sei gepreist zu aller Zeit, du heilige Dreieinigkeit". Bei andern Zeitwörtern streiten sich schwache und starke Formen noch um die Herrschaft, z. B. fragte: frug, melkte: molk, steckte: stak; auch hing und wog (transitiv) entziehen den Formen hängte und wägte immermehr an Boden. Zu einem Mittel der Unterscheidung zwischen zielender (transitiver) und zielloser (intransitiver) Form ist die Wahl der Abwandlungsart geworden bei erschreckte: erschrak, schwellte: schwoll, löschte: erlosch, verderbte: verdarb. Wob und gor werden meist in sinnlicher, webte und gärte in bildlicher Bedeutung gebraucht; andere Abschattungen des Wortsinnes zeigen pflog (ließ mir angelegen sein) und pflegte (that gewöhnlich, wartete Kranke), schuf (durch Schöpferkraft) und schaffte (arbeitete), schliff (glättete) und schleifte (zog hin), gesonnen und gesinnt.

Doch die Veränderungen, denen Haupt- und Zeitwörter 112
im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt waren, beschränken sich nicht auf den Wechsel zwischen starker und schwacher Abwandlungsart, auch innerhalb dieser beiden Gruppen hat sich die ausgleichende Thätigkeit des Sprachgeistes in gar mannigfacher Weise geltend gemacht. Sprechen wir zunächst vom Hauptwort. Ursprünglich gab es starke a-, i- und u-Stämme; die letzteren wurden seit ahd. Zeit sämtlich[2]), die ersteren vielfach

1) Preisen hat schon im mhd. die Nebenform prîsten; ebenso stehen im Nibelungenliede bereits die Formen lüede 1404, 2 ed. Bartsch und ladete 28, 3 im Sinne von einladen.

2) Sofern sie nicht in die schwache Deklination übertraten; bei Sieg (sigu) u. a. mit nichtumlautbaren Stammvokalen ist die i-Deklination nicht erkennbar.

wie i-Stämme behandelt. So heißt es jetzt Hände[1]), Füße, Söhne, Zähne, Lüfte (Stamm handu, fôtu, sunu u. ſ. f.), und während man noch ahd. von Froſch und Hals die Mehrheit froska und halsa und im mhd. wolve und hove (daher Königshofen) bildete, iſt jetzt nach dem Muſter der i-Stämme (gesti, belgi, Gäſte, Bälge) Umlaut eingetreten (Fröſche, Hälſe, Wölfe, Höfe). Frühzeitig finden wir dieſen Übergang auch bei den konſonantiſchen Stämmen muoter, bruoder, tohter, vater, naht[2]), wie denn überhaupt der Umlaut immer weitere Kreiſe zieht. Vielfach ſind lautliche Gründe dabei von Einfluß geweſen. Nach mhd. Lautgeſetze mußten die Wörter auf -el, -em, -en und -er, wenn die Stammſilbe lang war (wie in mantel, acker = ahd. mantal, ackar), das e im Werfall der Mehrheit verlieren. Da man alſo nicht mantele ſagen konnte, ſo fiel dieſer mit dem der Einheit zuſammen. Um nun beide leichter zu ſcheiden, griff man für die Mehrzahl zum Umlaut: mentel, Mäntel. Dasſelbe Geſetz trat in Kraft, als beim Übergang des mhd. ins nhd. die kurzen Stammſilben vielfach gedehnt wurden. Von mhd. vŏgel, năgel heißt die Mehrzahl vŏgele, năgele, von nhd. Vôgel, Nâgel: V̂ögel, N̂ägel; daher jetzt Böden, Läden, während bei Wagen, Kaſten u. a. noch die Formen mit a und ä ſchwanken.[3]) So iſt der Umlaut, der urſprünglich nur berechtigt war, wenn ein i in der Endung folgte, ein ſelbſtändiges

1) Der alte u-Stamm zeigt ſich noch in den nicht umgelauteten Formen zu-handen, vor-handen, aller-hand = mhd. aller hande, Weſfall der Mehrheit.

2) Vgl. Weihnachten mit Nächte; vom konſonantiſchen Stamme kommt auch der zeitbeſtimmende Weſfall Nachts = mhd. nahtes. Beiträge 4, 395 f.; 6, 550.

3) Sogar Fremdwörter wie Markt, Plan, Palaſt, Biſchof, Kanal bilden jetzt ihre Mehrzahl mit Umlaut, und ſelbſt urſprünglich ſchwach behandelte Wörter wie garte, garten haben dieſe Mehrheitsbildung angenommen (Gärten). Den ausgiebigſten Gebrauch davon machen aber die oberdeutſchen Mundarten, die faſt jedes ſchließende e preisgeben und infolge davon ſich vielfach zu Mehrheitsformen wie Täg, Ärm = Tage, Arme veranlaßt fühlen.

Mittel der Mehrheitsbildung geworden und keineswegs mehr an dieſe Vorausſetzung geknüpft.

Der umgekehrte Vorgang, daß ein von Haus aus vorhandener Umlaut wieder beſeitigt wird, iſt weit ſeltener. Doch läßt er ſich ſchon in mhd. Zeit bei den weiblichen i-Stämmen wie Macht, Kraft, Haut, Not, Bruſt beobachten, nicht in der Mehrheit, die regelrecht mehte (Mächte), krefte (Kräfte) bildet, wohl aber im Wes- und Wemfall der Einheit, die ahd. auf i ausgingen (vgl. brûti in Bräutigam) und daher Umlaut verlangten. So treten bereits im mhd. neben den Formen des 2. (u. 3.) Falls krefte, megede die neuen kraft und maget (Magd) auf, und jetzt ſind die älteren faſt ganz außer Gebrauch und nur noch in Zuſammenſetzungen üblich: Gänſefuß (= Fuß der Gans), Mägdeſprung, Mäuſegift, Bürgemeiſter (= Meiſter der Burg)[1]), behende (= bei der Hand). Wahrſcheinlich haben dabei die übrigen ſtarken Stämme weiblichen Geſchlechts wie zal, Zahl (a-Stamm), gerte (ja-Stamm), brâwe (va-Stamm), die im mhd. nur eine Form für alle Beugungsfälle der Einzahl aufweiſen, beſtimmenden Einfluß ausgeübt, ſo daß der 2. und 3. Fall dem 1. und 4. angeglichen wurden.

Hatten wir es bisher ausſchließlich mit männlichen und 113
weiblichen Stämmen zu thun, ſo gilt es jetzt, eines Sprachgeſetzes zu gedenken, das für die Beugung der ſächlichen Hauptwörter von hervorragender Wichtigkeit geworden iſt: ich meine den Gebrauch der Mehrheitsendung -er. Von Haus aus ein Teil des Wortſtammes iſt ſie ſchließlich wie das -en der ſchwachen Deklination[2]) zur Geltung eines Beugungsmittels gekommen. Gleich dem Griechiſchen und dem Latein hatte auch unſere Mutterſprache einſtmals -es-Stämme: griech. genos, lat. genus und deutſch rind ſind auf gleiche Weiſe gebildet. Der

1) Vgl. Siebenbürgen (Dat. plur.) und Rotenbürg bei Hof in Bayern (Dat. sing.).

2) Vgl. H. Paul, Mittelhochd. Grammatik. 4. Aufl. 1894. § 129. Weil das -er nicht eigentlich Beugungsſilbe war, hat es in Formen wie Kinderchen, Kinderlein ſeine Stelle vor, nicht hinter der Verkleinerungsendung erhalten.

Wesfall lautete in den genannten drei Sprachen ursprünglich genesos, genesis, rindisis. Das tönende s zwischen den beiden Selbstlauten mußte sich im Griech. verflüchtigen, im Latein und Deutschen aber in r übergehn, sodaß wir nun die Formen geneos (zusammengezogen genûs), generis und rindiris erhalten. Da nun aber der Wer- und Wenfall, wie bei allen sächlichen Wörtern, den reinen Stamm zeigt (rindis) und dieser nach altdeutschem Lautgesetz zu rind wurde, da ferner auch sächliche Stämme anderer Bildung wie gebeine, knie, vihe (Vieh) vor den Endungen des 2. und 3. Falls der Einheit die Silbe -ir- (-er-) nicht aufwiesen, so gewöhnte man sich daran, die Formen der Einzahl ohne -ir- zu bilden, dieses dagegen in der Mehrzahl, wo es meist beibehalten wurde, als wesentlichen Bestandteil zu betrachten. Von hier aus hat es sich dann in den größten Teil der sächlichen a-Stämme eingeschlichen. Im mhd. finden wir diese Bildung regelmäßig nur bei den 5 Wörtern ei, huon, kalp, lamp, rint; bei Luther hat sie schon weitere Ausdehnung gewonnen, indem auch Volk, Haus, Gut und Kleid diese Mehrheitsform ausschließlich, Dorf, Kind, Haupt, Land, Schwert, Brett, Ding u. a. häufig haben. Selbst einige ja-Stämme (Amt, Bild) werden schon so gebeugt. Und vergleicht man alte dativische Ortsnamenbildungen wie Wiesbaden, Frankenhausen, Rheinfelden, Berghaupten mit den Formen Bäder, Häuser, Felder, Häupter, so findet man, daß sich die Endung -er erst, nachdem jene Namen schon gebildet waren, in diese Hauptwörter eingedrängt hat. Vielfach hat man durch dieses Wortbildungsmittel Spalteformen mit Bedeutungsunterschieden geschaffen: Worte[1]) und Wörter, Lande und Länder, Bande und Bänder, Lichte und Lichter. Weil nun auch verschiedene Wörter sächliches und männliches Geschlecht neben einander hatten (daz ort, der ort, daz lîp, der lîp[2]), ahd. daz tuom und der tuom

1) Das e tritt schon in mhd. Zeit im Mitteldeutschen auf: diu beine = diu bein.

2) Vgl. auch der Schild und das Schild. Lessing gebraucht noch Schilder im Sinne von scuta; -er bewahren auch Schilderhaus und

= nhd. -tum in Irrtum), so war es möglich, daß die Endung -er auch bei männlichen Stämmen auftrat: so liest man geister schon in mhd. Zeit[1]); bei Luther findet sich außerdem zuweilen Därmer, Örter, Männer, Bösewichter, dagegen niemals Leiber, Wälder (vgl. Unterwalden), Würmer, Ränder, Sträucher (und Sträußer). Früher haben manche Wörter dieses -er besessen, denen es jetzt wieder verloren gegangen ist, wie Scheit, das nach Ausweis von scheitern (= in Stücke zerfallen, zu Scheiten werden) einst auch Scheiter (schîter) bildete, oder Tier, wovon Luther noch die Mehrheit „Thierer" formte; dagegen giebt es auch manche, die bis zur Gegenwart sich von diesem Anhängsel frei gehalten haben: Lot, Maß, Haar, Ziel u. a. Auch die Endung -e für den Wer- und Wenfall der Mehrzahl (mhd. diu wort, diu mâz) ist nicht so gleichmäßig durchgedrungen, daß nicht in gewissen Verbindungen der mhd. Brauch sich behauptet hätte. Wenn wir nämlich sagen drei Maß Bier, so haben wir in Maß keine Form der Einheit vor uns, die ja schon der Sinn verbieten würde, sondern den alten Nominativ der Mehrheit (diu mâz).[2]) Ähnlich liegt die Sache bei Paar, Stück, Glas, Pfund, und von diesen sächlichen Wörtern ist die Form auch auf männliche (drei Fuß, Zoll, Oxhoft) übertragen worden.

Während so bei den zuletzt besprochenen Wörtern (Maß u. a.) 114
unter Umständen die Form der Mehrzahl ganz das Aussehen, aber nicht die Geltung der Einzahl hat, so giebt es andererseits Einheiten, die von Haus aus wirklich Mehrheiten sind, aber nicht mehr als solche gefühlt und behandelt werden. Aus lat. litterae wurde frz. la lettre, neben got. bôkôs, Buchstaben steht nhd. das Buch. Aus frz. les gens d'armes hat man einen Gensdarm (gendarme) gemacht, und

schildern, ursprünglich = Schilde bemalen. Gott war von Haus aus sächlich und hat daher schon ahd. und mhd. -ir (er): gotir, abgotir.

1) Beim Marner, einem fahrenden schwäbischen Sänger des 13. Jahrh. vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 432.

2) Dieser hat sich auch aus formellen Gründen bei den Wörtern auf -lein, und -chen erhalten: das Kindlein: die Kindlein, das Kindchen: die Kindchen.

aus ahd. turi (= valvae, fores, die Thürflügel) eine Thür. Lat. berylli (die Beryllе) wurde zu Brille, nervi zu Nerve (aber der Nerv = nervus), mhd. birn (Mehrheit zu bir = ahd. bira = mlat. pira von pirum) zu Birne; für mhd. zaher und trahen, trân verwenden wir jetzt die Mehrheit Zähre und Thräne im Sinne der Einheit; ebenso für mhd. tuc, soc, wâc die pluralischen Formen Tücke, Socke, Woge. Da nun diese insgesamt auf -e ausgehenden Mehrheiten ganz das Aussehen von weiblichen Wörtern der Einzahl hatten (Thräne wie Mähne; Tücke wie Mücke und Brücke; Zähre wie Fähre), so erhielten sie durchweg weibliches Geschlecht.[1])

Auf einem ähnlichen Vorgange beruht es, wenn jetzt die Wörter Preußen, Hessen, Sachsen, Bayern u. s. w., die eigentlich Wemfälle der Mehrheit von den betreffenden Völkernamen (der Preuße, der Sachse u. s. f.) sind, als Länder die Geltung von Einheiten erhalten und im Wesfall -s annehmen (Preußens, Sachsens). Sind doch auch aus den alten Volksbezeichnungen Parisii, Remi, Suessiones u. a. die Städtenamen Paris, Reims, Soissons hervorgegangen.[2])

115 Noch haben wir die unvollkommenen Wörter zu erwähnen, die ihre Mehrheit aus einem anderen Stamme

1) Anders liegt die Sache bei weiblichen Wörtern wie Statt und Fahrt, bei denen die Nebenformen Stätte und Fährte nicht als Mehrheiten aufzufassen, sondern so zu erklären sind, daß die längern Formen des 2. und 3. Falls der Einheit (mhd. stat, stete; vart, verte) der Ausgangspunkt dieser Bildungen gewesen sind. In gleicher Weise ist Blüte aus bluot (Gen. blüete; vgl. noch sächsisch Baumblut), Ente aus ant (Gen. ente); Säule aus sûl (vgl. Irminsûl) hervorgegangen.

2) Dasselbe gilt von den Städtenamen Tübingen, München, den Festbezeichnungen Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die ursprünglich Dative der Mehrheit sind, aber den 2. Fall mit -s wie sonst Wörter in der Einzahl bilden. Kann es da wunder nehmen, daß man von beide die sächliche Form der Einzahl beides gebildet hat? Dagegen werden die Wemfälle der Mehrheit von abgezogenen Begriffen wie Ehren (zu Ehren kommen), Schanden (zu Schanden werden), Gnaden (von Gottes Gnaden), Gunsten, Frommen (zu jemandes Gunsten, Frommen) noch als Plurale empfunden, vgl. z. B. zu meinen Gunsten.

ergänzen.[1]) Zu Bau gehört Bauten, zu Unbill Unbilden, Vergnügen wird ergänzt durch Vergnügungen, Friede durch Friedensschlüsse, Lob, Verdruß, Ärger durch Lobsprüche, Verdrießlichkeiten, Ärgernisse u. a. Auf Grund ihrer Bedeutung haben Strand, Blut, Atem, Tand, Trotz u. a. keine Mehrzahl entwickelt, Eltern keine Einzahl; bei Mund ist jene (mhd. münde), bei Treber (vgl. engl. draff, aber schon ahd. trebir), Trümmer und Leute diese (mhd. drum, liut) verloren gegangen.

Wie beim Hauptwort sind auch beim Zeitwort ab- 116
weichend gebildete Formen vielfach ausgeglichen worden, zunächst in den Endungen. Einst hat unsere Sprache gleich den übrigen indogermanischen neben den Zeitwörtern auf -o auch solche auf -mi gehabt. Im Griechischen sind sie noch ziemlich zahlreich, im Latein nur in sum und vielleicht in inquam vertreten, im ahd. besonders noch bei den Zeitwörtern mit langem Stammauslaut (lebên, salbôn, gân, u. a.), im mhd. fast nur bei gleichgearteten einsilbigen Stämmen (hân[2]), gân [gên] stân [stên]; jetzt ist uns als einziger Überrest dieser Klasse die Form ich bin geblieben. Die überwiegende Mehrzahl der übrigen ohne n (= m) gebildeten hat den Verlust des n in der 1. Person der Einheit herbeigeführt.

Auch die Endung der 2. Person ist durch Ausgleich übereinstimmend gestaltet worden. An alte Formen wie singis (vgl. lat. legis) ist bereits im ahd. ein t angefügt worden, bei bist wohl am frühesten.[3]) Ohne Zweifel sind hier die falsch aufgelösten Zusammenziehungen gibistu, singistu = gibis tu, singis tu (giebst du, singst du) von Einfluß gewesen.[4])

Endlich ist der Ausgang der 3. Person der Mehrzahl im

1) Ebenso ergänzen die Umstandswörter sehr, bald, gern, gut ihre Steigerungsgrade durch mehr, eher, lieber, besser.

2) „Der liebste Buhle, den ich hân, der liegt beim Wirt im Keller".

3) Bereits im altsächs. Heliand, bei Tatian und Otfried.

4) Auch die 2. Person des Indikativs der perfektischen Hilfszeitwörter: du solt, wilt u. a. kann dabei mitgewirkt haben (vgl. Herr, wie du wilt, so schick's mit mir), die ihrerseits von singis u. a. im Neuhochdeutschen das s entlehnt hat, daher jetzt: du sollst, willst.

Indikativ der Gegenwart an die entsprechende Form der Vergangenheit und die der beiden Konjunktive angeglichen worden.[1]) Da jene des schließenden t-Lautes (ahd. -ant, -ent, mhd. -ent) ermangelten, so fiel er nach und nach auch hier ab. Nur sind[2]) = sunt ist noch ein untrüglicher Zeuge für seine frühere Anwesenheit.

117 Öfter ist auch der Stammvokal der Einheit in Formaustausch mit dem der Mehrheit getreten. Die meisten ablautenden Zeitwörter bildeten noch im mhd. infolge der Nachwirkung ursprünglich verschiedener Betonungsweise bei Singular und Plural diese beiden mit verschiedenem Selbstlaut: ich band, wir bunden, ich streich, wir strichen, ich krouch, wir kruchen, ich brâch, wir brâchen, ich lâs, wir lâsen. Meist hat sich nun jetzt die Einzahl in Färbung und Tondauer der Selbstlaute nach der Mehrzahl gerichtet (ich strich nach wir strichen u. s. f.), nur im erstgenannten Falle ist das Umgekehrte geschehen (wir banden nach ich band). Doch lassen einzelne Sprachreste das frühere Verhältnis noch erkennen: neben ich ward steht noch wir wurden[3]), und im Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen" hat der Reim die altertümliche Form mit u vor dem Untergange bewahrt. Besonders der Konjunktiv der Vergangenheit zeigt weit größere Übereinstimmung mit dem mhd. Vokalbestand als der Indikativ. Galt es doch hier, ein Unterscheidungszeichen gegenüber dem Konjunktiv der Gegenwart zu schaffen. Weil sterbe und stärbe in der gesprochenen Sprache zusammengefallen wären, behielt man hier das alte u natürlich mit dem durch das i der Endung

1) Konj. Präs. 3. Person der Mehrheit ahd. -ên, mhd. -en, Indik. Präter. ahd. -un, -on, mhd. -en; Konj. Präter. ahd. -în, -en, mhd. -en. Bei dem Zeitwort sein haben sich die 1. und 3. Person der Mehrheit derart beeinflußt, daß aus mhd. wir sîn (vgl. sie sint) geworden ist wir sind.

2) Das d ist der regelrechte Stellvertreter des lateinischen t wie bei schreibend = scribens, scribentis.

3) Daraus ist dann auch für die Einheit eine Form „ich wurde" zurecht gemacht worden.

erzeugten Umlaute bei und ſagte lieber ſtürbe, ebenſo verdürbe, würfe, hülfe, daneben aber ſetzte ſich das md.[1]) ö für ü feſt in gewönne, ſchwömme, entrönne, erklömme, mölke.[2])

Eine andere altüberlieferte Ungleichheit hat man im Gebrauche der 2. und 3. Perſon der Einheit auszumerzen geſucht. Das ahd. bildet dieſe auf -is und -it, die Mehrheit dagegen auf -amês, -at und -ant. Vor dem i der Endung wurde e zu i gehoben und iu bewahrt, vor a jenes beibehalten, dieſes zu io gebrochen. Man ſagte alſo nimis, ziuhis, aber nëmat, ziohat. Im mhd. hat man dieſe Verſchiedenheit großenteils beſeitigt. Denn die Wendung „alles, was kreucht und fleucht" iſt nur noch im höheren Stil möglich, und „Zeuch ein zu deinen Thoren" ſagt nur noch das Kirchenlied.[3]) Die nämlichen beiden Perſonen zeigen bei andern Zeitwörtern eine weitere Eigentümlichkeit. Wir ſprechen ich gebe mit langem, aber du giebſt, er giebt (trotz des ie) oft mit kurzem Selbſtlaute, desgleichen er nimmt, tritt, lieſt neben ich nehme, trete, leſe. Dieſe Abweichung erklärt ſich daraus, daß aus der Endung is, it (ês, êt, ôs, ôt) im mhd. oft das i (ê, ô) ausgeſtoßen wurde, der kurze Stammvokal aber beim Übergange ins nhd. vor doppeltem Konſonanten erhalten blieb. Daß nur ſo geringe Spuren dieſes Brauchs noch vorhanden ſind, iſt ein Beweis für die Stärke, mit welcher ſich auch hier die ausgleichende Thätigkeit geltend gemacht hat.[4]) Feſter haftet an dieſen beiden

1) Vgl. E. Wülcker, Beobachtungen auf dem Gebiete der Vokalſchwächung im Mittelbinnendeutſchen S. 22 ff.; Weinhold, Grammatik § 46, 56, 63; v. Bahder, Grundlagen S. 187.

2) Doch auch die Formen mit ä ſind mehrfach in Gebrauch, mitunter auch aus Deutlichkeitsrückſichten. Da ſünge und ſinge in der Ausſprache mancher Mundarten gleich lauten, ſagt man lieber ſänge.

3) J. Paul, Siebenkäs Kap. 3: „Sie konnte ohne Bedenken ſagen: Fleug, reuch, kreuch anſtatt flieg, riech, kriech; dieſe religiöſen Altertümer aus Luthers Bibel waren ihr brauchbare Beiträge zum Idiotikon ihrer Empfindungen und ſeiner Honigwochen." Luther gebrauchte dieſe Formen durchweg: Vgl. Franke, Grundzüge § 237.

4) Daher heißt es nicht ich trâge, du trägst, ſchlâge, ſchlägst, lêbe, lëbst, sâge, sägst, ſondern träge, trägst u. ſ. f.

Perſonen eine dritte Ungleichheit, die der Umlant hervorgerufen hat. Noch jetzt ſagen wir ich ſchlage: er ſchlägt, ich trage: er trägt, ich halte: er hält, ich rate: er rät, ich ſtoße: er ſtößt; nur die ſtarken Zeitwörter rufen, hauen und kommen haben den Umlaut aufgegeben, ſelbſtverſtändlich auch die, welche ſchwache Abwandlung angenommen haben[1]): ich ſchalte, walte, banne, ſpanne, walle u. a.

Eine andere Ungleichheit hat man in der Bildung der Vergangenheit des ſchwachen Zeitworts ausgeglichen. Die Verben auf -jan entfernten im ahd. nach einem von Natur oder durch Stellung langen Selbſtlaut das i vor der Endung, nach einem kurzen dagegen nicht; daher trat hier Umlaut ein, dort unterblieb er: man ſagte quelita (von mhd. queln), aber lôsta (Grundform lôsjan) und branta (von mhd. brennen). Bei verſchiedenen Zeitwörtern auf -ennen hat ſich dieſe Abwandlung erhalten (kannte: gekannt, nannte, rannte, brannte; ſandte, wandte neben ſendete, wendete), auch erinnern noch altertümliche Mittelwörter wie getroſt = getröſtet, erboſt, beſtalt[2]) u. a. an die mhd. Zeit, aber im übrigen ſind die Unterſchiede zwiſchen den Selbſtlauten der Gegenwart und der Vergangenheit aufgehoben worden: für lôste, hôrte, wânte, kuolte, racte, zurnte ſpricht man jetzt durchweg löſte, hörte u ſ. w., während die Lutheriſche Bibel wenigſtens noch satzte bietet (Franke § 244).

Überblicken wir noch einmal das ganze durchwanderte Gebiet, ſo finden wir, daß überall das Beſtreben zu vereinfachen ſichtbar iſt. Die Endungen des Hauptworts ſowohl wie des Zeitworts ſind ziemlich einheitlich geſtaltet, die Unterſchiede in einzelnen Beugungsfällen, Zeitformen u. ſ. w. möglichſt be-

1) Denn bei dieſer haben alle Perſonen den gleichen Vokal, in der 1. Klaſſe bei umlautbarem Selbſtlaut mit Umlaut: got. sandjan = ahd. sentan: ich ſende, du ſendeſt u. ſ. f., in den beiden andern ohne Umlaut: got. ahd. salbôn, got. haban = ahd. habên: ich ſalbe, du ſalbſt u. ſ. w., ich habe, du haſt u. ſ. w.

2) Von einem verloren gegangenen erboesen, erbôste, erbôst und von bestellen, bestalte, bestalt.

seitigt. So ist also die Formübertragung ein Sprachgesetz von durchgreifender Wichtigkeit geworden, und es läßt sich nicht leugnen, daß durch sie wieder größere Übersichtlichkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit in die durch die Tonwirkung und andere Einflüsse stark zersetzten Beugungsverhältnisse gebracht worden ist.[1])

1) Auch in den romanischen Sprachen hat die Anpassung eine riesige Macht entfaltet: so haben im Französischen die Wörter der 1. und 2. lateinischen Beugung, z. B. tabulae und amici, das Mehrheits-s der 3. erhalten (tables, amis), und im Italienischen ist umgekehrt z. B. aus homines nach viri: uomini geworden. Unter dem Einflusse von imbutus, solutus u. a. bildete man im Spätlatein Formen wie romputus (= ruptus), findutus (= fissus), tondutus (= tonsus), vidutus (= visus) u. a., aus denen dann im Französischen die Mittelwörter rompu, fendu, tondu, vu hervorgingen. Vgl. A. Darmsteter, La vie des mots. Paris 1887. S. 12.

Sie (die deutſche Sprache) iſt an mannigfalter Uranlage zu immer neuer und doch deutſcher Bildung reich. Klopſtock.

Wortbildung.[1])

118 Außer der Wortentlehnung und Bedeutungsübertragung (vgl. Nelke = Näglein) haben die einzelnen Völker hauptſächlich zwei Mittel benutzt, um Gegenſtände, die zuerſt in ihren Geſichts- und Gedankenkreis traten, zu benennen: ſie haben einerſeits Wörter aus bereits vorhandenen Stämmen abgeleitet und andererſeits mehrere Wortſtämme mit einander zuſammengeſetzt. Doch verfahren nicht alle in gleicher Weiſe. Die Romanen zeigen entſchieden große Vorliebe für die Ableitung gleich den Römern, deren Sprache ſie weiter gebildet haben. „Le procédé, qui a le plus enrichi le français c'est la dé-

1) Vgl. Grimm, Grammatik II, 405–985; Weinhold, mhd. Grammatik § 229—325; Th. Jacobi, Über die Bildung der Nomina in den germaniſchen Sprachen; Zeitteles, Neuhochdeutſche Wortbildung. Wien 1865; Paul, Principien der Sprachgeſchichte. 2. Aufl. Halle 1886, S. 274—298; K. v. Bahder, Die Verbalabſtrakte in den germaniſchen Sprachen. Halle 1880; F. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermaniſchen Dialekte. Halle 1886; L. Tobler, Über Wortzuſammenſetzung. Berlin 1868; F. Juſti, Über die Zuſammenſetzung der Nomina in den indogermaniſchen Sprachen. Göttingen 1861; K. Scheffler, Deutſche Wörter, undeutſche Endungen, Zeitſchrift des allgem. deutſchen Sprachvereins V, 8, Spalte 121 ff.; Trautmann, Der S-Unfug, Wiſſenſchaftl. Beiheft zur näml. Zeitſchrift I, S. 4—25; C. Michaelis, Romaniſche Wortſchöpfung; E. Heilbronn, Der Wortſchatz der ſogenannten 1. ſchleſiſchen Dichterſchule in Wortbildung und Wortzuſammenſetzung dargeſtellt. I: Wortbildung. Berlin 1890; R. Woſſidlo, Imperativiſche Wortbildungen im Niederdeutſchen. Waren 1890.

rivation“ (Lecoultre, Du génie de la langue française 1894 S. 16). Die Deutschen aber haben seit langer Zeit den Zusammensetzungen den Vorzug gegeben und darin geradezu Erstaunliches geleistet. Im Grimmschen Wörterbuche sind 510 Wörter verzeichnet, die mit Geist zusammengesetzt sind, 434 mit Mensch, 287 mit Liebe, 122 mit Gemüt; und daß damit der einschlägige Wortvorrat unserer Sprache noch lange nicht erschöpft ist, zeigt Gombert, der noch etwa 600 dort fehlende Zusammensetzungen mit Liebe nachweist.[1]) Welche andere Sprache der Welt könnte sich eines solchen Reichtums auf diesem Gebiete rühmen?[2])

Natürlich ist diese Verschiedenheit zwischen romanischer und deutscher Wortbildung tiefer begründet und durch die Unterschiede in der Volksart bedingt. Mit Recht haben verschiedene Sprachforscher seit Jakob Grimm darauf hingewiesen, daß einfache Ausdrücke mit größerer Kürze meist auch größere Bestimmtheit des wesentlichen Begriffsinhalts verbinden d. h. mehr verstandesmäßiger Auffassung entsprechen, zusammengesetzte aber dadurch, daß sie eine Vorstellung an die andere reihen, die Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit des Begriffs erhöhen, also der Einbildungskraft reichere Nahrung geben und das Gemüt mehr anregen.[3]) Wenn also jene für die Prosadarstellung im allgemeinen angemessener sind, so leisten diese der Dichtung die

1) Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Dresden 1887, S. 59; Gombert, Nomenclator amoris 1883. Bei Grimm sind etwa 250 mit all- zusammengesetzte Wörter verzeichnet, zu denen Hoffmann in den Preußischen Jahrbüchern 1894 S. 256 noch 32 aus Herder hinzufügt.

2) Hehn, Italien S. 226: „Daß den romanischen Sprachen die Kompositionsfähigkeit abgeht, die dem Deutschen in so hohem Maße inne wohnt, ist ein Vorwurf, der oft genug zu hören ist und in der That nicht unbegründet erscheint.“ Vgl. auch Dunger, Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins I, 1 Spalte 9 f.

3) Baumgarten in Schmids Encyklopädie II, 927 und J. Grimm, Deutsche Grammatik II, 963 erklären die Zusammensetzung für äußerlich schleppender und anmaßender und halten „den Überfluß abstrakter Kompositionsformeln auf Kosten untergegangener einfacher Wörter für einen Nachteil“.

wertvollsten Dienste. Und wer wüßte nicht, daß auf jenem Gebiete meist den Franzosen, auf diesem den Deutschen die Krone zuerkannt werden muß?

119 Im Grunde genommen freilich ist die Verschiedenheit beider Wortbildungsmittel nur in unserem Sprachgefühle, also nur scheinbar vorhanden. Verfolgt man die Entstehungsgeschichte der Wörter bis in die älteste Zeit zurück, so findet man, daß die Ableitung eigentlich nichts weiter als eine Zusammensetzung ist. Denn meist waren diese kleinen Anhängsel, mit deren Hilfe man in den indogermanischen Sprachen Wortstämme aus Wurzeln und später auch aus bereits geprägten Stämmen bildet, von Haus aus selbständige Wörter, wenn es auch mit den zu Gebote stehenden Mitteln nicht durchweg gelingt, die Bedeutung dieser Grundwörter festzustellen. Wie die Schmarotzerpflanzen eines lebenden Stammes bedürfen, um darein ihre Wurzeln zu senken, so haben die zarten Wesen sich gleichfalls an festere Gebilde angeschmiegt, ohne die sie meist nicht mehr zu leben vermögen. So ist aus den lateinischen Wortverbindungen lenta mente, forti mente schließlich frz. lentement, fortement hervorgegangen, und nach diesem Muster hat man nach und nach eine solche Masse ähnlicher Formen geschaffen, daß -ment im Französischen geradezu als Ableitungssilbe für Umstandswörter betrachtet werden konnte, um so mehr als das (lateinische) Hauptwort (mens =) ment nicht mehr daneben bestand, also die ursprüngliche Geltung und Bedeutung sich leichter verwischen konnte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Deutschen. Zwar sind in den Ausdrücken allerhand, mannigfach, mannigfalt, jederzeit, derart, mittlerweile, einigermaßen, einerseits, allerdings, einstmals (= eines mâles) die Ausgänge -hand, -fach, -falt u. s. w. noch ziemlich weit davon entfernt, zu bloßen Endungen herabgedrückt zu werden, eben weil der Zusammenhang mit den noch daneben bestehenden Hauptwörtern Hand, Fach, Falte u. s. f. nicht so leicht verwischt werden kann, aber schon bei haufenweise, pfundweise können wir einen Fortschritt nach dieser Richtung wahrnehmen, weil hier die beiden Bestandteile nicht bloß zusammengerückt, sondern auch des begleitenden Verhältnisworts verlustig

gegangen sind (= in Haufen Weise, d. h. nach Art eines Haufens vgl. mhd. in rëgenes wîs, regenartig); endlich bei den Bildungen auf -lich, -bar, -haft, -sam; -heit, -tum, -schaft, -rich ist der Vorgang abgeschlossen. Denn da hier keine gleichlautenden selbständigen Wörter mehr daneben bestehen, sind diese einsilbigen Gebilde so weit entwertet, daß wir in ihnen jetzt nur Ableitungsendungen sehen. Das Sprachgefühl hat jeglichen Anhalt verloren, etwas anderes dabei zu empfinden.

Forschen wir nun nach der Herkunft dieser Wörtchen, so 120
ergiebt sich folgendes: -lich = got. leiks enthält den alten germanischen Stamm lîka, Körper, den wir noch in Leichdorn (Dorn im Körper), Leiche (corpus) und gleich (got. galeiks, von demselben Körper) vorfinden.[1]) Setzte man nun diesen z. B. mit kind zusammen, so erhielt man ein Wort (ahd. chindlîh), das zunächst Kindeskörper bedeutete, dann aber durch Übertragung nach Art von Blaustrumpf, Gelbschnabel den Sinn „Kindesgestalt habend" annahm, woraus die jetzige Bedeutung hervorgegangen ist. Weil nun das Wort -lîka sehr häufig in ähnlicher Weise mit einem anderen Hauptworte verschmolzen wurde, verblich der ursprüngliche Inhalt schließlich derartig, daß es allgemein zur Bildung von Eigenschafts- und Umstandswörtern verwendet werden konnte. Ähnlich steht es mit -bar = mhd. -baere = ahd. -bâri, das aus dem Zeitwort bern[2]) (= lat. ferre), tragen gebildet ist. Demnach heißt frucht-bar und ehr-bar eigentlich Frucht tragend, Ehre bringend, ebenso wie salu-ber = salut(em) -ferens Heil bringend. Für -haft besteht eine doppelte Erklärung; die einen halten es für die dem lat. captus[3]) entsprechende Form und erklären daher got. auda-hafts behaftet mit Glück, die andern sehen darin eine

1) Das î ist in diesen Wörtern zu ei zerdehnt worden wie in mîn (mein), während es in der tieftonigen Endung (kind-lich) einfach verkürzt wurde.

2) Desselben Stammes sind gebären, Gebärde, Bahre, Börde, Bürde.

3) Das dazu gehörige Hauptwort ist Haft = ahd. haft und hafta, Gefangenschaft.

Ableitung von der Wurzel hab, haben, mit der Bedeutung „habend", deuten also schmerzhaft: Schmerz habend. Die Bedeutung läßt diese Annahme als glaubwürdiger erscheinen. Sam in sittsam ist wohl verwandt mit ὁμός, ὁμοῖος, gleich und an. soemr, passend und schon im got. lustusams belegt; es läßt sich daher wohl übersetzen „gleich wie die Sitte, der Sitte gemäß". Das Grundwort von -heit liegt im got. haidus, Eigenschaft vor, das von -tum im ahd. tuom, Stand, Zustand, Verhältnis, -rich entspricht dem got. reiks = lat. rex, König. Demnach bezeichnet Schönheit von Haus aus „schöne Eigenschaft", Königtum den Stand eines Königs, Wegerich, Fähnrich den Beherrscher der Wege (vgl. Waldmeister) und der Fahne. Endlich -schaft ist verwandt mit einem alten Stamme skapi in der Bedeutung „Art und Weise", sodaß Freundschaft zu erklären ist nach Art der Freunde.[1])

121 Wir sehen also, daß sich diese Ableitungssilben erst während des Sonderlebens der germanischen, ja zum Teil sogar der deutschen Sprache herausgebildet haben, d. h. verhältnismäßig junge Schöpfungen sind. Sobald wir weiter rückwärts schreiten, verlieren wir den sicheren Boden unter den Füßen und sind meist auf bloße Vermutungen angewiesen. Wohl giebt es verschiedene Anhängsel, die wir in anderen Sprachen wiederfinden z. B. griech. -ter(o) = lat. -ter(o) in sinister = deutsch -der in vor-der, wohl kennen wir auch die Gebrauchsweise und wissen, daß -ung (= Grundf. -ungâ, weiblich) gewöhnlich das Ergebnis einer Handlung oder diese selbst ausdrückt, -ung (Grundf. -unga, männlich) und -ing (Nibelung, Edeling) vielfach die Abstammung, -el (Grundf. -ala, -ila) das Mittel (Flügel, Schlüssel), -er (Grundf. -ari und -âri)[2]) die thätige Person (Färber, Schreiber),

1) Vgl. ahd. fiantscaf, an. fjandskapr, ags. freondscipe und ahd. fiantscaft: Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 166. Hierher gehört auch -mal = ahd. mâl, Zeitpunkt: dreimal = ahd. ze drin mâlen, einmal = ahd. z' einemo mâle.

2) Allerdings ist diese Endung vielfach beeinflußt von den lateinischen nomina agentis auf -ârius, ja Sütterlin, Nomina agentis im Germanischen, Straßburg 1887, S. 77, glaubt sogar, sie sei

-en den Stoff (eichen), -ig das Versehensein, Behaftetsein mit etwas (steinig, hungrig), -isch die Abstammung und Eigentümlichkeit (jüdisch, läppisch von mhd. lappe, Laffe, also gleich einem Laffen), -ern bei Zeitwörtern die Wiederholung und Verstärkung (zögern = hin und her ziehen), -eln die Verkleinerung (säuseln von sausen) bezeichnen. Was aber diese Ableitungssilben als selbständige Wörter einst bedeutet haben, ist meist schwer zu ergründen. Dazu kommt, daß sie nicht selten im Laufe der Zeit entstellt worden sind. Namentlich ist bisweilen ein Schlußlaut des Wortstamms, an den die Endungen besonders häufig angefügt wurden, so fest mit diesen verwachsen, daß er sich nicht mehr davon trennen läßt. So erklärt sich das n der Endung -niss daraus, daß -ass, -iss (z. B. in got. ufar-assus, Übermaß) besonders oft bei Wörtern mit dem Stammauslaut n (vgl. got. ibnassus von ibns, eben und ahd. farloran-issa, Verlorenheit) auftrat, diese aber ganz den Eindruck machten, als ob sie mit -nassus oder -nissa gebildet wären. Ebenso hat die aus -ing entwickelte Nebenform -ling in Frühling, Fremdling, Häuptling ihren Ausgang von Wörtern wie edil-ing, der Edle (zu ahd. edili oder adal) genommen[1]), ferner -ner neben -er in Schuldner (schon ahd. sculdinâri), Harf-ner, Rent-ner, Huf-ner von Wörtern wie Gärtn-er, Schrein-er (zu Garten, Schrein); auch das n von -ungâ bringt man mit dem Auslaut von n-Stämmen in Ver-

geradezu daraus erwachsen und von ahd. Bildungen wie mulinâri = molinarius, notâri = notarius ausgegangen. Vgl. auch Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 8—11.

1) So stehen neben einander mhd. engerinc und engerlinc = ahd. engirinc als Ableitung von angar, Engerling. Ähnlich ist die Endung -ern bei Stoffbezeichnungen wie steinern, hölzern an r-Stämmen erwachsen. îserîn erklärt sich leicht aus îser, Eisen, und nach diesem Muster schuf man hulzerîn neben hülzîn u. a. Ähnliche Vorgänge sind auch in andern Sprachen zu beobachten z. B. im Latein, wo aus -trum unter Einwirkung von Wörtern wie claustrum (= claud-trum) die Endung -strum entstand, die nun bei monstrum, lustrum (von monere, luere) verwendet wurde, und wo aus -nus von Wörtern wie Romanus (von Roma) der Ausgang -anus hervorging, der auch auf andere als a-Stämme (urbanus, mundanus) übertragen wurde.

bindung, an die sich ka = german. ga ansetzte (Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 55); endlich -keit hat als Ableger von -heit sich an Eigenschaftswörtern wie einec, einig, schuldec, schuldig, herausgebildet: einec-heit, schuldec-heit. Da bei der Aussprache c und h zusammenflossen und wie k mit nachstürzendem Hauchlaute gesprochen wurden, so glaubte man schließlich in dieser Form eine berechtigte Ableitungssilbe vor sich zu haben, die auch beibehalten wurde, als die mhd. Endung -ec, -ic die Form = ig erhielt. Daß in Einigkeit, Schuldigkeit u. a. der ursprüngliche einfache k-Laut auf diese Weise doppelt geschrieben und gesprochen wurde, tritt jetzt kaum noch ins Bewußtsein. Ging man doch schließlich so weit, die Silbe -keit selbst da zur Bildung abgezogener Begriffe zu verwenden, wo gar keine entsprechenden Eigenschaftswörter vorlagen, also Furchtsamkeit und Furchtlosigkeit zu sagen, obwohl es nie furchtsamig und furchtlosig gegeben hat.

122 So erwuchsen nach und nach neue Ableitungsendungen, die vielfach die alten ganz oder teilweise verdrängten. Denn auch hier schwankt der Sprachgebrauch in den verschiedenen Zeiträumen, Gegenden und Gebieten des Schrifttums.[1]) Als die ältesten germanischen Abstraktbildungen sind die auf -i (got. wêns, ahd. wân, Wahn, ferner Sprung, Flug u. a.) und -ti (ahd. bluot, gluot, nât) aufzufassen, die aber schon lange nicht mehr lebensfähig zu Neuschöpfungen gewesen sind. In dem auf uns gekommenen Sprachschatze der got. Bibel des Ulfilas, der sich auf etwa 2300 Wörter beläuft, tritt bei abgezogenen Begriffen die Endung -ei(n) am häufigsten auf (über 90 mal), auch im ahd. und mhd. ist sie in der Form -î und -e (mhd. diu schoene, staete, kerge, wilde, vinster = Schönheit, Stätigkeit, Kargheit, Wildheit, Finsternis) noch ziemlich häufig, allmählich aber haben ihr -ung, -heit und -niss den Vorrang streitig

1) Ebenso ist es in anderen Sprachen: von den lateinischen Endungen für abgezogene Begriffe ist -itia besonders in Italien (-ezza), -ura besonders in Spanien und -tas besonders in Frankreich (-té z. B. charité = caritas) beliebt. Vgl. Archiv für lateinische Lexikographie VIII, S. 336.

gemacht. Im got. kommt -ung gar nicht, -niss selten[1]), -heit nur als Hauptwort (haidus) vor. Bei den mhd. Dichtern ist von diesen dreien -heit am stärksten vertreten, -niss war damals besonders im md. Sprachgebiete beliebt und nahm im 14. und 15. Jahrh. im Gebrauche der theologischen und philosophischen Schriftsteller sehr überhand, wurde dagegen von Gottfried v. Straßburg und im Nibelungenliede gemieden, jetzt ist es am Niederrhein außerordentlich beliebt, sodaß wir z. B. bei Heine Begabnis, Beglaubnis, Beklagnis, Erschaffnis, Störnis, Quälnis u. a. finden. (Vgl. Zollgenz, Düsseldorfer Programm 1893.) Für die Endung -de (Grundform -idâ) zählt Weinhold in seiner mhd. Grammatik (§ 245) 82 Beispiele auf; davon sind jetzt schriftdeutsch nur noch 4 gebräuchlich: Gebärde, Gemeinde, Beschwerde, Zierde; Gefährde ist noch aus gefährden und sonder Fährde zu erschließen, andere wie lengede, wermde, tiurde für nhd. Länge, Wärme, Teuerkeit sind wenigstens noch mundartlich erhalten. Ferner sind die Verkleinerungsendungen -el (in Ärmel von Arm wie Leibchen von Leib; Schwertel = gladiolus, Knöchel von Knochen) und -în (in Füllen, Schwein, magedîn) durch die zusammengesetzten -lein = l + în und -chen = k + în (Mägdlein, Mädchen) fast gänzlich aus dem lebendigen Gebrauche verdrängt worden. Die stärkste Einbuße aber haben die Wortbildungsmittel erfahren, die keine Silbe für sich ausmachen und daher nicht mehr als selbständig empfunden werden. Einstmals wurden z. B. ziemlich viele Hauptwörter mit t und d geformt: so Flucht (fliehen), Schlacht (schlagen), Gift (geben), Kunst (können), Jagd (jagen); jetzt ist diese Möglichkeit so gut wie ganz geschwunden; und wenn s im nhd. noch gebraucht wird, um Umstandswörter zu bilden wie vollends, durchgehends, zusehends,

1) Bei Ulfilas -nassus etwa in 12 Wörtern. Von bedeutungsverwandten Wörtern auf -e verwendet Luther noch: die Gleiche, Trockene, Schöne, Wenige, Darbe (= Mangel); in neuerer Zeit begegnen wir ihnen besonders bei Dichtern. Über das Zurückweichen von -î vor -unga schon im ahd. vgl. Braune, ahd. Grammatik S. 168; v. Bahder Verbalabstrakta S. 89 ff.

unversehens, so ist das nicht eigentlich Ableitungssilbe, sondern Genitivzeichen (vgl. flugs von Flug).

123 Auch die deutschen **Mundarten** haben ihre Besonderheiten. Sammelnamen auf -ch (ahd. -ahi in eichahi, Eichicht, rôrahi, Röhricht), Bezeichnungen des Mittels auf -l (ahd. -il in zugil, Zügel, gurtil, Gürtel) und Eigenschaftswörter auf -haft (ahd. sigihaft, siegreich, êrhaft, züchtig) sind im ndd. Sprachgebiete selten oder (-haft) so gut wie nicht vorhanden. Als Verkleinerungsendung ist im Norden -ken (-ke, vgl. Reineke von Reinhard), im Süden -lein stärker verbreitet. Niederdeutsch sind die Liebkosungsformen auf -ing[1]) (Watting, Mutting), oberdeutsch, bes. alemannisch, die auf -i (Atti, Büebi). Auch im Gebiete der Eigennamen weichen Nord und Süd stark von einander ab; dort wurden die Koseformen meist auf -iko, hier auf -izo gebildet. Unter den von Dietrich abgeleiteten Namen sind Tieck, Tiedge[2]) u. a. eigentlich im Norden, Diez im Süden zu Hause. Im deutschen Oberlande begegnet man zahlreichen Personennamen auf -ing (Henning, Grüning), im Niederlande solchen auf -s (Ebers = Ebers [Sohn]) oder -sen = son (Jansen = Jahns Sohn). In Dänemark giebt es fast gar keine andern heimischen Familiennamen: im Kopenhagener Einwohnerverzeichnis des Jahres 1892 füllt der Name Hansen mehr als 34 Spalten, Petersen 32 (Pedersen 4), Jansen 30, Andresen 16, Rasmussen (= Erasmussohn) 12. Im Norden sind die Ortsnamen auf -hude, -büttel, -brink, -flath, -kuhl, im Süden die auf -ingen (schwäbisch), -ing (bayrisch), -wang, -weil, -weiler, -stetten heimatsberechtigt. Mitteldeutschland schlägt, wie überall, auch hier den Mittelweg ein. Die md. Schriftsteller des 12. und 13. Jahrh. ziehen von den beiden genannten Verkleinerungsformen -lîn (-le) vor, doch ist -lchen (vogelgin, Vögelchen) seit dem 13. Jahrh. in Mitteldeutschland nicht selten und -chen

1) Wie bei -ing, berühren sich auch sonst Kosenamen mit Verkleinerungsworten (engl. gosling, Gänschen) und Abstammungsformen (ahd. Cherlingâ, Karlinge).

2) Die bekannten Dichter dieses Namens sind der eine in Berlin, der andere in Gardelegen geboren.

in allen md. Landschaften seit dem 14. Jahrh. verbreitet. Indes hat z. B. in Schlesien -lein als -le wieder die Oberhand gewonnen. Auch Luther schwankt. Im allgemeinen bevorzugt er in seiner Bibelübersetzung -lein (Scherflein, Kämmerlein), aber es finden sich in seinen Schriften daneben Formen wie Lenichen, Hänsichen, Sönichen, Kaninichen. In der besonders auf md. Sprachgebrauch beruhenden nhd. Schriftsprache ist es üblich geworden, -lein mehr in der Dichtung (Vöglein, Blümlein), -chen mehr in der ungebundenen Rede (Schriftchen, Lämpchen) zu verwenden.

Bisweilen haben die einzelnen Endungen ihr eigentliches 124
Gebiet überschritten und sind in den Wirkungskreis anderer eingedrungen. So ist -bar seiner Grundbedeutung nach nur bei Hauptwörtern berechtigt, z. B. wunderbar = Wunder bringend. Erst als das Bewußtsein des ursprünglichen Sinnes von -bar geschwunden war, konnte man es auch an Stämme von Zeitwörtern fügen und die Wörter tragbar, anfechtbar, kundbar bilden. Die gleiche Beobachtung machen wir bei anderen Endungen. So sind rührig, ausfindig, freigebig; mürrisch, neckisch, wetterwendisch; empfindlich, erträglich, unbeschreiblich; empfindsam, folgsam, lenksam; naschhaft, bettelhaft, schwatzhaft; Helfer, Berater, Trinker sämtlich von Zeitwörtern gebildet, rührig von rühren u. s. f., während die Wortausgänge -ig, -isch, -lich, -sam, -haft, -er eigentlich nur bei Ableitung von Haupt- und Eigenschaftswörtern am Platze waren: sonnig, diebisch, höflich, ehrsam, tugendhaft, Förster. Während ferner im mhd. die Wörter billig, völlig, unzählig und adlig die Endung -lich hatten (billîche u. s. w.), hat man ihnen jetzt nach dem Muster von selig, gleichschenklig u. a., deren Stamm auf ein l- endigt, den Wortausgang -ig gegeben. Teppich ist nach Fittich u. a. aus Teppit (vgl. Tapete), nackend nach Mittelwörtern wie packend aus nacket (nackt), seltsam nach tugendsam u. a. aus seltsaene (= selten gesehen) umgestaltet worden.

Auch läßt sich die Beobachtung machen, daß bedeutungsverwandte Wörter es lieben, sich im Auslaute einander anzugleichen. Wie schon in alter Zeit die Wörter Sommer und Winter, gelb und falb (ahd. gëlo und falo) übereinstimmend

gestaltet worden sind, so ist später Hinde (ahd. hinta) nach Hündin, Löwin u. a. zu Hindin, Senne und Einsiedel (ahd. senno und einsidilo) nach Maler, Fleischer u. a. zu Senner und Einsiedler geworden.

Zu den heimischen Wortbildungsmitteln gesellten sich im Laufe der Zeit noch **Eindringlinge aus der Fremde**, die infolge ihres häufigen Vorkommens großenteils fast Heimatsrecht erworben haben.[1]) Nur die undeutsche Betonung verrät in der Regel noch die fremde Abkunft. Zunächst gilt dies von -lei = afrz. ley (Art und Weise) in Verbindungen wie allerlei, vielerlei = allerhand u. s. w., dann von -ei = frz. -ie = lat. -ia in Fischerei, Jägerei, das aus Fremdwörtern wie Partei (Partie), Melodei (Melodie) übernommen ist und seit dem 12. Jahrh. unter dem Einflusse des französischen Schrifttums an Boden gewinnt (mhd. jagerîe. ketzerîe, kamerîe u. a.), besonders zahlreich aber in den kölnischen Schriften des 14. und 15. Jahrh. auftritt. Andere Zwitterbildungen der Art sind Wörter auf -ieren (= frz. -ier) wie hausieren, schattieren, buchstabieren, grundieren, halbieren, stolzieren, drangsalieren; -ier (Paukier, Wichsier, Kneipier), -ös (= frz. -eux) wie staatiös, pechös, -age (= frz. -age) in Stellage, Takelage, -iade in Hanswurstiade, Offenbachiade, Münchhausiade, -ant in Bummelant; -ist in Hornist, Flötist, Blumist, -ismus in Berlinismus, Baunscheidtismus, -icos in burschikos, -icus in Pfiffikus, Luftikus,

1) Whitney, The Life and Growth of Language. 5. Aufl. S. 131: „Kommt eine bestimmte Ableitungsendung, sei sie auch noch so sehr auf einen bloß formativen Wert herabgesunken, einmal in einer hinreichenden Anzahl von Formen vor, um im Gefühl der Sprechenden mit einem bestimmten Bedeutungswandel verknüpft zu werden, so wird sie weiter gebraucht, wenn das Bedürfnis einen solchen auszudrücken eintritt. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie ein Element fremden Ursprungs in eine Sprache hineinkommen und durch langsame Ausdehnung schließlich sich seinen Weg bis zu solcher Anwendung bahnen kann, bietet sich in (englisch) -ize und -ism und -ist, die griechischen Ursprungs und durch Vermittelung des Französischen in England eingeführt sind.“ So dringt auch um 1200 das an. leikr mit skandinavischen Lehnwörtern ins Englische und wird in der Folge zur Bildung abgezogener Begriffe verwendet.

-aner in Lutheraner, Wagnerianer, -at in Hanseat, -enser in Jenenser, Hallenser, -al in Futteral, Lappalien, -ium in Sammelsurium von ndd. sammelsûr (wohl „saures" Gericht aus „gesammelten" Fleischresten): Wörter, die ein untrügliches Zeugnis von dem großen Einflusse ablegen, den einerseits des Französische im Zeitalter der Kreuzzüge und Ludwigs XIV., andererseits das Latein und Griechische seit der Wiedergeburt des klassischen Altertums auf unsere Sprache ausgeübt haben.[1])

Neben der Wortableitung steht die Zusammensetzung. 126
Auch sie hat sich erst allmählich entwickelt und verschiedene Stufen der Ausbildung durchlaufen: Zunächst wurden die Wörter bloß neben einander gestellt, dann fester zusammengerückt, endlich innig mit einander verschmolzen. Ziemlich lose sind die Wörter hochfliegend, gutgehend, hohnlachend, wutschnaubend an einander gereiht; ebenso standhalten, stattfinden, wahrnehmen; wertschätzen, hochhalten, freigeben; denn hier stellt fast nur der gemeinschaftliche Ton auf der ersten Silbe die engere Verknüpfung her. Inniger ist das Band, wenn das erste Wort eine Beugungsendung zeigt wie bei Adelsstolz, Königskerze, Frankenland (ahd. Franchônolant, Land der Franken), Kinderschuhe, Ländertausch, Nibelungenlied, wobei man sich daran erinnert, daß im mhd. der Wesfall zwischen Geschlechts- und Hauptwort gestellt werden kann, z. B. daz Nibelunge liet (das Lied von den Nibelungen); ebenso innig, wenn das Eigenschaftswort ohne Beugungsendung die gleiche Stellung einnimmt, z. B. der Alt-meister, Gelbschnabel, Rot-wein, die Jung-frau (vgl. die junge Frau), Oberhand, das Tief-land, Wild-schwein. Das festeste Band entsteht aber dann, wenn das erste Wort in der Stammform auftritt. Mühlgasse, Erdbeere, Kirchspiel, Elbbrücke, Fechtmeister, Schwimmlehrer erscheinen nach unserem Sprachgefühle enger verbunden als Mühlendamm, Erdenrund, Kirchenbuch, Muldenbrücke, Maurermeister, Kinderlehrer; in einigen Fällen wird sogar ein Unter-

1) Im mittelfränk. und mittelniederl. treffen wir seit dem 11. Jahrh. eine weibliche -s-bildung an, die nach J. Grimm auf roman.-lateinisch -issa zurückgeht z. B. andfränk. becchersa, Bäckerin, mndl. meesterse, Meisterin vgl. duchesse, princesse.

schied zwischen beiden Arten der Zusammensetzung gemacht: Landmann und Wassernot bezeichnen etwas anderes als Landsmann und Wassersnot. Zuweilen sind wir auch noch in der Lage, die Zeit zu bestimmen, in der die einzelnen Wörter inniger verschmolzen, so bei Deutschland: mhd. hieß es noch allgemein daz tiusche lant oder in der Mehrheit diu tiuschen lant; seit dem 15. Jahrh. wurde es üblich, die Zusammensetzung Deutschland zu gebrauchen, seit dem 17. Jahrh. ist diese im Gebrauch allgemein durchgedrungen.[1])

War es in den bisher erörterten Fällen leicht, die beiden Bestandteile des zusammengesetzten Wortes von einander zu scheiden, so fällt es schon schwerer, wenn Laute verändert worden sind. Durch Angleichung des Auslauts vom ersten Worte an den Anlaut des folgenden ist aus Hochfahrt Hoffahrt, aus Hindbeere Himbeere, aus Hohenburg Homburg geworden, durch Entfernung des Selbstlautes in den Vorsilben be-, ge- und ver- entstanden bange (be + ange, enge), bleiben (be + leiben), Gnade (Genade), Gleis (ge + leis), Glaube[2]) (ge + laube), Gunst (ge + unst), fressen (= ver + essen), eine Erscheinung, die, wenigstens bei den erstgenannten Wörtern, wohl auf oberdeutschen Ursprung zurückzuführen und noch heutiges Tags in Bayern sehr beliebt ist. Ebenso wird die Erkenntnis der Zusammensetzung erschwert, wenn der zweite Bestandteil unter Einwirkung des Hochtons der ersten Silbe lautlich beeinträchtigt ist. Denn wie wenige sehen es den Wörtern Zwilch, Drilch (dem lat. bilex, trilex nachgebildet), Junker

1) Doch braucht Herder noch den Wemfall „Deutschlande", hebt also das Wort aus dem Kreise der Eigennamen im engern Sinne heraus und denkt sich Land noch als besondern Begriff, wie wir noch jetzt vom Rheinlande, Voigtlande, Osterlande, aber nicht mehr vom Rußlande, Schottlande, Irlande, Hollande sprechen.

2) Vgl. auch Glied, Glück, gleich; ebenso sind nicht und niemand aus ni + eo + wiht und ni + eo + man hervorgegangen = nie etwas, nie ein Mann. Andere Beispiele bei Kremer in Paul und Braunes Beiträgen VIII, 377 und bei Wilmanns, Deutsche Grammatik § 330.

(= mhd. junchêrre), Binſe (bi + naz, bei dem Naſſen), heuer (= hiu jâru, in dieſem Jahre), heute (= hiu tagu, an dieſem Tage, vgl. heint = ahd. hînaht), Kiefer (= Kienföhre), Welt (= wëralt, Menſchenalter), elf (= ein-lif), Samt (= ἑξάμιτος), Arzt (= archiater) an, daß ſie zuſammengeſetzt ſind?

Auch über die deutſche oder fremde Herkunft der beiden 127
Beſtandteile giebt ſich die große Maſſe gewöhnlich keinen Aufſchluß und iſt ſich kaum der Thatſache bewußt, daß in unſerer Sprache eine ganze Reihe von Zwitterbildungen vorhanden iſt, die entweder ganz deutſches Gepräge angenommen haben oder nur noch am fremden Tone die ausländiſche Abkunft des einen Teils erkennen laſſen. Zu jenen gehören Schuſter (Schuh + sutaere = lat. sutor), Zentgraf (centum + Graf), Erzſchelm (= archi + Schelm), Friedrichsdor (-d'or), zu dieſen Apfelſine = Apfel von China (de Sine). Weſentlich anders liegt die Sache bei Turteltaube, Flaumfeder, Maultier, Lorbeer, Gallapfel, in denen der zweite Teil nur zur Erläuterung des im erſten enthaltenen Fremdworts turtur, pluma, mulus, laurus und galla hinzugefügt iſt. Aber dieſer verdeutlichende Zuſatz iſt auch bei gut deutſchen Wörtern, deren Sinn nicht mehr klar erkennbar war oder bei denen man Verwechſelung befürchtete, angetreten: ſo bei Femgericht (mhd. vëme), Sennhirt (ahd. senno), Maſtbaum, Lurleifelſen (lei = Fels), Salweide (ahd. salaha).

Ergiebt ſich ſchon daraus eine gewiſſe Vorliebe unſerer 128
Sprache für zuſammengeſetzte Wörter, ſo noch mehr aus dem Umſtande, daß nicht wenige einfache Ausdrücke früherer Zeit zuſammengeſetzten haben weichen müſſen (für glîme, trense, biler, gran ſagen wir jetzt Johanniswürmchen, Kornblume, Zahnfleiſch, Schnurrbart) und daß man bei Neubildungen, mochte man nun Ausdrücke fremder Sprachen überſetzen wie saeculum durch Jahrhundert oder Namen für neue Erfindungen und Erſcheinungen ſchaffen wie Windmühle, Eiſenbahn, Fernrohr, Meerſchweinchen, gern zu Zuſammenſetzungen griff. Sind doch ſogar mhd. Bezeichnungen wie geburtlîcher tac (= Geburtstag),

meiescher tou (= Maientau), ohsenaere (= Ochsenhirt), büechel (= Buchnuß), eichach (= Eichenwald, vgl. Eichicht) jetzt dementsprechend umgestaltet worden![1])

129 Dabei sind bisweilen auch Unregelmäßigkeiten mit untergelaufen. Sehen wir uns das oben erwähnte Wort Geburtstag etwas genauer an, so finden wir einen späteren Eindringling in dem s. Man spricht mit Recht von einem Kindesalter, Tagesgestirn, Mannesmut, weil man richtig sagt: das Alter des Kindes, das Gestirn des Tages, der Mut des Mannes; aber bei weiblichen Wörtern hat das s im Wesfalle nichts zu suchen (Tag der Geburt). Wenn es jetzt gleichwohl in gewaltigem Umfange bei weiblichen Stämmen auftritt, so beruht dies hauptsächlich auf Formübertragung von Wörtern wie Vaterlandsliebe, Friedensschluß, Lobeserhebung u. a. Möglich ist, daß auch Wörter mit Doppelgeschlecht wie Armut (einst des Armuts neben der Armut) und lateinische Wesfälle auf -is wie universitatis, religionis (Universitätsbuchhandlung, Religionsunterricht) diesen Sprachgebrauch begünstigt haben. Ausgegangen aber ist er, wie durch die eingehenden Untersuchungen Trautmanns[2]) festgestellt worden ist, vom Nordwesten, wo er schon in mittelniederdeutscher Zeit ziemlich weit verbreitet ist. Wie uns aus dortiger Gegend das von Flandern übernommene französische Mehrheits-s in Kerls, Mädels, Uhus, Kolibris, Eskimos zugekommen ist, so hat man dort auch mit dem s der Wortfuge den Anfang gemacht und diesen Laut zuerst an weibliche Hauptwörter angehängt (z. B. Freiheitsstrafe, Hoffnungsstrahl, Liebesdienst, Hilfslehrer). In Mitteldeutschland war dies s noch zu Luthers Zeit nur in mäßigem Umfange eingedrungen. Denn Luther kennt noch keine -heits, -schafts, -ungs, -ions und -taets, braucht -s- so gut wie gar nicht bei weiblichen Wörtern und selten bei männlichen wie Donnerskind (Franke, Grundzüge § 147). Doch nahm es besonders im 17. Jahrh.

1) Luther schrieb bis 1528 edele Stein und bis 1534 erste Geburt, dann Edelstein und Erstgeburt.

2) Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins I, S. 4 ff., III, S. 130 ff. Vgl. auch II, 87 ff., IV, 188 ff.

stark überhand und hatte im Zeitalter Goethes so mächtig um sich gegriffen, daß dieser 1827 schreiben konnte: „Befrei uns, Gott, von s und ung, wir können sie entbehren!" Am meisten hat sich noch Oberdeutschland von „der s-Seuche" frei gehalten. Zwar verwendet schon Hugo v. Montfort († 1423) dieses Wortbildungsmittel, aber an Ausdehnung seines Gebrauchs sind Mundarten[1]) und Schriftsteller[2]) des Südens immer hinter denen des Nordens zurückgeblieben, es müßte denn sein, daß sie wie Schiller lange in Mitteldeutschland gelebt haben. Wenn freilich Goethe an der angeführten Stelle hinzufügt: „Doch wollen wir durch Musterung nicht uns noch andre scheren", so zeigt er die deutsche Gleichgiltigkeit in sprachlichen Dingen, der wir es vor allem zuzuschreiben haben, daß jetzt dieses verbindende s wie Schlingpflanzen und wucherndes Unkraut den ganzen Boden unserer Zusammensetzung überzieht und darum von Trautmann als „überflüssig, unfolgerichtig, übellautend und fehlerhaft" bekämpft wird.

Anderer Art ist die Unregelmäßigkeit der Zusammensetzung bei den Hauptwörtern Eßlust, Schreibfeder, Warteſaal, Trinkgelage. In ihnen enthält der erste Bestandteil den Stamm eines Zeitworts, der sich wohl so erklärt, daß man in Gebilden wie Spielmann, Bethaus, Fasttag, in denen thatsächlich die Hauptwörter ahd. spil, beta, fasta vorlagen, die Stämme der entsprechenden Zeitwörter erblickte und nun unter dieser Voraussetzung solche zu neuen Wortbildungen gebrauchte.[3])

Noch haben wir ein wenig über die Bedeutung der zu- 130
sammengesetzten Wörter zu sagen. Darnach zerfallen sie in drei Gruppen: Entweder wird das eine Wort, ohne seinen Sinn zu ändern, vom andern näher bestimmt (durch eine Beifügung bei

1) Schmeller verzeichnet im „Bairischen Wörterbuch" selbst bei den männlichen und sächlichen Wörtern Himmel, Engel, Schiff, Schaf, Amt kein einziges s-Gefüge.

2) Über den Gebrauch Vischers, Scheffels und Scherrs vgl. Trautmann a. a. O. III S. 132 f.

3) Solche Bildungen treten schon ziemlich früh auf z. B. mhd. **suochhunt, leitesterne, wallestap.**

Langeweile, Edelmann, durch ein Objekt bei teilnehmen, wahrsagen, Ratgeber, Herzog [4. Fall], königstreu, Christlieb [3. Fall], Gottesfurcht, Landsknecht [2. Fall]), oder das ganze erhält eine neue, übertragene Bedeutung (Langfinger nicht = langer Finger, sondern ein Mensch, der lange Finger macht, Leichtfuß, Dickkopf, Rotschwanz), oder endlich werden beide Teile wie durch „und" verbunden gedacht (z. B. Schleswig-Holstein, taubstumm, schwarzweißrot, vierzehn neben zweiundzwanzig).

So finden wir denn im Bereiche der Wortbildung eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Abwechselung, Fülle und Kraft in unserer Muttersprache, eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, wie sie uns sonst nur im Altgriechischen begegnet. Von diesem hat daher das Deutsche auch viel Anregung erfahren. Nach griechischem Muster formt Voß in seiner Homerübersetzung Wörter wie ferntreffend, schöngeharnischt[1]); angehaucht von der beseelenden Kraft griechischen Geistes spricht Goethe von feuchtverklärtem Blau, Schiller von säulengetragenen Dächern, wagt Klopstock Bildungen wie donnergesplitterte Wälder und himmelsteigender Staub und Heinrich v. Kleist mähnenumflossen, erzgekeilt, waldgekrönt. Hat daher wohl mancher Dichter den Griechen das Geheimnis abgelauscht, wie man neue Wortgebilde klang- und sinnvoll prägen kann, so kam ihm doch die deutsche Sprache mit ihrer Gefügigkeit und gelenkigen Art auf halbem Wege entgegen: nur eine biegsame Gerte läßt sich zum Reifen verwenden, nur flüssiges Metall fügt sich den Händen der Sprachbildner zu neuen, schönen Formen! Wem anders also als der deutschen Sprache gebührt der Dank dafür, daß unser Volk die besten Übersetzungen der Welt besitzt, daß „keine Blume, die mit frischem Glanze der Menschheit aufging, in seinem Kranze fehlt"?

1) Nach Herbst, Johann Heinrich Voß, Bd. II, S. 84 f. bildet Voß schon in seiner ersten Odyssee 1781 etwa 80 solche neue zusammengesetzte Wörter.

Verpflanz auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort.
Uhland.

Fremdwörter.[1])

Mit Recht nennt man Deutschland das Herz Europas. 131
In dessen Mitte gelegen, ist es von alters her das Bindeglied zwischen Süd und Nord, West und Ost gewesen. Oft heiß umstritten und bekämpft, hat es gar manchen Feind an seinen Grenzen, auf seinen Fluren gesehen. Einigen gelang es auch, von der Wanderlust unserer Ahnen dauernden Nutzen zu ziehen und sich in ihrem Lande häuslich niederzulassen: so haben sich die Slaven zur Zeit der Völkerwanderung in den Gebieten östlich von Elbe und Saale festgesetzt und in den Ortsnamen, Sitten und Gebräuchen der besiedelten Landschaften ein dauerndes Andenken hinterlassen. Doch wichtiger als die Einwirkung von dieser Seite wurde für Deutschland der Einfluß, den die Handelsbeziehungen und die überlegene Gesittung südlicher Völker ausübten. Was Griechenland den Römern war, wurde Rom den Galliern und Germanen. Italische Kaufherren und römische

1) Vgl. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. 1887. S. 119—222; P. Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter. 1887; Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. 1887; A. Johannson, Die Fremdwörterfrage im nhd. Indogerman. Forschungen Bd. I. 1892; Kuttner, Für und wider die Fremdwörter. 1884; J. H. Campe, Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. Braunschweig 1794. Einschlägige Schriften von Bliedner, Cremer, O. Dehnicke, K. Franke Gildemeister, H. Grimm, Heinze, Jansen, A. Koch, Logander, Mertens, Pölzl, Rümelin, Saalfeld, Sarrazin u. a., sowie vom allgem. deutschen Sprachverein.

Soldaten haben unsere Heimat nach und nach nicht nur mit allerhand Gerätschaften und andern Erzeugnissen des Gewerbfleißes beglückt, sondern auch mit Blumen und Früchten, Bäumen und Sträuchern, die in ihren Gärten gediehen, vor allem aber mit den geistigen Errungenschaften der an höherer Bildung dem Norden um Jahrhunderte vorausgeeilten Mittelmeerländer. Der regelnde Pulsschlag unseres Vaterlandes aber brachte fortan neues Blut und neues Leben in die nordwärts und ostwärts gelegenen Gebiete der skandinavischen Halbinsel und des sarmatischen Tieflandes.

Doch wie die Römer über zu wenig Einbildungskraft und geistige Regsamkeit verfügten, um für die vom Auslande übernommenen Dinge heimische Namen ausfindig zu machen, und es vorzogen, mit der Sache in der Regel gleich die fremde Bezeichnung zu entlehnen, so haben auch die Germanen nicht entfernt die Fähigkeit der Griechen an den Tag gelegt, den meisten ihnen von auswärts zugekommenen Gegenständen eigne Namen zu geben; nur die Holländer haben dank ihrer erstaunlichen Fertigkeit, fremde Ausdrücke durch heimische zu ersetzen, ihre Sprache freier von ausländischen Zuthaten zu halten gewußt. Das Englische bietet uns eine reiche Musterkarte von Wörtern, die es aus aller Herren Ländern erhalten und in sich aufgenommen hat, und das Deutsche zeigt von den ältesten Zeiten an die Spuren äußerer Einwirkungen.[1]) So giebt uns der Wortschatz unserer Sprache die Mittel an die Hand, die Völker zu bestimmen, von denen, und die Gebiete, auf denen Deutschland von außen her in seiner Gesittung beeinflußt worden ist.

132 Sehen wir ab von mehreren Ausdrücken, die uns schon früh von den Kelten[2]) und einigen Völkern des Ostens[3]) zugeführt

1) In den erhaltenen Stücken der Bibelübersetzung des Ulfilas finden sich 116 griechische, lateinische, keltische und slavische Fremdwörter.

2) Z. B. welsch, Amt, Reich.

3) Von den Griechen wohl durch Vermittelung der arianischen Gothen: Kirche, Samstag, Pfinztag, Pfaffe, wahrscheinlich auch Bischof, Teufel, Engel, Pfingsten; in ältester Zeit aus unbestimmbarer Gegend

worden ſind, ſo kommt der Löwenanteil von altgermaniſchen Lehnwörtern den Römern und der lateiniſchen Sprache zu. Den römiſchen Anſiedlern an Rhein und Donau und den römiſchen Kaufleuten, die in deutſchen Gebieten Handel trieben (bei den Sueben und Ubiern nach Caes. b. g. IV, 2, 3, im Gebiete König Marbods nach Tacit. ann. II, 62; beſonders Handel mit Wein), verdanken wir zunächſt Gaben und Anregungen auf dem Gebiete des Pflanzenreichs. Aus dieſer Quelle ſtammen von Garten- und Feldfrüchten die Kirſche, Pfirſiche, Pflaume, Pfebe, Maulbeere, Feige, Birne, Mandel[1]); die Linſe, Wicke, Zwiebel, Minze[2]); dann der Rettich, Kohl, Lattich, Fenchel, Eppich, Kerbel[3]); dazu kamen von Bäumen und Sträuchern Buchsbaum, Lärche, Lorbeer[4]) und etwas ſpäter Blumen wie Roſe, Lilie, Veilchen[5]) u. a. Sie alle lehren, daß es den Deutſchen ſchon frühzeitig verlockend erſchienen iſt, den römiſchen Anſiedlern der Grenzgebiete die Geheimniſſe des Gartenbaus abzulauſchen und bei ihnen im Säen und Pflanzen von Gemüſe, Obſt, Blumen und Kräutern in die Lehre zu gehn. Auch der Weingott hielt jetzt ſeinen Einzug auf deutſchen Fluren, und in ſeinem Gefolge erſchienen Wein und Moſt, Kelter und Preſſe, Kelch und Becher, Winzer und Pfropfreis, Ohm und Kufe, die Kunſt Wein zu miſchen und Weingefäße mit Pech dicht zu machen.[6])

Ferner wurden damals Tiere des Südens auf germaniſchen Boden verpflanzt wie der Eſel, das Maultier, das Saumtier, die Katze, der Faſan und der Pfau oder wenigſtens

---

Hanf, Silber, wohl auch Affe, Pflug, Pfad u. a. Vgl. Seiler, Die Entwickelung der deutſchen Kultur im Spiegel des Lehnworts. Halle 1895. S. 8; Lamprecht a. a. O. I², 49.

1) cerasus, persicum, prunum, pepo, morum, ficus, pirum, amygdalus.

2) lens, vicia, cepula, mentha.

3) radix, caulis, lactuca, feniculum, apium, caerefolium.

4) buxus, larix, laurus.

5) rosa, lilium, viola.

6) vinum, mustum, calcitrare, pressa, calix, bicarium, vinitor, propago, ama, cupa, miscere, pix.

dort bekannt wie der Strauß[1]); ebenſo verſchiedene Metalle z. B. das Kupfer und vielleicht das Erz (Bronze).[2]) Doch dabei blieb es nicht.

Wie hätten unſere Väter der Verſuchung widerſtehen können, die bequem und behaglich eingerichteten römiſchen Häuſer auf heimiſchem Grund und Boden nachzuahmen und ihre leicht gebauten Pfahlhütten mit dem feſtgefügten, gegen Wind und Wetter geſchützten Steinhaus zu vertauſchen? Die ſteinerne Mauer[3]) verdrängte die Lehmwand, und mit dem Steinbau fanden auch ſeine römiſchen Bezeichnungen in unſerer Sprache Eingang. Seitdem reden wir von Turm, Kammer, Söller, Keller, Pfeiler, Pforte, Fenſter, Speicher, Kerker, Ziegel, Eſtrich, Schindel, von Straßen, Plätzen, Schleuſen und Weilern.[4]) Bald fanden ſich auch Haus- und Küchengerätſchaften aller Art ein, vornehmlich Tiſch und Tafel, Spiegel und Schüſſel, Pfanne und Trichter[5]), ebenſo Bekleidungsgegenſtände wie Socke, Sohle, Schürze.[6])

Hand in Hand mit der Ausbreitung des Warenaustauſches ging die Zunahme der lateiniſchen Lehnwörter im Bereiche des Handels und Verkehrs: kaufen, die Meile, der Markt, die Münze, das Pfund tragen römiſche Namen, ebenſo Zoll, Zins, Brief, Siegel, koſten[7]) u. a. An lateiniſchen Bezeichnungen von Warengefäßen treten uns frühzeitig entgegen: Sack, Korb, Kiſte, Schrein, Arche.[8]) Deutſche Gänſe wurden maſſenhaft nach Rom geholt und mit ihren Federn weiche Lagerſtätten für die Großen hergerichtet; bei der Gelegenheit brachten die

1) asinus, mulus, sagma (Saum-), cat(t)us, phasianus, pavo, struthio.

2) cuprum, Arretium.

3) murus.

4) turris, camera, solarium, cellarium, pilarium, porta, fenestra, spicarium, carcer, tegula, astricus, scindula, strata, platea, exclusa, villarium.

5) discus, tabula, speculum, scutula, patina, tractarius.

6) soccus, solea, excurtus.

7) cauponari, milia, mercatus, moneta, pondus, telonium, census, breve, sigillum, constare.

8) saccus, corbis, cista, scrinium, arca.

römischen Händler die Bezeichnungen Flaum, Kissen und Pfühl mit nach Deutschland.[1]) Auch wurde unter römischem Einflusse die Kochkunst auf eine höhere Stufe geführt. Wie im Englischen die Ausdrücke für Rind, Kalb und Schaf (ox, calf, sheep) angelsächsischen, die für die daraus bereiteten Gerichte aber romanischen Ursprungs sind (beaf, veal, mutton), so weisen im Deutschen die einfachen Verrichtungen des Siedens (z. B. der Eier) und Essens heimische Namen auf, dagegen die kunstvolleren des Kochens mit Gewürzen und Schmälzung und des Speisens[2]) lateinische. Denn die französischen Normannen, die Sieger von Hastings, waren die Lehrmeister der Söhne Albions und die Römer die der Deutschen. Mit der Kochkunst wurden auch verschiedene neue Gewürze im Norden bekannt: Pfeffer, Kümmel, Senf[3]) u. a.

Zu diesen Gaben gesellten sich nach und nach Anregungen 133
und Einflüsse höherer Art; alte Fabeltiere wie Drache und Greif[4]) wurden eingebürgert, Heil- und Schreibkunst der Römer verbreitet, Rechts- und staatsbürgerliche Begriffe eingeführt: Fieber, Arzt, Büchse, Pflaster, schreiben, sicher, Pacht[5]) sind aus dem Süden zu uns gekommen, und das Wort Kaiser ist der Name des großen Cäsar; es findet sich schon im Hildebrandsliede und ist wohl das älteste lateinische Lehnwort, das unsere Sprache aufzuweisen hat. Von gewaltigem Einflusse war namentlich die Ausbreitung des Christentums; dadurch sind von den lateinisch redenden und schreibenden Mönchen unserer Muttersprache zahlreiche kirchliche Bezeichnungen zugeführt worden, besonders Pein, Plage, Marter; verdammen, opfern, predigen[6]); Namen für geistliche Ämter und Würden: Priester, Probst, Abt,

1) pluma, +culcitinum, pulvinus.
2) coquere, expensa.
3) piper, cuminum, sinapi.
4) draco, mlt. gryphus = gryps.
5) febris, archiater, pyxis, emplastrum, scribere, securus, pactum.
6) poena, plaga, martyrium; damnare, operari, praedicare.

Mönch, Dechant[1]); für kirchliche Gebräuche: Meſſe, Mette, Feier, Vesper, Segen[2]); endlich für Gebäude und Geräte: Münſter, Kloſter, Klauſe, Tempel, Orgel, Altar, Kanzel, Kreuz.[3]) Es kann nicht meine Abſicht ſein, die gewaltige Fülle römiſcher Lehnwörter in unſerer alten Sprache zu erſchöpfen; es muß hier genügen, die Gebiete anzudeuten, auf denen die Nachbarſchaft des italiſchen Volks hauptſächlich anregend gewirkt hat. Natürlich ſind dieſe fremden Bezeichnungen nicht mit einem Male, ſondern nach und nach in Deutſchland eingebürgert worden, manches ſchon bald nach der erſten Berührung der Germanen mit den römiſchen Soldaten, Kaufleuten oder Anſiedlern, viele aber erſt während des Mittelalters, am ſpäteſten ſelbſtverſtändlich die geiſtigen Begriffe, deren Übernahme durch die herrſchende Stellung der lateiniſchen Sprache im ſchriftlichen Gedankenaustauſch begünſtigt wurde. Iſt doch dieſe fremde Zunge wegen des Mangels einer einheitlichen Verkehrsſprache in Kirche und Staat bis zur Zeit der habsburgiſchen Kaiſer für Erlaſſe und Urkunden ausſchließlich gebräuchlich geweſen!

1) presbyter, propositus, abbas (acc. abbatem), monachus, decanus.

2) missa, matutina, feriae, vesper, signum.

3) monasterium, claustrum, clausa, templum, organum, altare, cancelli, crux. Vgl. Wackernagel, Die lateiniſchen Lehnwörter im Altgermaniſchen, Kleine Schriften III, 252 ff.; Ebel, Über die Lehnwörter der deutſchen Sprache, Programm von Oſtrowo 1856; Kluge in Pauls Grundriß I, 300—324; Fr. Seiler, Die Entwickelung der deutſchen Kultur im Spiegel des deutſchen Lehnworts. Halle 1895; A. Erhardt, De vocabulis latinis, quae Germanica lingua assumpsit. 1890; W. Franz, Die lateiniſch-romaniſchen Elemente im Althochdeutſchen. Straßburg 1883. Diſſert. v. Raumer, Einwirkung des Chriſtentums auf die ahd. Sprache. Stuttgart 1845; Wendler, Zuſammenſtellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutſchen nach ſachlichen Kategorien, Programm von Zwickau 1865; K. Roßberg, Deutſche Lehnwörter in alphabetiſcher Anordnung. Hagen 1881; W. Naumann, Über die Betonung der Fremdwörter im Deutſchen. Groß-Strehlitz 1881; Fiſcher-Benzon, Altdeutſche Gartenflora. Gotha und Leipzig 1894; Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. Berlin 1894; Pogatſcher, Zur Lautlehre der Lehnworte im Altengliſchen. Straßburg 1888.

Die Fremdlinge drängten nicht selten gute deutsche Wörter zurück, doch knüpfte sich ihre Übernahme in der Regel an einen Kulturfortschritt. So lernten die Deutschen von den Römern die Kunst, Butter und Käse vollkommener herzustellen, und damit diese Wörter (= butyrum, caseus), so auch das Binsenflechten und damit den Ausdruck Schilf (= scirpus), ferner den Metallspiegel (speculum).[1]) Vielfach sind die Fremdwörter nur in dem Teile Deutschlands volkstümlich geworden, der zuerst von der römischen Gesittung berührt und beeinflußt wurde; so haben Speicher und Weiher vor allem im Rheinlande volkstümliche Geltung, während man sonst meist dafür Boden und Teich sagt.

Später machte sich, namentlich seit der Zeit der staufischen 134
Kaiser, französischer Einfluß geltend; die romanische Tochter setzte das Werk der römischen Mutter fort. Hatten schon die alten Kelten Galliens eine ausgesprochene Neigung zu ritterlichen Übungen gehabt und unsere Altvordern vermutlich die Jagd mit dem Falken[2]) gelehrt, so war dieser Sinn für Verschönerung des äußeren Lebens bei ihren Nachkommen noch beständig gewachsen; ja Frankreich war im 12. Jahrh. geradezu die hohe Schule für Anstand und gute Sitte, das Mutterland und die Hochburg des feinen Rittertums und des höfischen Lebens. Und als nun die Deutschen während der Kreuzzüge mit den westlichen Nachbarn in engere Berührung kamen, wurden sie von diesen mannigfach angeregt und gefördert, ja ließen sich als gelehrige Schüler auch angelegen sein, die fremden Ausdrücke für die gelernten Kunstfertigkeiten mit zu übernehmen. So zeigt alles, was in jener Zeit zur Belebung der Geselli-

1) Für Butter sagte man vor der Entlehnung der lateinischen Wörter ahd. ancho und chuosmëro (Kuhschmeer), für Käse vgl. an. ostr, für Schilf ahd. binuz, Binse, für Spiegel got. skuggwa, ahd. scûkar.

2) Ob das Wort Falke freilich, wie einige meinen, von dem keltischen Volcae herzuleiten ist, bleibt sehr fraglich; sicher deutet jedoch das ags. wealh heafoc, keltischer Habicht und an. valr, Falke = der Kelte auf keltischen Einfluß hin. Vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 374[3].

keit beitrug, wie Spiel und Tanz, Jagd und Turnier, desgleichen Feinheiten in Wohnung, Küche, Bewaffnung und Kleidung französischen Ursprung und Namen, z. B. Abenteuer, Tafelrunde, Turnier, birschen, Preis, Manier, Prinz u. a. Und muß es nicht als eine eigentümliche Fügung des Schicksals betrachtet werden, daß gerade „fein" (franz. fin) das nachweisbar älteste Lehnwort aus dieser Quelle ist? Fast selbstverständlich ist, daß die Bezeichnung des neuen gesellschaftlichen Treibens selbst im Gegensatze zu dem älteren Leben des landbauenden Adels damals dem Französischen entnommen wurde; denn hövesch und dörperlich sind nur Übersetzungen der längst ausgeprägten Begriffe courtois und vilain. Auch gute deutsche Wörter, die durch die Sprache der alten Franken sich auf gallischem Boden eingebürgert hatten, kamen damals mit neuem Gepräge wieder zu uns zurück wie noch jetzt oft deutsche Waren, die leider für viele Deutsche erst dann Wert erhalten, wenn sie den ausländischen Stempel tragen. So geht Herold = altfranz. héralt zurück auf ein vorauszusetzendes altdeutsches heriwald, Heerbeamter = an. Harald, Banner (bannière, it. bandiera) auf got. bandwa, Zeichen, Balkon auf Balken, Salon auf Saal, Bankett (fr. banquet, it. banchetto) auf Bank. Wie sehr aber in jenen Tagen die höfischen Kreise unserer Heimat von Fremdwörtersucht und Ausländerei durchdrungen waren, das können wir recht klar an dem Beispiele Meier Helmbrechts erkennen, eines östreichischen Bauernsohnes, der eine Zeit lang vom Elternhause fern gewesen war und sich einige Bildung angeeignet hatte, und als er dann nach der Heimat zurückkehrte, auf die Seinigen einen größeren Eindruck dadurch machen wollte, daß er alle möglichen fremdsprachlichen Begrüßungsformeln anwandte, nur nicht die zu Lande üblichen.[1])

135 Doch mit der einmaligen Anregung hatte es weder beim Latein noch beim Französischen sein Bewenden. War jenes die

1) Zu den Mägden und Knechten spricht er niederdeutsch: min leiwe süsterkindekîn, gott lat iuch immer fröhlich sîn, zur Schwester lateinisch: gratia vester, zum Vater altfranzösisch: Dêu sal = Dieu vous salue, endlich zur Mutter böhmisch: dobra ytra, guten Tag.

treibende Kraft der Bildung in ahd., dieſes in mhd. Zeit geweſen, ſo wurden jetzt beide in der nämlichen Reihenfolge die Quellen, aus denen die nhd. Sprache mehrere Jahrhunderte lang neue Wörter ſchöpfte. Als nämlich das Rittertum mit Maximilian zu Grabe getragen wurde, trat von Italien her der Humanismus auf, der im Norden wohl nirgends ſo weite Kreiſe zog und ſo tiefgehende Veränderungen ſchuf als in unſerer Heimat. Mit Eifer warf man ſich auf die klaſſiſchen Sprachen, namentlich das Latein, das zu neuem Leben erweckt und zur Sprache der gebildeten Stände erhoben wurde. Es galt geradezu als Abzeichen der Gelehrten, die ſich im Gegenſatz zu der niedriger ſtehenden Volksmaſſe darauf außerordentlich viel zu gute thaten. Ihrem übertriebenen Eifer hat unſere Sprache die ſchändlichſten Mißhandlungen zu verdanken. Denn ſie wurde nicht nur von oben angeſehen und verächtlich bei Seite geſchoben, ſondern auch durch haufenweiſe eindringende Fremdwörter ſtark in ihrem alten Beſitzſtande geſchmälert. Infolge der Übernahme des römiſchen Rechts entlehnte[1]) man die Wörter Familie, Prozeß, Jura, die man für feiner hielt als die bisher dafür üblichen deutſchen. Man redete ſeitdem von Klient und Delinquent, von Appellation und Adoption, Agnat und Magiſtrat, Legalität und Majorität, Legislatur und Advokatur u. a. Auch auf andern Gebieten der Wiſſenſchaft zeigt ſich derſelbe Geiſt der Ausländerei. Was früher auf gut deutſch Geſchwulſt, Unwohlſein, Schnupfen geheißen hatte, wurde jetzt Abſceß, Indispoſition, Katarrh genannt; Kauſalnexus, Kardinaltugend, Kulminationspunkt traten an Stelle von Zuſammenhang, höchſte Tugend, Gipfelpunkt. Reformation, Konfeſſion, Litanei wurden gang und gäbe, die Wortbeugungslehre und überhaupt die Grammatik, für die man ſchon in ahd. Zeit deutſche Bezeichnungen einzuführen bemüht geweſen war, nahm immer mehr ein lateiniſches Gewand an: Dativ, Accuſativ, Konſtruktion, Kontraktion, Accent und andere Ausdrücke wurden üblich, über-

1) Einzelne der im folgenden genannten Wörter erſcheinen ſchon ab und zu in der mhd. Litteratur, jetzt aber wurden ſie feſtes Beſitztum der deutſchen Sprache.

haupt ſchoſſen auf dem Gebiete des geſamten Unterrichts die Fremdwörter wie Pilze aus der Erde: die Schulräume und ihre Einrichtung (Aula, Auditorium, Katheder, Repoſitorium, Podium), die Lehrmittel (Autor, Gloſſar, Kommentar, Kompendium, Vokabularium), die Schulzucht (Disciplin, Autorität, Cenſur, Karzer), die Prüfungen und Feſtlichkeiten (Examen, Abiturienten, Tentamen, Prädikat; Aktus, Exkurſion), die Unterrichtsgegenſtände (Botanik, Dogmatik, Geographie, Stiliſtik) wurden mit fremden Namen beglückt, ſelbſt die einfachſten Rechnungsarten wie Zuſammenzählen und Abziehen wurden lateiniſch benannt: Addieren, Subtrahieren u. a. So wirkten die Beſtrebungen der Gelehrten auf unſere Sprache wie der Froſt von Aprilnächten, der die Obſtblüten vernichtet. Wohl wehte derſelbe Hauch auch über den Ländern romaniſcher Zunge, aber dieſe waren inſofern beſſer daran, als ſie jetzt nicht vollſtändig fremdes Sprachgut erhielten, ſondern ganz gleichartige Stämme, nur in neuerer, noch nicht an die heimiſchen Geſetze angeglichener Form. Laſſen ſich daher auch frêle und fragile[1]), humble und humilité[2]), sauvage (von silvaticus) und fanatique (von fanaticus), it. netto und nitido[3]), lindo und limpido[4]) an ihrer ganzen Art als Kinder verſchiedener Zeit erkennen, ſo ſind ſie doch inſofern gleichartig, als ſie auf eine und dieſelbe Grundſprache zurückgehen.

136 Doch unſere Gelehrten gingen in ihrer Fremdwörterſucht noch weiter. Die Kluft, die ſie zwiſchen ſich und dem Volke geſchaffen hatten, war noch nicht groß genug. Sie wollten ſich auch in ihren Namen von der großen Maſſe unterſcheiden. Darum überſetzten die Humaniſten die ihrer Bedeutung nach durchſichtigen Namen ſchlankweg ins Lateiniſche oder Griechiſche, und was ſich nicht mehr klar erkennen und auslegen ließ, wurde willkürlich zurechtgeſtutzt: aus Schneider, Bäcker, Ölmann, Schmied wurde Sartor (Sartorius), Pistor (Pistorius), Ole-

1) Beide von fragilis.
2) Beide von humilis.
3) Beide von nitidus.
4) Beide von limpidus.

arius[1]), Faber; aus dem alten Wesfall Peters (Sohn) Petri (filius), aus Jacobs Jacobi, aus Heinrichs Henrici. Schwarzert und Waltzemüller deutete man um in Schwarzerd und Waldsee-müller und übersetzte sie dementsprechend mit Melanchthon (μέλαν + χθών) und Hylacomylus (ὕλη + lacus + μύλη). Überdies breiteten sich jetzt in allen Kreisen biblische Vornamen d. h. hebräische, griechische und lateinische mehr und mehr aus auf Kosten des heimischen Namenschatzes. Hatten sie in katholischen Gegenden schon vorher durch den Kalender und die Heiligenverehrung der katholischen Kirche größere Verbreitung gefunden, so griffen sie nun auch durch die Bibelübersetzung in protestantischen Ländern immer mehr um sich, vorab bei den der Kirche immer treu ergebenen Frauen.[2]) Lehrreich ist in dieser Hinsicht eine Zusammenstellung der Namen Wernigeroder Bürger, die uns der dortige Archivar Jacobs gegeben hat.[3]) Er fand bis zum Jahre 1460 unter den Männernamen neben 1840 deutschen 974 nichtdeutsche und unter den Frauennamen neben 144 deutschen 145 nichtdeutsche; zwischen 1563 und 1682 aber gegenüber 974 deutschen 3017 nichtdeutsche Namen von Männern und neben 24 deutschen 456 nichtdeutsche Namen von Frauen. Zu ähnlichen Ergebnissen führt eine Durchmusterung der Studentenverzeichnisse von der Hochschule zu Bologna.[4]) Darnach befanden sich 1289 bis

1) Vgl. Olearius-Ölmann in Goethes Götz von Berlichingen. Abraham a Santa Clara sagt in Hui und Pfui, Werke X, 199: „Keiner will mehr Schuster heißen, sondern Sutorius, keiner mehr Schmied, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel, sondern Plagensis" u. s. f.

2) In der Reformationszeit gab ein Graf Botho von Stolberg allen seinen Söhnen deutsche Namen (Wolfgang, Ludwig, Heinrich, Eberhard, Albrecht), während seine Gemahlin und alle Töchter fremde hatten (Anna; Anna, Katharina, Juliana, Maria, Magdalena).

3) Vgl. das Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine 1889 S. 101 ff., 1891 S. 105 f.

4) Vgl. W. Streit in der Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins VI, 66. Eine Zusammenstellung von Rufnamen der Mündener Schuljugend aus dem letzten Jahrzehnt ergiebt, daß von 642 Mädchen 140 deutsche und 502 undeutsche Namen haben, von 686 Knaben da-

1300 unter 520 Mitgliedern deutscher Abkunft 415 mit germanischen, 105 mit fremden Vornamen. 1379—1391 bestand unter 137 das Verhältnis 87:50, 1490—1500 117:206, endlich 1553—1561 87:236. Im 13. Jahrh. kam also auf 4 deutsche Vornamen 1 fremder, im 16. Jahrh. umgekehrt auf 1 deutschen 4 fremde.

137 Im 17. und 18. Jahrh. trat an Stelle des Lateins das Französische. Die Siege Ludwigs XIV., der das durch den dreißigjährigen Krieg ohnmächtig gewordene, in sich zerrissene Deutschland öfter demütigte, hob das Ansehen dieses Herrschers so sehr, daß es sich die deutschen Fürsten zur höchsten Ehre anrechneten, den Glanz seines Hofes nachzuahmen und seine Sprache zu sprechen. Damals wurden wir mit Ausdrücken, die die Luft des französischen Lebens atmen, förmlich überschüttet, z. B. galant, nett, adrett, honett, kokett, charmant, brillant, nobel, Kabale, Chikane, Intrigue, Malice, Courtoisie. Da die Gelehrten der Reformationszeit das Ansehen der Muttersprache bereits untergraben hatten, so wurde dadurch die Übernahme erleichtert. Mit den französischen Trachten kamen neue Bezeichnungen für Bekleidungsgegenstände, mit den fremden Köchen solche für neue Speisen und Gerichte. Kriegs- und Staatswesen, Künste und Kunstfertigkeiten waren überreich an französischen Namen; einst hatten die westlichen Nachbarn nach Ausweis der deutschen Lehnwörter die Kriegskunst von den Germanen gelernt, jetzt drehte sich der Spieß um.[1]) Das Wort Heer war nicht mehr gut-genug und wurde in Armee umgewandelt, Angriff ging in Attaque, Heerschau in Parade, vorgehn in avancieren, vorbeiziehn in defilieren über. Durch den dreißigjährigen Krieg sind, wie die Fremdwörterbücher jener Zeit erkennen lassen, bei uns eingebürgert worden: Brigade,

gegen 506 deutsche und nur 180 fremde. Vgl. Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins VI, 140.

1) Über französische Lehnwörter im Kriegswesen vgl. Fr. Haberland, Krieg im Frieden, eine etymologische Plauderei über unsere militärische Terminologie. Jahresbericht des Realprogymn. zu Lüdenscheid 1893 S. 10 ff.

Bataillon, Batterie, Baracke, Barrikade, Chef, Adjutant und viele andere. Man fühlte sich erst wohl, wenn man ganze Ströme französischer Wörter und Wendungen über die Zunge gleiten lassen konnte. So darf es nicht wunder nehmen, daß auch Oheim und Muhme dem Onkel und der Tante, Tunke und Fleischbrühe der Sauce und Bouillon haben weichen müssen. Da man alles Fremdländische für besser hielt, wurde alles, „was nicht weit her war", verachtet und geringschätzig behandelt. Daß infolge davon die Achtung vor unserer Muttersprache immermehr sank, ist leicht begreiflich. So erzählt denn auch der Hainbunddichter Graf Leopold von Stolberg (geb. 1750) schmerzbewegt von der Erziehung jener Zeit: „Deutsche Kinder wurden gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehn, da es Hausgesetz ward, bei der Tafel französisch zu sprechen, und jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Jeder bemerkte Verstoß wider die französische Sprachlehre ward gerügt, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eignen Muttersprache kaum bemerkt."[1])

Seit dem 17. Jahrh. regte sich aber auch das Bestreben, 138
dem Unwesen Einhalt zu thun. Wohl hat in der Folgezeit unsere Sprache noch manches ausländische Wort übernommen, in der Tonkunst (Arie, Alt, Baß, Piano) und im Handel (franko, netto, brutto, Giro, Agio) besonders aus Italien, in Körperübungen (Turf, Sport, starten, Handicap, Steaplechase, Jockey, Criket, boxen), im Staats- und Rechtswesen (Bill, Parlament, Strike, Meeting), im Bereich der Nahrungsmittel (Beef-

1) Vgl. Dunger, Wörterbuch von Verdeutschungen S. 8. — So eifert auch der Rostocker Professor Lauremberg († 1658) in einem Scherzgedichte gegen die Verunzierung des Deutschen durch französische Brocken: „Seht, sülk Schipbröck (solchen Schiffbruch) hefft de düdsche sprok geleden, De französche heffter de Nese affgeschneden und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket, de sik by de düdsche Ohren nich wol schicket." Und G. Rollenhagen klagt in seinem Lehrgedicht „Der Froschmäuseler": „Der Deutsche lässet vor allen, was fremd ist, sich besser gefallen, lernt fremde Sprachen reden, schreiben, sein Mutterspraach muß veracht bleiben" (Widmung vom 21. März 1595).

steak, Pudding, Porter, Punsch), der Hundezucht (Dogge, Mops, Pinscher) u. a. aus England[1]); wohl haben auch Gelehrte in den letzten beiden Jahrhunderten noch eine große Zahl von neuen Ausdrücken aus griechischen und römischen Wortstämmen geformt; doch ist eine Besserung nicht zu verkennen. Langsam, aber sicher ist sie vor sich gegangen. Die Sprachgesellschaften[2]) und die Grammatiker des 17. Jahrhunderts, dann Gelehrte wie Leibnitz, Thomas, Adelung, Gottsched und Kampe, Dichter wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller haben das Ihrige dazu gethan, bessere Zustände herbeizuführen. Nicht nur suchten sie alte, durch fremde Bezeichnungen verdrängte Ausdrücke wieder zu Ehren zu bringen, sondern führten auch vielfach mit glücklichem Erfolge selbstgeschaffene Namen für Begriffe ein, die von Anfang an fremde getragen hatten. Wer spricht jetzt noch von Plenipotenz, distrait, rafraichieren, elargieren? Und doch sind die jetzt dafür üblichen Wörter Vollmacht, zerstreut, auffrischen und ausweiten erst von Zesen, Lessing, Bürger und Goethe gebildet worden. Haller hat uns mit Sternwarte (= Observatorium), Jean Paul mit Morgenkleid (= Negligé), Leibnitz mit abgezogen (= abstrakt), Kampe mit Stelldichein, Gefallsucht, Flugschrift, folgerecht, altertümlich, Tondichter und anderen neuen deutschen Wörter statt der bis dahin gebrauchten fremden beglückt. Auch der letzte deutsch-französische Krieg hat das Gefühl für die Würde und Ehre des Deutschtums so weit erstarken lassen, daß Behörden und einzelne in sich gegangen sind und gute Vorsätze gefaßt haben. Am weitesten ist die Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern im Postwesen

1) Slavische Lehnwörter wie Grenze, Kummet, Pallasch, Sämischleder u. a., ferner hebräische durch die Juden verbreitete wie Gauner, Schacher, pleite, schofel, Kümmelblättchen u. s. f., sowie nhd. Lehnwörter aus andern Quellen sind verzeichnet in Kluges etymolog. Wörterbuche. 5. Aufl. S. 438 ff.

2) Unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft waren die einen wie Schottel besonders darauf bedacht, wissenschaftliche Kunstausdrücke fremder Abkunft durch deutsche Begriffe zu ersetzen, die andern wie Moscherosch wendeten sich mehr gegen die im geselligen Leben namentlich aus Frankreich eingebürgerten Fremdwörter.

und in der Reichsgesetzgebung gediehen, langsam folgt die Presse nach. Die Verdeutschungswörterbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins[1]) brechen deutschem Wort und deutscher Art allmählich im Handel, in der Wahl der Vornamen, auf der Speisekarte, in den Bezeichnungen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens und im Rechtswesen Bahn. Die Anregungen, die durch diesen Verein und seine Verzweigungen allüberall gegeben werden, finden bei einsichtigen deutschgesinnten Männern freudigen Widerhall und willige Beherzigung. Gar viele halten es schon für Ehrensache, ihre Gedanken möglichst frei von Fremdwörtern vorzubringen und der Feder anzuvertrauen, d. h. alles deutsch auszudrücken, was sich auf deutsch gut sagen läßt.

Doch gehen leider noch manche ihre altgewohnten Pfade 139
ungestört weiter; die einen aus Bequemlichkeit, die andern aus Gleichgiltigkeit, wieder andere aus Berechnung oder aus Eitelkeit. Der Bequemlichkeit leisten allerdings die Fremdwörter insofern großen Vorschub, als sie meist vieldeutig sind und sich leicht allen möglichen Färbungen des Gedankens anpassen, während gute deutsche Ausdrücke häufig nur für einen Begriff verwendbar sind, diesen aber um so bestimmter und klarer wiedergeben. So erspart das Fremdwort das Denken, es ist der bequeme Schlafrock, den viele lieber anziehen als den knapp anliegenden Oberrock. Von Gleichgiltigkeit zeugt der Gebrauch der Fremdwörter, weil sie beweisen, daß dem Schreibenden an der Würde, Schönheit und Reinheit der Muttersprache herzlich wenig gelegen ist. Aus Berechnung sündigt, wer die fremden Ausdrücke wegen des oft nur eingebildeten schöneren Klangs bevorzugt oder sie wie Schönheitspflästerchen zur Zierde der Rede verwendet. Wohl ist nicht zu bezweifeln, daß z. B. das Italienische angenehmer ins Ohr fällt als das Deutsche. Aber wird denn durch die Aufnahme einzelner italienischer Fremdwörter

1) Im Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig. Vgl. auch F. W. Eitzen, Die Fremdwörter der Handelssprache. Leipzig 1894; O. Dittrich, Fremdwörter der Tonkunst. Dresden 1888 und Fr. Ehrenberg, Deutsche Worte für deutsche Kunst (Bühnensprache). Straßburg 1888.

thatsächlich der Wohlklang wesentlich gefördert? Und ist es nicht ungerecht, wegen dieses scheinbaren Vorzugs der welschen Zunge die vielen Schönheiten der heimischen Sprache zu übersehen? Eitelkeit endlich ist mannigfach im Spiele, weil viele sich einbilden, sie könnten sich durch Einstreuen ausländischer Wörter den Anschein höherer Bildung geben und sich zu ihrem Vorteile vom großen Haufen abheben. So sind denn die gebildeten Stände von jeher die Hauptverfechter der Sprachmengerei und Ausländerei gewesen: erst die Mönche, dann die Ritter, darauf die Gelehrten und der Adel. Das Volk dagegen hat, wenn auch manches von oben her zu ihm durchgesickert ist, seine Sprache bedeutend reiner erhalten.

140 Es giebt große Gebiete, die mit den weiten Kreisen des Volks in der engsten Beziehung stehn und auf denen daher die ausländischen Gewächse keinen geeigneten Boden zum Fortkommen finden. Es sind dies Märchen und Spiel der Kinderwelt, Predigt und Gebet, Grabschrift und Sprichwort. Allen gemeinsam ist, daß sie sich in erster Linie an das Herz, nicht an den kühlen, nüchternen Verstand wenden. Das Herz unseres Volks aber schlägt echt deutsch. Das wußte Eicke v. Repgow, als er seinen Sachsenspiegel, ein für die großen Schichten des Volks bestimmtes Rechtsbuch, schrieb. Wie könnte dieses herrliche Werk, das kaum mehr als 10 bis 15 wenig entbehrlicher Fremdwörter zählt, so manchem Rechtsgelehrten der Gegenwart als leuchtendes Vorbild hingestellt werden! Das empfand auch Luther, als er die gewaltige Aufgabe der Bibelübersetzung löste; sind ihm doch darin höchstens ein paar Dutzend leicht übertragbare fremde Bezeichnungen untergelaufen, von denen er seit 1522 noch einzelne durch deutsche zu ersetzen sich bemühte.[1]) In diesem Sinne schrieb

1) Z. B. benedeien und maledeien durch segnen und fluchen, von denen jenes allerdings auf lat. signare zurückgeht, aber in Betonung und auch sonst das fremde Wesen gänzlich abgestreift hat. 1. Cor. 14, 11 übersetzt er *βάρβαρος* mit undeutsch, Coloss. 3, 11 mit Ungrieche, Matth. 14, 1 *τετράρχης* mit Vierfürst, Matth. 2, 1 *μάγοι* mit die Weisen (aus dem Morgenlande) und 1. Cor. 14, 24 *προφητεύειν*

er an Spalatin: „Helft mir die Wörter zurecht ſetzen, aber alſo, daß ihr keine Wörter von Höflingen und Soldaten an die Hand gebt!“ Das fühlte auch Schenkendorf, als er in ſeinem herrlichen Liede von der Mutterſprache ſang: „Aber ſoll ich beten, danken, geb ich meine Liebe kund, meine ſeligſten Gedanken ſprech ich wie der Mutter Mund.“ Von dieſer Empfindung ſind endlich auch andere gottbegnadete Sänger im deutſchen Dichterwald geleitet worden, als ſie ihre Lieder in ſo reinen Tönen erklingen ließen. Die gehobene Sprache der Dichter hat ein gutes Recht dazu, den Heerführer und Feldherrn vor dem General, den Herrſcher vor dem Regenten, die Sitte vor der Mode zu bevorzugen; ja ſie ſchätzt nicht ohne Grund den Gefühlswert von Roß, Mark und Truhe höher als den der Lehnwörter Pferd, Grenze und Kiſte und erachtet es für eitel Thorheit, ſich mit fremden Federn zu — verunzieren. Wie ſollte alſo wohl das Gebet, das aus dem innerſten Herzen kommt, anders als in rein deutſcher Rede über die Lippen fließen? Und in der That ſo wenig im Gebetsliede der altrömiſchen Arvalbrüderſchaft[1]) ein fremder Klang das andächtig geſtimmte Gemüt ſtört, ſo wenig wird man in dem Vaterunſer, das uns der Heiland der Menſchen, unſer Herr Jeſus, gelehrt hat, eine unliebſame auswärtige Zuthat wahrnehmen. Denn ſowohl das griechiſche „triumpe“[2]) als auch das keltiſche „Reich“[3]) ſind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit ſo ſehr des fremden Ausſehens entkleidet worden, daß ſie von den Betenden als heimiſches Sprachgut empfunden werden. Man ſetze aber an die Stelle

mit weisſagen. K. Schulz, Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens Bd. XIV, Heft 8 S. 29 berechnet die Zahl der bibliſchen Wörter fremden Urſprungs auf 200, Jehle, Wiſſenſchaftl. Beihefte des allgem. deutſchen Sprachvereins IV, 156 auf noch mehr, doch ſind davon nur wenige wirklich entbehrliche wie item, Materie, Epiſtel, Exempel, disputieren, Artikel, Port, Rumor, Librarei, Hiſtorie, Poet u. a.

1) Vgl. Corpus Inscript. Latin. I, 28.

2) Vgl. triumphus entlehnt aus θρίαμβος.

3) Altiriſch rí, gen. ríg, König, vgl. galliſche Eigennamen wie Dumno-rix, Ambio-rix und Oſthoff, Zur Geſchichte des Perfekts S. 602.

von Vater unſer „Papa unſer", und man wird, wofern das Gefühl nicht ganz abgeſtumpft iſt, ſofort inne werden, daß der undeutſche Ausdruck das Gebet beeinträchtigt, um nicht zu ſagen entweiht. Darum reden wir wohl von einem Landesvater und einer Landesmutter, aber nicht von einem Landespapa und einer Landesmama; von einem herzlichen Lebewohl, aber nicht von einem herzlichen Adieu; darum ſtehen Pardon, Merci und Malheur an Gehalt und Ernſt viel tiefer als die deutſchen Worte Verzeihung, Dank und Unglück. Und wäre es etwa ſo von ungefähr, daß Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue und verwandte Begriffe im Deutſchen wie im Engliſchen mit heimiſchen Namen bezeichnet worden ſind? Hier duldet das Volk keinen fremden Tropfen in ſeinem Blute, weil es weiß, daß damit die heiligſten Güter des Volkstums angetaſtet würden. Die fremden Laute kommen ihm froſtig und kalt vor wie die Strahlen der Winterſonne, die zwar ebenſo hellen Glanz verbreiten mögen, denen aber die wohlthuende Wärme der Sommerſonne fehlt. Die heimiſchen Wörter dagegen ſind ihm von früh auf in Fleiſch und Blut übergegangen, ſie allein ermöglichen ihm ein lebensvolles Erfaſſen des Gedankens. Und verfährt nicht das germaniſche Schweſtervolk jenſeits des Ärmelmeers ähnlich? Im Engliſchen, das ſeit der Normannenherrſchaft ſo ſtark vom Welſchtum durchſetzt iſt, daß es geradezu als Halbſchweſter der romaniſchen Sprachen betrachtet werden kann, tritt überall, wo das Gemüt ins Spiel kommt, der angelſächſiſche Wortſchatz hervor. Das berühmte, mit den Worten „Sein oder Nichtſein" beginnende Selbſtgeſpräch Hamlets in Shakeſpeares gleichnamigem Trauerſpiel enthält nur 13 Wörter aus lateiniſcher Wurzel, und im engliſchen Vaterunſer ſind von 69 Wörtern nur 5 nichtſächſiſcher Herkunft. Mit vollem Recht äußert daher Kington Oliphant, einer der beſten Kenner der engliſchen Sprache: „Den teutoniſchen Beſtandteil unſerer Sprache kann man mit Gold, aber auch mit Kupfer vergleichen. Er wird von den beſten aller Sachverſtändigen, von unſern Dichtern, als edelſtes Metall der Gedankenmitteilung gewählt, und doch geht er zugleich auch beſtändig unter 70 Millionen unſeres

Stammes in ihrer täglichen Sprache als laufende Münze von Hand zu Hand."[1])

Freilich hat es der lebhafte Gedankenaustausch, wie er 141
allezeit durch Handel und Verkehr, in unserem Jahrhundert aber namentlich durch die Zeitungen hervorgerufen worden ist, ferner der große Einfluß der römischen Kirche und andere bestimmende Gewalten im Mittelalter zur Folge gehabt, daß auch die Volkssprache nicht von äußeren Einwirkungen verschont geblieben ist. Aber hier tritt sofort die gesunde Kraft des Volkstums in dem Bestreben zu Tage, alles Ungleichartige den Gesetzen der heimischen Rede anzupassen. Jakob Grimm sagt im Vorwort zu seinem deutschen Wörterbuche S. XXVI: „Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindringen erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farben annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht." Wenn man im Wortschatz der deutschen Sprache alle mit dem Buchstaben k beginnenden Wörter durchmustert und die von vornherein ausscheidet, die an Endung und Betonung sofort als ausländische Ware erkennbar sind (Katarrh, Katalog, Kastell, Kastanie u. a.) oder sich als junge, lautnachahmende Bildungen erweisen (knarren, knirschen, knattern u. a.), so bleiben 250 alte Stämme übrig, die zwar sämtlich echt deutsches Gepräge haben, von denen aber nur 139 unzweifelhaft deutschen Ursprungs sind, während bei 93 die

1) The Old and Middle English. London 1878, S. 588. Damit vergleiche man den Ausspruch Bosworths in der Vorrede zu seinem angelsächsisch-englischen Wörterbuche London 1876 S. IV: „Jeder Redner und Schriftsteller, der nicht nur den Verstand überzeugen, sondern auch das Herz ergreifen will, muß romanische Ausdrücke vermeiden und angelsächsische verwenden, die zu Herzen gehn." Auch bei Chaucer und in Shakespeares Lustspielen beträgt der romanische Bestandteil des Wortschatzes nur 16 vom Hundert, steigt dagegen im Schrifttum der Geschichtsschreiber Macaulay und Gibbon auf 25 und 44 vom Hundert.

Entlehnung sicher, bei 18 sehr wahrscheinlich ist. Aber die 111 letztgenannten haben das fremde Wesen derart abgestreift, daß sie von dem Uneingeweihten nicht mehr von heimischen Wörtern unterschieden werden können: Katze, Kirsche, Kalk, Kelch, Kreuz, Kork, Kette, Keller u. a. Ferner hat die Wissenschaft ermittelt, daß viele deutsche Wörter auf -el lateinischer Abkunft sind; aber wer sieht dies den Ausdrücken Tafel, Dattel, Bibel, Stiefel, Flegel, Pinsel, Esel, Fabel, Fibel, Titel, Fackel u. s. w. noch an? Haben sie nicht im Laufe der Jahrhunderte das fremde Kleid vollständig abgelegt?[1])

Man vergleiche außerdem Teppich und Tapete, Meister und Magister, Münzen und Moneten, Spittel und Hospital (Spital), Brief und Breve, Trumpf und Triumph, Kerker und Karzer, Dorsch und Thyrsus, Silbe und syllabisch[2]) oder die Ortsnamen Kassel und Kappel mit Kastell und Kapelle, und man wird erkennen, in wie verschiedener Weise das Volk und die höheren Stände bei der Übernahme eines und desselben Fremdworts verfahren sind. Das Volk bleibt in sprachlichen Dingen immer kindlich, es steht den Fremdwörtern heutiges Tags noch genau so harmlos gegenüber wie vor tausend Jahren: Es giebt ihnen deutschen Ton[3]), deutsche Endung, deutsche Laute; die Gelehrten dagegen erhalten möglichst das fremde Aussehen, „außer dem Fleische des genossenen Apfels lassen sie sich auch den Griebs dazu wohl schmecken" (Grimm). Volkstümlich gebildet ist Franze, Franzmann, Franzbranntwein, Franzbrödchen, nicht Franzose = Français, bei dem die Endung -ais mit übernommen ist, volkstümlich ferner prüfen, ordnen, dichten, nicht probieren, ordinieren, diktieren, die wir gelehrter Ent-

1) Um noch ein paar durch die Studenten ganz volkstümlich gewordene Wörter zu nennen, so verweise ich auf Jux und Sums. Wer sieht es ihnen an, daß sie lateinischen Ursprungs sind = jocus und sumptus?

2) Vgl. auch Orgel und Organ, Muschel und Muskel, Pacht und Pakt.

3) Vgl. cellárium = Keller, cumínum = Kümmel, flagéllum = Flegel, consólida = Günsel und W. Neumann, Über die Betonung der Fremdwörter im Deutschen. Programm von Großstrehlitz 1881.

lehnung verdanken. Ist dort die fremde Endung (lat. -are, -ere, -ire, franz. -er, -oir, -ir) durch die deutsche -en ersetzt worden, so haben die höheren Stände die ausländische Form mit Haut und Haar verschlungen. Bis zur Mitte des 12. Jahrh. sind in der deutschen Sprache nur wenige Zeitwörter auf -ieren vorhanden, im 18. Jahrh. aber ist ihre Zahl bereits außerordentlich groß. Verzeichnet doch Dunger in seinem Wörterbuche von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter deren nahe an 800, und wie viele andere sind noch unter den mindestens 70000 ausländischen Gebilden enthalten, die das Heysesche Fremdwörterbuch bietet!

Aber das Volk geht noch weiter. Es hält die Laute und 142
Silben nicht für unantastbares Gut, sondern modelt sie nach seinem Munde, bis sie ihm bequem liegen, ja es sucht ihnen sogar oft durch Umdeutung (Volksetymologie)[1]) einen gewissen Sinn abzugewinnen: Aus Tuch von Cambrai macht es Kammertuch, aus Stoff von Arras Rasch, aus valise Felleisen, aus planchette Blankscheit, aus agrimonia Ackermennig oder Ackermännchen, aus abrotonum Eberraute, aus foenum Graecum Feingretchen; Liebstöckel hieß ursprünglich levisticum, Absеite absis, Abzucht aquaeductus, und wenn das Volk noch jetzt renovieren, massakrieren, absolvieren, radikal, famos, Gouvernante, Rouleau, gastrisches Fieber in reine führen, mordsakrieren, achselführen, rattenkahl (ratzenkahl), vermoost, Jungfernante, Rollo, garstiges Fieber umgestaltet, so stellt es sich auf den entgegengesetzten Standpunkt wie die Gelehrten, die in übertriebener Peinlichkeit jedes Wort nach der Art des betreffenden Volks, von dem es stammt, aussprechen und behandeln zu müssen glauben.[2]) So zeigt also das Volk in

1) W. Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter. Leipzig 1861; G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. Heilbronn 1883.

2) Durch den Einfluß der Fremdwörter ist wohl auch die undeutsche Betonungsweise von Hermelin (vgl. Turmalin, Anilin), Walküre (vgl. frz. -ure) u. a. zu erklären, während der vom sonstigen Brauche abweichende Accent in lebendig, allmächtig, leibhaftig, Forelle,

seiner Sprache weniger weltbürgerliche Neigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit, größeres Streben nach Wahrheit und größere Rücksicht auf den Nächsten als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte.

Holunder u. a. anders zu deuten ist. Vgl. Hoffmann-Krayer in Lyons Zeitschrift VIII, 762.

Multa renascentur, quae iam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.
Horat. A. P. 70 ff.

Heimische Wörter.[1])

Der Wortschatz einer Sprache hält nach Umfang und Inhalt 143
mit der Bildung des betreffenden Volks gleichen Schritt. Je mehr sich dessen Gesichtskreis erweitert und je mehr es sich geistig vervollkommnet, um so reichhaltiger und bedeutungsvoller wird auch der Vorrat an Bezeichnungen, mit dem es die Summe seiner Begriffe und Vorstellungen zum Ausdruck bringt. Der Wortbestand, über den die alten Indogermanen verfügten, war gegenüber dem des Mittelalters oder gar der Neuzeit nicht sehr groß. Und wie spärlich war dabei das geistige Gebiet vertreten! Wohl vermochten die Menschen für die hauptsächlichsten Gefühle, die ihr Herz bewegten, für Zorn und Neid,

1) Vgl. O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Halle 1882; Müller-Zarncke, mhd. Wörterbuch. Leipzig 1854—66; Grimm, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1854 ff.; Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. Straßburg 1894; G. Pritzel und C. Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Hannover 1882; Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Leipzig 1884; Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch. 4. Aufl. Gießen 1881—82; M. Heyne, Wörterbuch der deutschen Sprache. 1889 ff.; Gombert, Beiträge zur Altersbestimmung nhd. Wortformen, Programm von Großstrehlitz 1889 und 1893; Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen. 1889. 2. Aufl.; Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum IV, 515—625 (Wörterbuch der Gaunersprache); K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875—81; J. Andr. Schmeller, Bairisches Wörterbuch. 2. Ausg. München 1872—77; Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Frauenfeld 1881 ff.

Furcht und Mut, Liebe und Haß, Namen zu finden; aber wie gering ist doch die Zahl der abgezogenen Begriffe und vollends der Gattungsbezeichnungen! Die Malaien haben Ausdrücke für alle ihnen bekannten Tiere, aber zu einem Worte für den zusammenfassenden Begriff Tier haben sie es überhaupt nicht gebracht, und im Griechischen ist ζῷον, das wie animal alle lebenden Wesen bezeichnet, erst in nachhomerischer Zeit gebildet worden. Aber für die mangelhafte Ausbildung höherer, geistiger Begriffe entschädigt die Urzeit durch reiche Mannigfaltigkeit auf dem beschränkten Raume ihrer Vorstellungswelt. Denn die alten Indogermanen hatten, wie noch gegenwärtig die Sprachen unentwickelter Volksstämme, eine Masse verschiedener Ausdrücke für die gewöhnlichen Verrichtungen des täglichen Lebens, um die mannigfachen Arten zu bezeichnen, auf die sie vorgenommen wurden. So besaßen sie mehrere Hundert Ausdrücke für „gehen", so auch eine große Zahl verschiedener Wörter in der Bedeutung schlagen, je nachdem der Schlag mit der flachen Hand oder mit dem Stocke, derb oder schwach, von vorn oder hinten versetzt wurde, Unterschiede, die eine vorgeschrittenere Zeit als für sie unwesentlich und wertlos fallen ließ.[1]) Ebenso schuf man für Gegenstände, mit denen man sich häufig oder gern beschäftigte, immer neue Namen, weil man ihnen bei oftmaliger Betrachtung immer neue Seiten abzugewinnen wußte. Humboldt hebt in seinen Ansichten der Natur hervor, daß die Araber über 20 Bezeichnungen für die Steppe und Wüste hatten und daß in der altkastilianischen Sprache viele Ausdrücke für die Gestalt der Gebirgsmassen vorhanden waren; Wedewer[2]) betont, daß die Araber 200 Wörter besitzen, um die Schlange,

1) „Dieser in freier Luft lebenden Hirten Auge sieht weiter, ihr Ohr hört schärfer, wie sollte nicht auch ihre Rede sinnliche Anschauung und Fülle gewonnen haben?" M. Müller nach Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I, 20.

2) In seiner Schrift „Zur Sprachwissenschaft" S. 28. Im Lappischen soll es 30 Wörter für Rentier geben (vgl. P. Fischer, Jahresbericht der Friedrich-Wilhelmsschule in Stettin 1893 S. 10) und nach B. Männel, Über Abstraktion, Jenaer Dissert. 1890, S. 42 haben die Madagassen 20 Bezeichnungen für das Wachsen von Ochsenhörnern.

500, um den Löwen, 1000, um das Schwert zu bezeichnen.“ Und ist nicht die Thatsache, daß im mhd. über 60 Ausdrücke für das Roß vorhanden sind[1]), ein Beweis für die besondere Vorliebe, die man in der Zeit der ritterlichen Übungen diesem edelsten aller Tiere entgegenbrachte? Oder spricht nicht der Umstand, daß Hermann Schrader 500 Redensarten und Bilder auf dem Gebiete des Trinkens in unserer Sprache hat sammeln können, zur Genüge aus, wie sehr unserem Volke diese Neigung in Fleisch und Blut übergegangen ist?

Handelte es sich bisher um Wörter, die ein größeres Ver- 144
breitungsgebiet hatten, so giebt es auch solche, die nur in engeren Kreisen verwendet werden. Dabei ist es von großer Wichtigkeit, ob der in den Gesichtskreis des Menschen tretende Gegenstand *besonders hervorstechende Eigenschaften* hat, ob er von selbst in die Augen fällt oder nicht. Je schneller und bestimmter er sich dem unbefangenen Naturbeobachter aufdrängt, je stärker gewisse Merkmale ins Bewußtsein treten, um so mehr ist die Möglichkeit gegeben, daß er in größeren Gebieten nach denselben Gesichtspunkten benannt wird und daß sich sein Name auch längere Zeit behauptet, ohne von anderen etwa neu geschaffenen verdrängt zu werden. Daher haben sich die Bezeichnungen für Sonne und Mond, Himmel und Erde, Blitz und Donner, Feuer und Wasser, für die Haustiere und die großen Bewohner des germanischen Urwalds wie Wolf und Bär, für die hauptsächlichsten Bäume unseres Vaterlands und die ältesten Getreidearten meist von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart erhalten und sind fast überall im deutschen Lande durchgedrungen[2]); dagegen haben andere, *weniger stark*

1) Genaueres bei M. Jähns, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen. Kulturhistorische Monographie. 2 Bde. Leipzig 1872.

2) Kluge, Wissensch. Beiheft VI S. 6 sagt: „Fest und sicher lebten im Deutschen von jeher Worte wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Auge und Ohr oder Stoffworte wie Hut und Schuh, Fisch und Fleisch, Silber und Gold, Milch und Ei, Essig und Salz.“ Auch was aus der Fremde eingeführt ist, geht, weil es durch den Handelsverkehr getragen wird, meist mit einem und

hervortretende Erscheinungen der Sinnenwelt in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes eine reiche Zahl der mannigfaltigsten Namen bekommen, weil die eine Landschaft diesen Zug für den bedeutsamsten hielt, die andere jenen. Für die bescheidenen Pflänzchen und Kräuter, für Blumen der Wiese und Sträucher des Waldes, für die kleinen Käfer und Würmer giebt es in den Mundarten eine Menge abweichender Benennungen, jeder Volksstamm hat hier seine Besonderheiten: Anemone und Ranunkel, Primel und Herbstzeitlose weisen über ein halbes Hundert verschiedener Namen auf; Schmetterling, Libelle, Maikäfer, Apfelgriebs, Schaukel mehrere Dutzend; die Wiese heißt auch Matte, Aue, Anger (Socin, Schriftspr. u. Dialekte S. 216), der Star Sprehe, der Sperling Lüning, die Motte Schabe u. s. f.[1]) Aber auch sonst fehlt es nicht an Abweichungen mancher Art. So legte man bei der Bezeichnung der Gewerbetreibenden hier das Hauptgewicht auf diesen Punkt, dort auf jenen. Dem Norddeutschen erschien der Tisch, dem Süddeutschen der Schrein wichtiger, als es galt, einen Ausdruck für den Mann zu finden, der das Hausgerät herstellt (Tischler, Schreiner).[2]) Daher haben wir neben einander den Töpfer und Hafner, den Glaser und Flaschner, Böttcher und Scheffler, Schlachter, Fleischer und Metzger, daher heißt der norddeutsche Klempner (von klamben, verklammen) in der Wetterau Blechner oder Blechschmied, in Schwaben Blechler, in der Schweiz Stürzner und in Bayern wie im Elsaß Spengler.

demselben fremden Namen durch ganz Deutschland: Wörter wie Esel, Maultier, Pfau, Rose haben in den deutschen Mundarten keine entsprechenden deutschen Bezeichnungen; nur wenige wie die Kartoffel machen eine Ausnahme. Kluge, ebenda S. 9. Dasselbe gilt von den Gattungsnamen (Gans, Ente, Taube), die im Gegensatz zu den Artenbezeichnungen meist nur einen Namen aufweisen.

1) Vgl. auch Heinzerling, Die Namen wirbelloser Tiere in der Siegerländer Mundart verglichen mit denen anderer deutscher Mundarten. Siegen 1879; J. und F. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache. Wiesbaden 1871.

2) O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Leipzig 1878. S. 366 ff. und A. Sachs, Die deutsche Heimat. Halle 1885. S. 575 ff.

Die größte Abweichung zeigt die Sprache bei den Ausdrücken im Bereich der Kinderjahre z. B. der Jugendspiele. Überhaupt kann man sagen: Je weiter ein Begriff den Großmächten des gesellschaftlichen Lebens, dem Handel und Verkehr, fern liegt, um so mehr wird er sinnverwandte Bezeichnungen in den einzelnen Landschaften aufweisen. Weil nun das deutsche Volk gleich dem griechischen besondere Neigung hat, landschaftliche Unterschiede auszuprägen, und die Stämme von jeher eifersüchtig über ihre Stammeseigentümlichkeiten gewacht haben, so ist gerade in unserem Lande die mundartliche Schöpfung außerordentlich ergiebig gewesen. Daraus erklärt sich auch nicht zum kleinsten Teil der gewaltige Umfang, den der Wortschatz unserer Sprache angenommen hat. Der Wortvorrat des Französischen beziffert sich nach der höchsten Schätzung auf 110000, der des Englischen nicht über 120000 Wörter, dagegen hat man ausgerechnet[1]), daß im Grimmschen Wörterbuche nach seiner Vollendung nicht weniger als eine halbe Million verschiedener Ausdrücke enthalten sein werden. Und dabei sind die Eigennamen noch gar nicht mitgerechnet.[2])

Diese Unmasse von Wörtern gehört selbstverständlich ihrer 145
Entstehung nach nicht einem Zeitabschnitte an; sie sind das Erzeugnis einer Reihe von Jahrhunderten deutscher Geistesarbeit und deutschen Lebens. Einen großen Teil von ihnen

1) Lucä, Preußische Jahrbücher XXXI, 523ff. Lecoultre a. a. O. S. 23: „Si son (der französischen Sprache) vocabulaire est plus riche que celui des Romains pour exprimer les sentiments intimes de l'âme et les phénomènes de la nature, elle est à cet égard plus pauvre que d'autres langues modernes, l'allemande par exemple."

2) Was auch hierin unser Volk an schöpferischer Kraft geleistet hat, ist staunenerregend. Sagt doch ein Fachmann wie Prof. Fick in seinem Buche über die griechischen Personennamen: „Das germanische Namenssystem ist am mächtigsten entwickelt und mit der feinsten Systematik durchgeführt; man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 50 Millionen Deutschen mit einem eignen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesamte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Namensprachtgewandes kleidet."

hat die Schriftsprache in sich aufgenommen, die meisten sind ausschließlich Eigentum der Mundarten. Aber zwischen diesen beiden Gebieten ist keine scharfe Grenze zu ziehen. Schriftsteller und Dichter geben durch die Macht ihrer Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen oft verachteten Wörtern der Heimat das Bürgerrecht in der vornehmen Schriftsprache. So haben Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe[1]), Uhland und andere Dichter reichlich aus dem frischen Quell der Volkssprache geschöpft, z. B. hat Uhland aus der schwäbischen Mundart bürsten = trinken und Qualm = Betäubung entlehnt und Kopisch das kölnische Wort Heinzelmännchen in der Schriftsprache eingebürgert. Anheimeln, anstellig, aufwiegeln, tagen und staunen stammen aus der Schweiz, Ländler ist aus dem „Landl" (Österreich ob der Enns) übernommen, Fex aus Tirol, blaß aus Ostpreußen; strafen, täuschen, Otter u. a. hat Luther aus dem Ostmitteldeutschen entliehen; abhold und abschätzig sind von Haus aus nur oberdeutsch, Lippe und fett niederdeutsch.

Umgekehrt schwinden auch aus der Schriftsprache wieder Bezeichnungen, die in dieser oder jener Mundart noch weiter leben. Selbst der kräftigste Baum stößt, wenn er neue Sprößlinge treibt, nach und nach die alten ab. Ein so gewaltiger Geist wie Shakespeare verfügt in seinen Werken über kaum 15000 Wörter, Milton nur über 8000, und die Verfasser des alten Testaments verwenden nicht ganz 7000; der Durchschnittsmensch kommt mit einer weit geringeren Zahl

1) Weinhold, Preußische Jahrbücher 1893 S. 405: „Von idiomatischen Elementen hat der kluge und feingebildete Wieland für seinen Wortschatz Gebrauch gemacht, dem er manches gut schwäbische Korn beimischte, das dann allgemein in Umlauf kam, durch Lessings klassisches Deutsch geht eine starke oberlausitzer Ader hindurch, Goethe hat den Frankfurter und Weimaraner, Schiller den Schwaben oft auf das Blatt sehen lassen, wenn sie schrieben. Das Volkstümliche ist überhaupt für uns Deutsche ein Jung- und Quickbrunnen. Das erkannten Hamann und Herder, das lernte Goethe von ihnen, das ist das Wahrste in den Lehren der Romantiker, und daraus gingen die Arbeiten der Gebrüder Grimm hervor."

aus. Die am häufigsten gebrauchten besitzen in der Regel die stärkste Lebensfähigkeit, die seltener vorkommenden wesentlich geringere. Wer sich einen Begriff davon machen will, welche Verluste der Wortschatz der nhd. Sprache in den letzten Jahrhunderten erlitten hat, braucht nur einmal Luthers Bibelübersetzung oder Jüttings Biblisches Wörterbuch daraufhin durchzublättern. Von den darin begegnenden sind unserer Schriftsprache jetzt Scheuel (etwas Unreines), Ströter = mhd. strutaere (Straßenräuber), Söcker (ein Siecher), Hümpler (Stümper), pfetzen (einritzen), verhäften (durch Wort und Handschlag verbindlich machen) u. a. gänzlich abhanden gekommen, andere bestehen nur noch in etwas veränderter Form weiter z. B. haderhaftig = haderſüchtig, kleinern = verkleinern, schuldigen = beschuldigen, zärteln = verzärteln, überjährt = verjährt, verstürzt = bestürzt. Beträgt doch auch im Englischen die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, die seit dem 1611 erschienenen Schrift- und Gebetbuchglossar Bookers veraltet oder ganz abgestorben sind, nach Max Müllers Angaben 388 (vgl. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1863. S. 32)!

Die Gründe, warum ein Wort allmählich aus dem 146
Verkehr schwindet, sind oft schwer zu erkennen und anzugeben. Am einfachsten liegen die Verhältnisse, wenn die damit bezeichneten Gegenstände, Sitten u. s. f. nicht mehr bestehen: ihr Untergang zog den Verlust der Wörter nach sich. Sonst scheint bisweilen der lautliche Zusammenfall mit andern Ausdrücken und die dadurch gegebene Möglichkeit der Verwechselung den Untergang des einen gefördert zu haben. Durstig = kühn von mhd. turren, wagen ist vielleicht dem gleichklingenden von Durst abgeleiteten Worte gewichen; in diesem Falle hätte also deutsche Kühnheit dem deutschen Durste das Feld geräumt; Brunst (von brennen) hat Brunft (von brummen) verdrängt und seine Bedeutung mit übernommen. So ist auch möglicherweise Klinge, Bach (z. B. in Klingenthal) vor der Messerklinge und Schnur (nurus) vor Schnur (linea) aus dem Schriftgebrauche geschwunden. Möglicherweise! Denn es kann nicht geleugnet werden, daß noch jetzt gar manche gleichklingende

Wörter verschiedener Abstammung und Bedeutung neben einander bestehen wie Lied und Lid, Seite und Saite u. s. w. Andere Ausdrücke wurden bei Seite geschoben, weil sie einer verfeinerten Zeit sittlich anstößig erschienen. Bei den meisten aber trägt sicherlich bloß der nach und nach entstandene Wortüberfluß die Schuld. Denn da die Sprache jeder Verschwendung abgeneigt ist, sucht sie allmählich sich alles Entbehrlichen zu entledigen und Ausdrücke gleicher Bedeutung auf das niedrigste Maß zu beschränken. Mit dem Aufkommen neuer schwinden alte aus dem Gebrauche.[1]) So sind michel (Michelnburg: Mecklenburg) und lützel (Lützelburg: Luxemburg) zu Gunsten von groß und klein, quirn (in Kirnbach) und gouch zu Gunsten von Mühle und Kuckuck vom Schauplatz abgetreten. Nur in erstarrter Form fristen sie oft noch ein Scheindasein. Gleichwie der Schnee, wenn er fest zusammengedrückt oder durch eine schützende Wand dem unmittelbaren Einflusse der Sonne entzogen wird, sich viel länger erhält, als wenn er frei daliegt und ihren heißen Strahlen ausgesetzt ist, so sind auch durch besonders glückliche Umstände manche Wörter der völligen Vernichtung entgangen: So haben sich in Ableitungen erhalten ahd. widamo, Mitgift, mhd. widem, Leibgedinge in dem Zeitwort widmen, ahd. weigar, tollkühn (eigentlich wohl halsstarrig) in weigern (ahd. weigarôn), älter nhd. Brame, Rand, Waldrand in verbrämen, mhd. hurt, Anprall, Stoß in hurtig, bendec, festgebunden in bändigen und unbändig, lûtbaere, lautbar in verlautbaren, boln, werfen in Böller, ahd. spar in sparsam und spärlich, älter nhd. rechtfertig in rechtfertigen, fahen in fähig u. a.; ferner in stehenden, fest zusammengewachsenen Redensarten mhd. mâge, Verwandter in Mann und Mage, kegel, uneheliches Kind in Kind und Kegel, mhd. iht, etwas in „Icht(s)

1) Lehrreich sind die Erörterungen K. Burdachs über das Schicksal der Studentenausdrücke, die nach Ausweis der Wörterbücher vor 100 Jahren in Halle üblich gewesen sind. Vgl. die Schrift Studentensprache und Studentenlieder in Halle vor 100 Jahren. Halle 1894. S. XII.

iſt beſſer als Nicht(s)", leiden in „wie er leibt und lebt"; ſodann in den zu Eigenſchaftswörtern gewordenen Mittelwörtern wie abgefeimt (von abfeimen = abſchäumen) und aufgedunſen (von aufdinſen); hauptſächlich aber in Zuſammenſetzungen: Wer ſagt noch wie Luther „das Gewiſſen beißt mich" (Hiob 27, 6) und „ich büße die Lücken" (Neh. 4, 7), oder wer redet noch vom Atemziehen? Aber die Hauptwörter Gewiſſensbiſſe, Lückenbüßer, Atemzug laſſen erkennen, daß dies früher ſchriftſprachliche Wendungen waren. In Unflat ſteckt ein altes *flât, Schönheit, in Mahlſtatt mahal, Gericht, in zermalmen malm, Sand (vgl. Nordermalm und Södermalm in Stockholm), in Honigſeim mhd. seim. Karfreitag enthält ahd. kara, Klage, Schmerz, fünfzig im 2. Teile das got. Hauptwort tigus, Zehnzahl. In Weihnachten (mhd. ze wîhen nahten) und Weihrauch (mhd. wîchrouch) findet ſich das Eigenſchaftswort weih, heilig, in blutrünſtig mhd. runsec von runs, Waſſerlauf, in Meineid mein, falſch, in Wahnwitz und Wahnſinn ahd. wana, leer, fehlend, mangelhaft = got. wans. Firnewein iſt vorjähriger Wein, Bräutigam der Mann (gam = got. gumo = lat. homo) der Braut, Fronleichnamsfeſt das Feſt des Leichnams des Herrn (frô), gleichſam iſt ſoviel als gleichwie (sam, wie = engl. same, derſelbe). In volkstümlicher Umgeſtaltung leben fort molt, Staub, Erde in Maulwurf = Moltwurf, diech, Oberſchenkel in Dickbein, kar, Topf = got. kas in Bienenkorb (mhd. binenkar), râm, Ziel, Streben in anberaumen, spilden, verſchwenden und spildec, verſchwenderiſch in koſtſpielig für koſtſpildig u. a.

Am lehrreichſten ſind die Eigennamen; ſie bilden für 147
den in die Geheimniſſe der Sprache Eingeweihten eine wahre Fundgrube. Was die bergende Hülle der Erde für den Altertumsforſcher, das ſind die Orts- und Perſonennamen für den Sprachforſcher. Der im Siebengebirge gelegene Ort Heiſterbach hat uns ein Wort erhalten, das wohl noch in den romaniſchen Sprachen als deutſches Lehngut fortlebt (frz. le hêtre), aber im Deutſchen aus der Schriftſprache geſchwunden iſt (Heiſter, Buche), in Donnershaugk und Arnshaugk gewahren wir das

mit Hügel im Ablautsverhältnis stehende mhd. houc, -ges Hügel, im zweiten Teile von Berchtesgaden den alten Ausdruck für das Gemach, in Spessart = Spechtshart die Bezeichnung für Wald (hart). Der Vorname Reinhard = der im Rate Starke birgt den Stamm ragin, Rat, Hubert, der Geistesglänzende, die Stämme hugu, Geist und berht, glänzend, Oswin aus, Gott und wine, Freund, Othmar und Ottomar ôd, Besitztum und mar, berühmt. Auch die jetzigen Familiennamen bergen manch kostbaren Stein aus der Krone der alten deutschen Sprache z. B. Wedekind und Wittekind widu, Holz (vgl. Wiedehopf, Holzhüpfer); Leidecker (= Schieferdecker) lei, Stein, Schiefer; Lämmerzahl zagel, Schwanz; Leuchsenring liuhse, Wagenleiste.

148 Andere gute deutsche Wörter leben nur noch in den romanischen Sprachen fort, in die sie während oder nach der Völkerwanderung unter dem Hochdruck germanischen Einflusses eingedrungen sind. Besonders gilt dies von den Bezeichnungen des Staatslebens und Waffenhandwerks, des Handels und Verkehrs, See- und Münzwesens, auch von den Erzeugnissen und Gewächsen des Nordens. Französisch guerre ist aus ahd. werra, Streit = engl. war entlehnt worden (vgl. unser Wirren), brèche geht zurück auf ahd. brehha und ist erst in nhd. Zeit wieder in der Form Bresche zu uns zurückgekommen; it. mondualdo führt auf ein deutsches Mundwalt u. a.; manche Wörter haben im Auslande wenigstens noch die ältere Bedeutung gewahrt, so das aus geil entlehnte und mit frz. Endung weiter gebildete gaillard, fröhlich (vgl. ahd. mhd. geil, lustig, fröhlich) und frz. fanon, Handtuch, Stück Tuch, das auf den Stamm des Wortes Fahne zurückgeht.

Sind diese Wörter durch Angleichung an das fremde Sprachgut ihres deutschen Gepräges verlustig gegangen, so sind andere deutsch gebliebene, die bereits aus dem Gebrauche geschwunden waren, wieder hervorgeholt und dem Verkehr übergeben worden. „Wir freuen uns eines verschollenen, ausgegrabenen deutschen Wortes mehr als des fremden, weil wir es unserem Lande wieder aneignen können", sagt Jakob

Grimm[1]), und in diesem Sinne haben schon vor ihm Freunde des Deutschtums gehandelt. Lessing gab uns den „Degen" des Nibelungenliedes zurück, Wieland den Recken, Klopstock Hain, Goethe Glast = Glanz, Rückert Sehr = Schmerz, Voß hasten, andere Hüne, Aar, Ahne, Mark (Grenze), Sucht, Eiland, Märe, Fehde, Blachfeld, behagen, anheben, frommen u. s. f.[2]) Neben diesen vorwiegend zu dichterischem Gebrauche von Dichtern übernommenen Ausdrücken giebt es eine große Zahl volkstümlich gewordener, die aus Luthers Bibel stammen und durch vielfache Beschäftigung mit dieser von jung und alt zu neuem Leben erweckt worden sind. Mehr durch die Schule, als durch das Leben lernt das Kind die Ausdrücke Schalksknecht, Scherflein, Silberling, Zöllner und Wendungen wie bitterlich weinen oder mit fremdem Kalbe pflügen. Durch Bibellesen und Bibelauslegung sind auch Jammerthal, Mördergrube, Sündenbock, Zähneklappern, himmelschreiend, wunderlicher Heiliger, seine Hände in Unschuld waschen, in Sack und Asche trauern, sein Herz ausschütten, auf keinen grünen Zweig kommen, mit seinem Pfunde wuchern, den Staub von den Füßen schütteln u. a. wieder in Umlauf gesetzt worden.[3]) Und wie diese, so giebt es noch eine große Zahl anderer Wörter, die im Schoße des Schrifttums ruhen und des Meisters harren, der sie vom Staube der Jahrhunderte gesäubert zu neuem Gebrauche heranzieht.

1) Kleine Schriften 7, 565. Vgl. auch J. Paul, Fragment über die deutsche Sprache § 83 der Vorschule: „Wollte man die bedeckten Goldschächte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein ganzes Wörterbuch ausheben. Ein frommer Wunsch wäre es ... ein bloßes Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergrauten Wörter zu bekommen, von welchen wir keine Enkel haben. .. Können wir Deutsche uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen!"

2) Weiteres siehe bei Karl Müller, Die Wiederbelebung alter Wörter, Wissenschaftl. Beiheft des allgem. deutschen Sprachver. II, 57—71; Schulze, mhd. Anklänge in Uhlands Gedichten, Progr. von Thann 1879.

3) Vgl. F. Söhns, Die Bibel und das Volk, Lyons Zeitschrift IV, S. 9—29. Über die Sprache der Bibel in Schillers Räubern schrieb Borberger ein Programm 1867; über biblische Anklänge bei Schiller vgl. auch Fr. Schnedermann, Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands.

Den Wörtern ist das Geschlecht zur ordnenden und verschönernden Regel geworden.

J. Grimm.

Geschlecht.[1])

149 „Der Mensch ist das Maß aller Dinge", sagt Protagoras. Wie die Längenverhältnisse nach den Körpergliedern[2]) bestimmt und die Finger und Zehen zur Grundlage der Zehnzahlrechnung gemacht worden sind, so ist auch das menschliche Geschlecht auf die Gegenstände der uns umgebenden Natur übertragen worden; es geschah dies nicht erst im Sonderleben der germanischen Sprachen, sondern bereits in indogermanischer Zeit. In der Jugend der Völker ist ihre Einbildungskraft am stärksten. Wenn der Knabe jeden Stab zum Reitpferd zu stempeln ver-

1) Vgl. Grimm, Grammatik III, 311—563; Pott, Das grammatische Geschlecht in Ersch und Grubers Encyklopädie; Oswald, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung. Paderborn 1866; Th. Imme, Andeutungen über das Wesen der Sprache auf Grund der neueren Psychologie, Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins II, 72 ff.; V. Michels, Zum Wechsel des Nominalgeschlechts im Deutschen. Straßburg 1889; J. Blumer, Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. 1890; J. Timmel, Zum Genus der Substantiva im Neuhochdeutschen. 1880; W. Meyer, Das Schicksal des lateinischen Neutrums im Romanischen. Halle 1883; E. Appel, De genere neutro intereunte in lingua latina, Münchner Dissert., Erlangen 1883; H. Suchier, Der Untergang der geschlechtlichen Substantivform, Archiv für Philol. III, 161 ff.; Brugmann, Das grammatische Geschlecht in den indogerman. Sprachen, Techmers Zeitschrift IV, 100 ff.; Curtius, Ausgewählte Reden und Vorträge. Leipzig 1886. S. 43 f.

2) Vgl. Fuß, Elle, dessen Grundbedeutung noch aus Ellbogen erkennbar ist u. a., sowie den Gattungsbegriff „Gliedmaßen" = Gliedermaß.

mag und dadurch sinnlich belebt, wenn das Mädchen die Puppe, die es in den Armen hält, zur Gespielin macht und mit ihr spricht und scherzt, warum sollten nicht auch jugendfrische Völker den Gegenständen der Sinnenwelt, sobald sie irgend welche Lebenskraft bethätigten, beseelenden Odem einhauchen können? Und in der That dachten sie sich in der Unbefangenheit kindlicher Anschauung die unter Blitz und Donner dahinfahrende Wolke, die auf- und untergehenden Gestirne Sonne und Mond und die fruchtspendende, sich in jedem Frühjahr neu belebende Erde als männliche oder weibliche Gestalten; ebenso sahen sie auch in dem rastlos wogenden Meere, in den munter dahineilenden Bächen und Flüssen, den geheimnisvoll rauschenden, triebkräftigen Bäumen meist lebensvolle Wesen. So lange die Völker noch in gemeinschaftlichen Wohnsitzen beisammen waren, hatten sie von den einzelnen Naturerscheinungen ziemlich gleiche Vorstellung, und darum verliehen sie ihnen auch in der Regel nach gleichen Grundsätzen ihr Geschlecht. Ja diese Auffassung blieb oft auch über die Zeit der Völkertrennung hinaus im Leben der einzelnen Sprachen bestehen, besonders wenn die in Frage kommenden Dinge eine stark ausgeprägte Eigenart besaßen. Wie der regenspendende und erdbefruchtende Himmel in den meisten Sprachen männlich ist, so galt von jeher die befruchtete Erde als die große Nährmutter aller Geschöpfe. Die tobenden Winde haben bei ihrer gewaltigen Machtentfaltung ein so ausgesprochen männliches Auftreten, daß ihnen die Einzelvölker in ziemlich übereinstimmender Weise dieses Geschlecht verliehen oder, genauer gesagt, gelassen haben. Man dachte sie sich als Riesen, die gleich den gewöhnlichen Menschen „sich erheben", „gehen" und „sich" wieder „legen", ja die sogar heiraten. Denn wie nach altgriechischer Anschauung dem Äolus Frau und Kinder zur Seite stehen, so verleiht die Einbildungskraft unserer Altvordern auch dem Winde eine junge Frau, die „Windsbraut" (Braut = junge Frau; vgl. oberpfälz. „die Windin").

Im übrigen finden wir vielfach Schwanken in der Ge- 150
schlechtsbestimmung. Die Verschiedenheit der Luft, des Bodens und der Lebensweise führte zu Abweichungen in der Geistesart

der Völker und damit auch in der Auffassung des Geschlechts mancher Naturerscheinungen. So war den Griechen und Römern die Sonne (Helios, Sol) ein gar strenger Herrscher, der seine oft todbringenden Pfeile auf Menschen und Tiere sandte und die Kinder der Flur erlegte, der Mond dagegen erschien ihnen als sanfte Frau (Selene, Luna), die allen Menschen in Bedrängnis und Not beistand. Und wenn wir die Glut, die das strahlende Tagesgestirn in jenen Gegenden entfaltet, mit den milden, hellen Mondnächten des Südens vergleichen, so finden wir leicht den Schlüssel zur richtigen Auffassung dieses sprachlichen Vorgangs. Den alten Germanen war umgekehrt die Sonne eine gütige Göttin, da sie die Blumen aus ihrem Winterschlafe erweckte und mit ihren freundlichen Strahlen die kalte Luft des Nordens erwärmte, der Mond dagegen erinnerte sie an die eisige Kälte unbewölkter Winternächte[1]); daher hier das entgegengesetzte Geschlecht. Auch bei den Gewässern treten große Unterschiede zwischen den Völkern hervor. Den Griechen und Römern erschienen die reißenden Gebirgsbäche mit ihrer verheerenden Kraft in männlicher Stärke; man belebte sie daher mit männlichen Gottheiten, die man oft durch das Sinnbild wilder Stiere in der Kunst darstellte. Den Germanen war der ruhigere Lauf ihrer Flüsse Anlaß, sie vorzugsweise weiblich zu benennen: die Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Saale u. a., nur die von Haus aus keltischen oder slavischen zeigen nicht selten abweichendes Geschlecht (der Rhein, Main, Niemen, Bober). Im Gegensatz zu ihrer Auffassung von den Flüssen gewannen die Griechen vom Meere meist den Eindruck eines sanften weiblichen Wesens (θάλασσα, ἅλς)[2]), für die Römer aber war es geschlechtlos (mare, aequor, salum, altum): den beweglichen, seefahrtliebenden Hellenen, die mit ihren Schiffen das Meer

1) Auch die Angelsachsen teilten bei den Namen dieser beiden Gestirne einst die allgemein deutsche Auffassung, haben aber auf englischem Boden unter normannisch-französischem Einflusse das romanisch-römische Geschlecht angenommen. Noch im Mittelenglischen ist Mond männlich und Sonne weiblich.

2) Seltener war es männlich (πόντος) oder sächlich (πέλαγος).

nach allen Richtungen durchfurchten, war es ein freundliches, gnädiges Weib, den Söhnen Latiums aber, die nie darauf heimiſch geworden ſind, weil ſie es als furchtbar und ſtürmiſch fürchteten, war es ein wenig betretenes, oft unnahbares Gebiet. Rechnete doch Cato, das Muſter eines Römers von echtem Schrot und Korn, unter die drei Dinge, die er in ſeinem Leben bereute, daß er einmal eine Strecke zu Schiff zurückgelegt habe, wo er hätte zu Fuße gehen können! Ähnlich erging es unſern Altvordern, ehe ſie auf dem Meere heimiſch wurden. Denn es gehörte allerdings ein kühner Mut zu dem Wagniſſe, zuerſt den Einbaum oder die Barke durch ſturmgepeitſchte Fluten zu rudern. Als aber die am Geſtade der Nord- und Oſtſee wohnenden Stämme mit den Fortſchritten im Schiffbau in freundſchaftlichere Beziehungen zum Meere traten, änderte ſich auch ihre Anſicht von deſſen Geſchlechte: Das Wort See iſt im Gotiſchen, Althochdeutſchen und Altſächſiſchen ausſchließlich, im Mittelhochdeutſchen überwiegend männlich, im Angelſächſiſchen kommen beide Geſchlechter faſt gleich häufig vor, während im Niederländiſchen und Neuhochdeutſchen die dem Handel ſo förderliche See weiblich geworden iſt.[1]) So iſt alſo das grammatiſche, nach der gewöhnlichen Annahme von Haus aus bloß durch die Endung beſtimmte Geſchlecht bei dieſen Wörtern eigentlich ein *natürliches*, auf perſönlicher Auffaſſung der Gegenſtände beruhendes. Denn die erwähnten Naturgewalten ſtanden den Alten gleich Bildern einer zauberhaften Märchenwelt vor der Seele, voller Lebenskraft und ſo anſchaulich, daß griechiſche Künſtler ſie in Marmor verkörpern konnten.

In ähnlicher Weiſe verfuhr man mit *Dingen von ge-* 151
ringerer Lebensäußerung und Beweglichkeit wie z. B. den Vertretern der Pflanzenwelt. Die alten Griechen bevölkerten die Bäume mit lieblichen Nymphen, und auch in den Augen der Deutſchen trugen dieſe ein entſchieden weibliches Gepräge, wofür wohl das Gefühl mit ausſchlaggebend war, daß ſie ſich

1) Nur im Sinne eines Binnengewäſſers weiſt das Wort im nhd. männliches Geſchlecht (der See) auf.

nicht vom Platze bewegen können; daher die Eiche, Linde, Buche, Erle, Birke, Tanne u. s. f., und wenn die Blumen gleichfalls meist weiblich gedacht und benannt sind, so verdanken sie das vielleicht der anmutigen Gestalt, der zarten Blüte und dem süßen Duft, womit sie die Menschen erfreuen; die weibliche Art kommt durch das entsprechende Geschlecht zum Ausdruck. Selbst abgezogene Begriffe, die sich der Mensch durch nüchterne Erwägung geschaffen hat, konnten durch die Einbildungskraft einer kindlich unbefangenen Zeit in lebensvoller Gestalt geschaut werden, und die Dichter des Mittelalters behandelten sie in gleicher Weise, wenn sie von einer Frau aventiure, Frau kiusche, Frau zuht, Frau minne u. s. w. redeten oder diese handelnd einführten. Mit außerordentlicher Feinheit und Zartheit der Empfindung verliehen unsere Väter den starken Trieben und Leidenschaften, die des Menschen Brust durchwogen, wie Zorn, Haß, Trotz, Neid, männliche Eigenschaft[1]), den lieblicheren und sanfteren Regungen des Herzens aber wie Freude, Liebe, Treue, Wonne, Freundschaft weibliche. Das Wort Mut ist männlich, die Zusammensetzungen werden verschieden behandelt: Hochmut, Übermut, Freimut, Unmut, Frevelmut, Löwenmut, Wankelmut, Edelmut[2]) und andere von stärkerer Natur und Kraftäußerung haben das Geschlecht des Stammwortes bewahrt, Anmut, Sanftmut, Demut, Wehmut, Schwermut, Langmut, Großmut und andere von zarterer Beschaffenheit haben weibliche Geltung erhalten.

Wenn ferner Walther von der Vogelweide einen Herrn

1) Schon im Altertum war das Sprachgefühl für diese Geschlechtsunterschiede geschärft; so tadelte der Sophist Protagoras den Anfang der Ilias, weil dort μῆνις, der Grimm, weiblich gebraucht wird, was der Bedeutung zu widersprechen scheint. Dafür wurde er freilich von Aristophanes in den Wolken verspottet.

2) „Es hebt, wie sich gebührt, mit einem Mann das Mutgeschlecht als seinem Adam an: doch wie sich auch gebührt, die nächste Sippe zwei Weiber sind es aus des Mutes Rippe: die Großmut hoch und milde doch das Haupt, die Demut, die's mit Veilchen still umlaubt, und wie der Mut in Liebe sich gebeugt, hat Kinder er mit jeder sechs gezeugt" u. s. w. (W. Wackernagel in dem Gedicht „Die Familie Mut".)

Stock und eine Frau Bohne und seine Zeitgenossen einen Herrn Tag und Herrn Bart vorführen, so läßt es sich ein jugendliches, geistig frisches Volk wie die alten Germanen erst recht nicht nehmen, die Gegenstände der Sinnenwelt je nach ihrem Wesen einem bestimmten Geschlechte zuzuweisen; und diese Gemütsrichtung ist unserem Volke bis auf den heutigen Tag geblieben. Das nüchterne Handelsvolk Großbritanniens hat schon im 13. Jahrh. auf fast jede Geschlechtsunterscheidung verzichtet[1]), als ihm die Neigung verloren gegangen war, den entzückenden Gedanken einer kindlichen Urzeit festzuhalten; die Deutschen dagegen haben sich die lebhafte Empfindung dafür bewahrt.

Doch keine Sprache thut dies bei allen Wörtern.[2]) Es 152
giebt gar manche Gegenstände, die alles Lebens bar sind und als vollständig tote Masse erscheinen, wie die Metalle (Gold, Silber, Blei); ebenso andere, bei denen weniger die eigne Lebenskraft hervortritt als die Thatsache, daß sie Erzeugnisse sind, etwas Geschaffenes, Gemachtes darstellen: so das Ei, das Junge. Verwandter Art sind Ausdrücke, die durch die Ableitungssilben -lein und -chen als schwächer (aber meist lieblicher) hingestellt werden sollen als die Stammwörter (die Blume: das Blümlein, Blümchen); endlich auch die Bezeichnungen für Sammelbegriffe, die eine größere Zahl gleich gearteter Dinge zusammenfassen (das Moos, Korn, Gras, Heu, Holz). Alle diese Wörter hielten unsere Vorfahren für so wenig selbständig und lebensvoll, daß sie es vorzogen, ihnen „keines der beiden" (neutrum) natürlichen Geschlechter zu geben, sondern sie *geschlechtlos* zu lassen und durch eine besondere Endung als Ausnahmen zu kennzeichnen.[3]) Natürlich fehlt es auch hier

1) Nur wenn der Engländer von seinen Schiffen spricht, wird er dichterisch gestimmt und bedient sich der Geschlechtsunterscheidung.

2) Selbst die französische, die diesem Ziele nahe kommt, hat beim Fürwort (tout, ce, que) ungeschlechtige Formen beibehalten.

3) Körperlich, d. h. in der Sprachform, nähert sich das sächliche Hauptwort dem männlichen (z. B. haben beide häufig dieselben Vokale im Stammauslaut: lat. us, um), seelisch d. h. in der Bedeutung dem weiblichen (beide bezeichnen mehr Gegenstände von geringerer

nicht an Abweichungen in den einzelnen Sprachen. Die Römer ließen den Verkleinerungswörtern das Geschlecht des Grundwortes, und so verfuhren auch die alten Germanen (vgl. der Hermelin mit î = nhd. ei, von ahd. harmo, m. und mhd. harme, m.; Säckel: Sack; Ärmel: Arm; Eichel: Eiche), die griechische und die spätere deutsche Sprache machte sie meist ungeschlechtig. Die Griechen und Römer bezeichneten die Gattungsbegriffe für Haustiere (Rind, Schaf, Kalb, Lamm, Huhn[1]) u. a.) mit geschlechtigen, die Deutschen mit ungeschlechtigen Ausdrücken.

153 Hatten wir es bisher durchweg mit Erscheinungen zu thun, bei denen die Erteilung des Geschlechts ein Ausfluß der Einbildungskraft, der vorstellenden und anschauenden Geistesthätigkeit des Menschen war, so gestaltet sich die Sache wesentlich einfacher bei den Artnamen der Tiere. Hier konnte das natürliche Geschlecht zu Grunde gelegt werden; und in der That ist das auch geschehen, soweit es sich äußerlich deutlich kennzeichnet, also namentlich bei den Haustieren und bei andern besonders hervorragenden Vertretern des Tierreichs: bei jenen sind in der Regel besondere Ausdrücke für beide Geschlechter vorhanden: Ochs und Kuh, Hengst und Stute, Bock und Ziege, Eber und Sau, bei diesen wird der Name des weiblichen Tieres meist durch eine Ableitungsendung (Wolf, Wölfin, Löwe, Löwin) oder durch Zusammensetzung (Hirsch, Hirschkuh) gebildet. Aber je schwieriger es war, an äußeren Merkmalen die Geschlechtsunterschiede wahrzunehmen, um so lieber begnügte man sich mit je einem Worte, dem man dann nur bei wissenschaftlichen Erörterungen noch die Bezeichnungen Männchen und Weibchen hinzufügte. Größere und stärkere Tiere pflegt man männlich, kleinere und zartere weiblich zu benennen: Bär, Fuchs, Dachs, Adler, Falke, Storch, Wal, Hai, Lachs sind männlich, aber die niedliche Maus, die lieblichen Sänger Nachtigall, Amsel, Drossel, Lerche, die schlanke Forelle und die zarte Grundel sowie fast

---

Leistungsfähigkeit und Wirkungskraft. Vgl. auch Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 21—29 über das Wesen des Neutrums.

1) Vgl. Otfried: êr thaz huan (Huhn) singe, ehe der Hahn kräht.

ſämtliche Kerbtiere ſind weiblich. Selten macht man die Tiere ungeſchlechtig: es geſchieht dies z. B. bei dem wunderbar geſtalteten Kamel[1]), Dromedar, Krokodil (früher männlich) und Känguruh und bei der unheimlichen und zugleich furchtbaren Naturgewalt des als wildes Tier aufgefaßten Feuers, das von Haus zu Haus läuft, leckt und züngelt, um ſich greift, leicht überſpringt, alles frißt, verzehrt und verſchlingt. Selbſt bei Menſchen kann das ſächliche Geſchlechtswort unter Umſtänden angewendet werden, nämlich wenn ſie nicht in ihrer menſchlichen Würde, ſondern als niedriger ſtehende Weſen oder als Marktware bezeichnet werden ſollen: die Griechen und Römer nannten den Sklaven *ἀνδράποδον* und mancipium als Verkaufsgegenſtand, die Römer die Dirne als verächtliches Geſchöpf scortum und die Deutſchen früher oft einen weiblichen Dienſtboten und ſeit dem 17. Jahrh. ein freches oder unſittliches Frauenzimmer das Menſch.[2])

Wird hier das natürliche Geſchlecht aus beſtimmten 154
Gründen verleugnet, ſo dringt es in andern Fällen mit großer Entſchiedenheit durch. Wenn nämlich ein abgezogener ſächlicher Begriff ſeine Bedeutung derart verändert, daß er fortan eine Perſon bezeichnet, ſo tritt in der Regel auch das betreffende Geſchlecht ein. Das geſchah ſchon im Latein bei venus, veneris, n. Anmut, als dieſe zur Göttin (Venus) erhoben wurde, ebenſo erhielt cupido, -inis, Begierde, Liebe männliches Geſchlecht durch die Auffaſſung als Liebesgott (Cupido = Amor).[3])

1) Zu beachten iſt, daß noch Herder ſchrieb: der Kamel, der Dromedar, der Rhinoceros, der Krokodil (das Kadaver), vgl. Preußiſche Jahrbücher 1894 S. 256.

2) Dagegen hat Weibſen = der Weibes-name (neben Mannſen = der Mannes-name), das gleichfalls einen üblen Beigeſchmack hat, ſein ſächliches Geſchlecht wohl von Weib oder Weibsbild (vgl. Mannsbild) angenommen.

3) Damit iſt zu vergleichen der Gebrauch von weiblichen lateiniſchen Wörtern zu männlichen Beinamen: Stella, Capella oder zu italieniſchen Familiennamen: Colonna, Rosa und die Verwendung von abgezogenen Begriffen als Perſonenbezeichnungen in den romaniſchen Sprachen: ital. podestà (= potestas), Bürgermeiſter, span. el iusticia, der Richter und el cura, der Pfarrer, frz. le garde, der Wachtpoſten

Ganz ähnlich ist der Hergang, wenn bei uns der gewöhnliche Mann sagt „die Fräulein Müller"; aber auch Wendungen wie „ein' und die andre der Weiber sagte gebietend" und „die häßlichste meiner Kammermädchen", die wir bei Goethe und Wieland finden, zeigen dieselbe Erscheinung: überall trägt die innere Sprachform über die äußere den Sieg davon.

155 Weit stärker tritt der Einfluß der inneren Sprachform bei Wörtern hervor, die in einer bestimmten Reihe stehen und durch den Gattungsbegriff oder die übrigen derselben Gruppe angehörigen Ausdrücke in ihrem Geschlechte bestimmt werden. So ist im Französischen aetas männlich (été) geworden, weil die übrigen Jahreszeiten (printemps, automne, hiver) dieses Geschlecht hatten. Ähnlich liegt die Sache vielfach im Deutschen: Weil „die Zahl" weiblich ist, sagt man auch die Ein(s), Zwei, Drei u. s. f., dem Zwange der übrigen Wochentage (Montag, Dienstag u. a.) hat sich auch Mittwoch gefügt (eigentlich „die mitte Woche", aber am nächsten Mittwoch, Mittwochs); wahrscheinlich unter Einwirkung des Gattungsbegriffs Land sind die Volksnamen Preußen, Sachsen u. a., als sie die Bedeutung von Ländernamen erhielten, sächlich geworden (das mächtige Preußen).[1]) Besonders bei Fremdwörtern bot sich zu solcher Angliederung reichlich Gelegenheit: so ist die Lilie (lilium) und in vielen Gegenden Deutschlands auch die Aster[2]) dem Geschlechte der meisten Blumennamen gefolgt, frz. le luth = arab. al ûd, „Laute" dem der sanften Musikwerkzeuge[3]), die fremden Flußnamen Rhone, Tiber dem der meisten deutschen

(neben la garde, die Obhut), womit die deutsche Wendung „du bist ein rechter Hoffahrt, Unart" zu vergleichen ist („die Hoffahrt" wurde in gleicher Bedeutung schon mhd. (= hôchvart), männlich gebraucht). Vgl. auch J. Grimm, Von der Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen. Berlin 1858.

1) Auch ahd. asc, m., mhd. asch, m., die Esche, ist gleich den übrigen Baumnamen unter Änderung der Form weiblich geworden.

2) Im nordwestlichen Deutschland sagt man vielfach noch „der Aster" = ὁ ἀστήρ, der Stern. Vgl. der Lorbeer (= Lorbeerbaum) neben die Lorbeere, der Pfirsich(baum) neben die Pfirsiche.

3) Vgl. Grimm, Grammatik III, 467 ff.

Flüsse, das Messing, Platin u. s. f. dem der Metallnamen, der Pfeffer, Kümmel, Zimt möglicherweise dem Gattungsbegriffe Strauch. Aber auch der umgekehrte Fall kommt vor, daß die Einzelbegriffe den Geschlechtswechsel des Gattungsbegriffes herbeigeführt haben. Das gilt von dem Worte -heit (in Freiheit u. s. w.), das als selbständiges Wort männlich war, in der Zusammensetzung aber (als es zur Ableitungsendung herabsank) sich dem Geschlechte der meisten abgezogenen Begriffe anschloß (daher die Freiheit), vielleicht auch von dem Worte Blume, das früher männlich war, aber wie frz. la fleur gegenüber lat. flos m. schon frühzeitig weibliches Geschlecht annahm.[1])

Häufig kommt es auch vor, daß sich zwei bedeutungsver- 156
wandte Wörter im Geschlechte beeinflussen. So ist lat. balnea (von balneum) unter Einwirkung von aquae zu balneae geworden, so im Französischen nach une étoile und la prière auch la planète und la patenôtre gestaltet worden, während bei uns der Gedanke an „das Gebet" die Form „das Paternoster" veranlaßt hat; malheur (m.) und douceur (f.) wurden bei der Übernahme ins Deutsche sächlich, weil dabei „das Unglück" und „das Trinkgeld" sich ins Bewußtsein drängten[2]); hingegen sind le liqueur und la couleur mit unverändertem Geschlechte aufgenommen worden, weil sie an „der Branntwein" und „die Farbe" einen Anhalt fanden. Für la poudre (der Puder) ist der Staub, für die lateinischen Wörter numerus (Nummer), palus (Pfuhl), murus (Mauer), paraveredus (Pferd), rhinoceros, cadaver, flagellum (Flegel), situla (Seidel) sind die deutschen Wörter Zahl, Sumpf, Wand, Roß, Nashorn, Leichnam, Stock, Glas oder ähnliche maßgebend gewesen[3]);

1) Doch wird hier wohl in noch höherem Grade die unten (§ 157) erwähnte äußere Sprachform (-e als häufig vorkommende weibliche Endung) eingewirkt haben.

2) Vgl. auch Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der französischen Fremdwörter im Deutschen. Programm, Bonn 1884 S. 21 ff.

3) Seltener ist diese Erscheinung bei echt deutschen Wörtern, wie bei „die Antwort" (aber an Antworts statt), neben „das Wort" wo vielleicht die Ausdrücke Rede, Äußerung, Erwiderung, Aussage bestimmend gewesen sind.

bei Konsulat (n.) = lat. consulatus (m.) wird wohl an Einfluß von Wörtern wie Amt, -tum zu denken sein. Aventiure, das im mhd. noch persönlich und weiblich (= adventura) gedacht wurde, ist jetzt nach dem Vorbilde von Wagnis, Erlebnis in seinem Geschlechte geändert worden, ebenso haben unsere Gelehrten, als sie im 17. Jahrh. Echo aus dem Latein (echo = ἠχώ) übernahmen, die reizende Wald- und Bergnymphe der Alten, die dem Rufenden antwortete, verbannt und Echo, vielleicht nach dem Muster von „Wort", ungeschlechtig gemacht. Denn wo die Gelehrsamkeit sich oft einmischt, wird oft der süße Duft der Empfindung durch den kalten Hauch des Verstandes verscheucht.

157 War hier die innere Sprachform für den Geschlechtswechsel entscheidend, so in andern Fällen die äußere. Je mehr die Grundbedeutung vieler Wörter verblaßte, um so krampfhafter klammerte man sich an die äußeren Merkmale des grammatischen Geschlechts, sofern sie noch sichtbar waren. Kein Wunder, daß nun diejenigen mit gleich gewordener Endung vielfach über einen Kamm geschoren, d. h. ohne Rücksicht auf die Bedeutung im Geschlecht gleichmäßig behandelt wurden. Wie die Natur die Einrichtung getroffen hat, daß gewisse Tiere die Farbe ihrer Umgebung z. B. des Grases oder des Sandes, in dem sie sich gewöhnlich aufhalten, annehmen, so hat auch der Menschengeist halb unbewußt dahin gewirkt, daß sich ein Wort nach der Wortgruppe, zu deren Verbande es vermöge der gleichen Endung gehört, im Geschlechte richtet. Die lat. Wörter finis, pulvis, cinis sind im römischen Volksmunde und dann auch in den romanischen Sprachen (la fin, la poudre, la cendre) nach der überwiegenden Zahl der Wörter auf -is weiblich geworden. In gleicher Weise haben die lat. Wörter lactuca, acte, radix, apium beim Übergang ins Deutsche (Lattich, Attich, Rettich, Eppich) das Geschlecht von Fittich, Kranich[1]) u. s. w., aber cellarium, vivarium, solarium, spicarium

1) Mit dem Geschlechtswandel ändert sich oft auch die Abwandlungsart: man behandelt die Mitgift wie weibliche Wörter, das Gift aber nach Art der sächlichen (des Giftes u. s. f.).

(Keller, Weiher, Söller, Speicher), corpus, ancora (Körper, Anker) das von Fischer, Schüler[1]), Heber, Bohrer, Leuchter angenommen. Ferner haben die dem Französischen entstammenden Bezeichnungen Gruppe (le groupe), Passage (le passage), Cigarre (le cigare) das weibliche Geschlecht der gleich endigenden deutschen Wörter Gabe, Bitte, Liebe u. a. erhalten.[2])

Außerdem ist für den Übergang männlicher und sächlicher Wörter in weibliche namentlich zweierlei von Wichtigkeit gewesen, einmal, daß viele häufig in der Mehrheit gebraucht wurden, diese aber im nhd. in ihrer Endung (meist -e) und der Form des Geschlechtsworts (die) mit den weiblichen Wörtern große Ähnlichkeit hat, und sodann, daß im Niederdeutschen, wo dieser Geschlechtswechsel besonders häufig vorkommt, das Geschlechtswort männlich und weiblich dieselbe Form hat (altsächs. the = engl. the = plattd. de).[3]) Jenem Umstande ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß wir jetzt sagen die Ähre (mhd. daz ehər), die Binse (mhd. der binez), die Locke (mhd. der loc), die Waffe (mhd. daz wâfen), die Gräte (mhd. der grât), diesem, daß die Wörter Backe, Traube, Schlange, Schnecke, Zacke, die oberdeutsch noch gegenwärtig männlich sind[4]), in der Schriftsprache weibliches Geschlecht angenommen haben.

1) Dieser Geschlechtswandel ist schon im ahd. eingetreten (wîwâri, m. = vivarium, Weiher, chëllâri, m. = cellarium Keller u. a.), sodaß an Beeinflussung durch die nomina agentis auf -âri (lêrâri, Lehrer, scrîbâri, Schreiber) gedacht werden muß.

2) Ebenso wurden die in der Form der Mehrheit entlehnten lateinischen Wörter praemia, tropaea, studia, milia, da a zu e werden mußte, für weibliche Wörter der Einzahl gehalten: die Prämie, Trophäe, Studie, Meile; bei manchen, wie den Obstnamen Pflaume, Pfirsiche, läßt sich der Geschlechtswandel schon im Spätlatein nachweisen. Umgekehrt sind einige Wörter nach Einbuße des Endungs-e männlich geworden; so mhd. diu strâle, jetzt der Strahl, oder sächlich, so mhd. diu mâze (vgl. folgendermaßen), jetzt das Maß.

3) Auch im md. lautete einst die schwach betonte weibliche Form des Geschlechtsworts de (= mhd. diu = nhd. die) meist übereinstimmend mit der älteren männlichen (de = der). Vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 464.

4) Der Backen, der Trauben, der Schlang, der Schneck, der Zacken.

158 Sicherlich aber haben häufig innere und äußere Sprachform zusammengewirkt: im mhd. sagte man der höuschrecke und der grille, ferner der list, lust, gewalt[1]); wenn jene Wörter im nhd. weiblich geworden sind, so mag dazu nicht nur der Gedanke an die Kleinheit dieser Wesen und an andere Kerbtiere (Mücke, Fliege, Biene, Wespe), sondern auch die weiblich klingende Endung -e beigetragen haben; wenn diese das Geschlecht geändert haben, so war sicherlich die Erwägung im Spiele, daß es abgezogene Begriffe sind und daß sie äußerlich große Ähnlichkeit mit Wörtern wie Macht, Kraft und Kunst aufweisen.

Somit ergiebt sich aus unserer Betrachtung, daß die sprachliche Thätigkeit des Volkes auf dem Gebiete des Geschlechts ebensowenig wie auf anderen Gebieten als abgeschlossen bezeichnet werden darf. Noch immer gestaltet es sich die Wörter nach seinem Ermessen um, wenn auch gegenwärtig mehr die Macht äußerer Einwirkung als die lebhafte innere Anschauung das ganze Uhrwerk der Geschlechtsbestimmung regelt.

Männlich sind noch bei Luther wie im mhd. Angel (auch bei Goethe im Fischer), Traube, Gewalt, Lust, Sitte u. a.

1) In mitteldeutschen Mundarten schon in mhd. Zeit weiblich, vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 290.

Es muß den Wörtern ihre Bedeutung zurückgegeben werden. Pius IX.

Wortbedeutung.[1])

Die älteſten Wörter für Dinge der Sinnenwelt ſind Eigen- 159
namen; denn man hat ſie immer zunächſt für den erſten Gegenſtand der betreffenden Gattung, den man gerade ſchaute, geſchaffen.

---

1) W. Wundt, Logik. Stuttgart 1880. Bd. I. S. 10—85: Bedeutungswandel der Wörter; A. Roſenſtein, Die pſychologiſchen Bedingungen des Bedeutungswechſels der Wörter. Danzig 1881; Tobler, Verſuch eines Syſtems der Etymologie, Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft I, 363 ff.; M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Überſetzung. Leipzig 1881; Geiger, Urſprung und Entwickelung der menſchlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868—72; Whitney, Die Sprachwiſſenſchaft, bearbeitet von Jolly. München 1874. S. 158 ff.: Über Bedeutungswandel; G. Curtius, Grundzüge der griechiſchen Etymologie S. 91 ff.; v. d. Gabelenz, Die Sprachwiſſenſchaft, ihre Aufgaben u. ſ. f. 1891. S. 225 ff.; K. Bruchmann, Pſychologiſche Studien zur Sprachgeſchichte. Leipzig 1888; M. Holtzmann, Das Verhältnis des mhd. zum nhd. Zeitſchrift für Völkerpſychologie V, 330 ff.; Ed. Wilke, Deutſche Wortkunde. Leipzig 1893; K. Müller, Über den Bedeutungswandel der Wörter, Lyons Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht III, 307 ff.; Timme, Zwei Kapitel zur Geſchichte der Wortbedeutungen in der deutſchen Sprache. Programm, Bartenſtein 1874; Cauer, Zur Geſchichte der Wortbedeutungen in der deutſchen Sprache. Progr. von Hamm 1870; K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels. Progr. des königl. Realgymnaſiums in Berlin 1894; Engelb. Schneider, Semaſiologiſche Beiträge. Progr. von Mainz 1892; Kleinpaul, Die Rätſel der Sprache. Leipzig 1890; O. Schrader, Über den Gedanken einer Kulturgeſchichte der indogermaniſchen Völker auf ſprachwiſſenſchaftlicher Grundlage. Jena 1887; W. Borchardt, Die ſprichwörtlichen Redensarten im deutſchen Volksmunde. 2. Aufl. Leipzig 1894; A. Richter, Deutſche Redensarten ſprachlich und kulturgeſchichtlich erläutert.

Was zuerst bedeutungsvoll in den Gesichtskreis eines einzelnen Menschen trat, hinterließ einen so nachhaltigen Eindruck in seiner Seele, daß er es durch eine eigene Benennung für alle Zeit festzuhalten wünschte. Da es ihm aber unmöglich war, alle Empfindungen, die er beim Anblick der in Frage kommenden Erscheinung hatte, durch ein Wort wiederzugeben, so wählte er als Notbehelf den Ausweg, daß er nur das hervorstechendste Merkmal zur Bildung des neuen Begriffes heranzog. Denn er setzte voraus, daß bei Erwähnung dieses einen wesentlichen Abzeichens leicht die übrigen damit in Verbindung

---

2. Aufl. Leipzig 1892; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1894; Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. Leipzig 1880; A. Biese, Philosophie des Metaphorischen in ihren Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig 1893; L. Noiré, Der Ursprung der Begriffe aus dem Gegensatz (Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe). Leipzig 1885; Abel, Gegensinn der Urworte, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 311 ff.; J. Bauer, Das Bild in der Sprache. II. Ansbach 1889; Burmester, Über den Einfluß der Metapher auf die Entwickelung der Sprache, Progr. von Barmen 1863; Wundt, Das Sittliche in der Sprache, Deutsche Rundschau 12. 7. 70 ff.; Sachse, Archiv für das Studium der neueren Sprachen 50 (1872) S. 431 ff.: Über Optimismus und Pessimismus; R. Bechstein, Germania 8, 330 ff.: Ein pessimistischer Zug in der Entwickelung der Wortbedeutungen; O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Essen 1882; Vers. in Fleckeisens Jahrb. 1884. S. 257; K. Erdmann, Über anschauliche Sprache und den Gefühlswert der Wörter, Kunstwart VI, 19. 20. VII, 1; Egli, Nomina geographica. 2. Aufl. Leipzig 1892; Kleinpaul, Menschen- und Völkernamen. Leipzig 1885; Andresen, Wortspaltungen auf dem Gebiete der nhd. Schriftsprache, Zeitschrift für deutsche Philologie 1890. S. 265 ff.; E. Mensch, Die Scheideformen im Neuhochdeutschen, Züricher Dissertation. Darmstadt 1888; O. Behaghel, Deutsche Zwillingswörter, Germania 23, 257 ff.; E. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter. Leipzig 1886; Tobler, Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch, Zeitschrift für vergl. Sprachwissensch. VI, 395 ff.; W. Jütting, Die Bildlichkeit einiger auf den Menschen bezüglichen Ausdrücke, Dörpfelds Evangel. Schulblatt 1888. S. 1 ff.; Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle 1885; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 2. Aufl. 1886. S. 66 ff. 208 ff.; G. Gerber, Die Sprache als Kunst. Bromberg 1871—73. I. S. 332 ff.

ſtehenden bei dem Hörer in den Vordergrund des Bewußtſeins treten würden. So nannte er den Fluß vom Fließen, und die Vorſtellung der Bewegung des Meeres erſchien ſeiner Einbildungskraft ſo wichtig, daß er die neu geſchaute Naturerſcheinung als „Woge" (ahd. wâg, Meer) bezeichnete. Andere Vorſtellungen wurden dabei als unweſentlich übergangen, ſo die Breite, Tiefe, Farbe des Waſſers u. a. Aber mit der Zeit konnte ſich die urſprüngliche Auffaſſung ändern. Einem ſpäteren Geſchlechte konnten ſich bei oftmals wiederholter Anſchauung des Dinges andere Merkmale ſtärker in die Seele einprägen, die vielleicht ſogar oft als weſentlicher anzuſehen waren. In dieſem Falle mußte ſich der geiſtige Gehalt des Wortes ändern und ein Bedeutungswandel eintreten. Während aber die Namenſchöpfung der Urzeit eine bewußte That eines einzelnen Weſens geweſen war, haben wir es hier mit einem ſich meiſt unbewußt und ganz allmählich vollziehenden Vorgange zu thun, der erſt dann, wenn ſein Ergebnis vorliegt, zum vollen Verſtändnis kommt. Wie lange es oft währt, bis ein ſolcher Bedeutungswandel endgiltig durchdringt, mag ein Beiſpiel erläutern. Eine alte deutſche Bezeichnung des ummauerten Ortes im Gegenſatz zum ſchutzloſen Dorfe war Burg. In den beiden großen Evangelienbüchern des 9. Jahrh. iſt Burg ausſchließlich in dieſem Sinne üblich. Der Schöpfer des Heliand nennt Rom (Rumuburg), Jeruſalem, Jericho, Bethlehem ſo, und Otfried von Weißenburg läßt nicht nur die Weiſen aus dem Morgenlande ſagen: „Wir ſahen ſeinen Stern, aber ſeine Burg kennen wir nicht", ſondern bezeichnet auch Capernaum und Nazareth in gleicher Weiſe.[1]) Wohl war beiden Dichtern das Wort Stadt (stat) nicht unbekannt, aber man verſtand darunter damals bloß die Stätte, den Platz. Seit dem 11. Jahrh. rückte es jedoch allmählich in den Bedeutungskreis von Burg ein, das ſeinerſeits beſonders ſeit dem 11. Jahrh. gern in der Beſchränkung auf die Ritterburg gebraucht wurde. So finden

1) Ebenſo in dem Bruchſtücke der altſächſiſchen Bibelüberſetzung, Heidelberger Jahrb. IV, 2: Sodomaburg.

wir bereits im Annoliede um 1105 neben einander Kolne diu stat (Köln die Stadt) und Kolne der burge eine (Köln, eine der Städte), während andere Städte wie Magdeburg, Speier, Worms noch als Burgen bezeichnet werden. In der Kaiserchronik und im Alexanderliede halten sich beide Ausdrücke fast die Wage, erst im 13. Jahrh. gewinnt Stadt die Oberhand; im Nibelungenliede hat es den Gegner bereits stark zurückgedrängt, aber erst in der Folgezeit ist es ihm möglich gewesen, ihn vollständig aus dem Felde zu schlagen. Nur der ursprüngliche Sinn der Wörter Bürger = Stadtbewohner und Bürgemeister = Meister der Stadt erinnert noch an die frühere Bedeutung von Burg.

160 Bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung sind wir leider nur selten in der Lage, den Vorgang des Bedeutungswandels genauer verfolgen zu können. Während der Naturforscher und der Sternkundige meist die Gesetze zu ermitteln vermögen, nach denen die Veränderungen in der Natur und am Himmelsgewölbe erfolgen, so ist dem Sprachforscher dieses schöne Los nicht zu teil geworden. Wohl kann er die Geschichte eines Wortes nicht selten von seinem ersten Auftreten an verfolgen und die verschiedenen Bedeutungsübergänge feststellen, aber wenn er nach den Gründen dieser inneren Vorgänge gefragt wird, muß er häufig die Antwort schuldig bleiben. Entschieden förderlich ist der Verschiebung des Wortsinns der Umstand, daß zwischen Wortbegriff und Wortform in der Regel kein notwendiger Zusammenhang besteht; so verwischt sich die ursprünglich im Worte liegende Bedeutung durch jahrhundertelangen Gebrauch oft bis zur Unkenntlichkeit, und nun lassen sich mit dem Gegenstande viel leichter neue Anschauungen und Vorstellungen verknüpfen. Lateinisch aestivale bezeichnet von Haus aus die sommerliche (aestas, Sommer) Fußbekleidung, die Sandale der Römer. Als die alten Deutschen das Wort übernahmen, trat der Gedanke an das Sommerliche als nebensächlich zurück, und so bezeichnete man mit „Stiefel" auch ein festeres, für den Winter eingerichtetes und die ganze Wade bedeckendes Schutzmittel. Natürlich konnte ebenso wie bei diesem

Fremdworte auch bei heimischen Ausdrücken der anfangs hineingelegte Sinn so stark verbleichen, daß spätere Geschlechter die Grundbedeutung nicht mehr erkannten und die Wörter in freierer Weise verwendeten. Herzog war ursprünglich ein Heerführer (dux) von her, Heer und ziehen = ducere. Das Wort ist bis auf unbedeutende lautliche Veränderungen dasselbe geblieben, aber die Wortseele hat sich vollkommen umgestaltet. Die einfachen Verhältnisse der altgermanischen Zeit sind geschwunden; zum Herzog ist jetzt nicht mehr die Befähigung zur Heerführung erforderlich. Trotz besserer Kenntnis reden wir noch immer von Sonnenauf- und Sonnenuntergang: in gleicher Weise hat man jetzt noch den Ausdruck Gulden (= Goldstück) beibehalten, auch wenn es sich um Silber- oder Papiergeld handelt, ja man spricht geradezu, ohne sich des Widerspruchs bewußt zu werden, von Silbergulden und von Papiergulden (= Goldstück von Papier). Und wenn wir erwägen, was man einst unter Flinte (vgl. flint, Stein, also Feuersteingewehr) oder Fensterscheibe (vgl. die Schießscheibe, also urspr. rund wie die Butzenscheiben) verstand und was man jetzt darunter versteht, oder welche Vorstellungen man früher mit den Begriffen Papier (= Papyrus), Schiff, Haus, Acker (eig. Trift) verband und welche gegenwärtig, so wird man bestätigt finden, daß sich die Bedeutung leicht durch kulturgeschichtliche Einflüsse nach und nach verschieben kann.

In anderen Fällen ist der Wandel des Wortsinnes ein 161
rein seelischer Vorgang. Das Zeitwort sehen deckt sich lautlich vollständig mit lat. sequi. Der Begriffsübergang von verfolgen zu sehen ist leicht erklärt, wenn man als vermittelndes Glied ansetzt „mit den Augen verfolgen"; aber wann, durch wen und warum sich die Bedeutung des Wortes geändert hat, bleibt uns dunkel.[1]) Gebären entspricht in der Form genau dem lat.

1) Öfter können wir den verengenden Begriff noch nachweisen; so ist bei Gerber das einschränkende Leder- (ahd. lëdargarawo, Lederzurechtmacher) weggefallen. Ähnlich verhält es sich wohl mit Thräne (bei Luther noch Augenthräne, wenn anders das Wort mit Thran (= Tropfen?) zusammenhängt.

ferre. Wir verstehen nun zwar, wie man dazu gekommen ist, dem alten bern, tragen (vgl. Bürde) diesen Sinn zu geben, zumal wenn wir den bei Tieren üblichen Ausdruck „trächtig" von tragen daneben stellen, aber die Veranlassung dazu vermögen wir nicht zu ergründen. Nur das wissen wir sicher, daß bei beiden Wörtern („sehen" und „bern") durch Einschaltung bestimmender Züge in den Vorstellungskreis des Sprechenden der Begriffsumfang kleiner, der Inhalt aber um so reicher geworden ist. Gleichwie wir uns aus einer noch so unvollkommenen und nur in den gröbsten Zügen entworfenen Zeichnung eines uns bekannten Gebäudes dessen Bild mit Hilfe der leicht ergänzenden und nachhelfenden Einbildungskraft bis ins einzelne getreu vor die Seele führen können, so geht es uns auch mit den Wörtern. Wir nennen oder schreiben einen ursprünglich weiteren Begriff, denken uns aber sofort eine Reihe von Einzelzügen hinzu, die uns so lebhaft beschäftigen, daß wir sie schließlich für das Wesentlichste halten. Auf diese Weise haben sehr viele Wörter im Laufe der Zeit eine neue, verengerte Bedeutung erhalten: Unter Fahrt verstehen wir jetzt die Fortbewegung auf einem Wagen, in einem Schiffe oder einem andern Fahrzeuge, einstmals bezeichnete das Wort auch das Fortkommen zu Fuße (Pilgerfahrt, Heerfahrt, Vorfahren, Furt) und den Flug durch die Luft, sei es mit dem Körper (Himmelfahrt Christi, mhd. varn auch fliegen von Vögeln, Kerbtieren u. a.) oder mit den Gedanken (Hoffahrt = Hochfahrt; hochfahrendes Wesen); Bein hatte früher eine viel allgemeinere Bedeutung, die aus Beinhaus, Fischbein, Elfenbein, Falzbein noch durchblickt, ist aber jetzt fast auf den menschlichen Schenkel beschränkt worden. Wirt und Gast weisen noch eine wesentlich weitere Bedeutung auf in den Wörtern Hauswirt, Landwirt, Volkswirtschaft, Badegast, Mahlgast, Fahrgast, Gastrolle; denn Wirt war überhaupt ein Mann im eigenen Besitztum und Gast jeder Fremde. Unter Leiche versteht man jetzt nur noch den toten Körper, vormals auch den lebenden (Leichdorn = Dorn im Körper); Hansa heißt ahd. Schar, Vereinigung überhaupt, dann Kaufmannsgilde; Gift ist von Haus

aus etwas, was gegeben wird (so noch mehrfach bei Goethe, vgl. auch Mitgift = Mitgegebenes), wie potio etwas, was getrunken wird. Durch den Gedanken an die gewöhnliche Wirkung der schlimmen Gabe erhielt jenes im Deutschen, dieses im Französischen (poisson, Gift) die jetzige Bedeutung. Brief ist zunächst jede Urkunde, daher noch verbriefen und Frachtbrief; Kammer mhd. noch allgemein Gemach, daher noch Kammerherr; vernehmen wird mhd. von allen (äußeren und inneren) Sinnen gebraucht = ganz fassen, jetzt ist es auf den äußeren Gehörsinn beschränkt; doch schimmert die weitere Grundbedeutung noch in „Vernunft" durch; bellen wurde auch von anderen Tieren als dem Hunde (vgl. Bulle), ja im Englischen sogar von der Glocke (bell) gebraucht; melken bedeutet in den verwandten asiatischen Sprachen noch abstreichen. Die Redensart Schiff und Geschirr und das aus dem deutschen Schiff (nd. skip) entlehnte franz. équipage = e-skip-age beweisen, daß Schiff vormals in weiterem Sinne gebraucht wurde als gegenwärtig; Hochzeit ist der Grundbedeutung nach jede „hohe Zeit" = jedes herrliche Fest; einäschern, das jetzt nur von Gebäuden und Ortschaften üblich ist, bedeutet von Haus aus allgemein etwas zu Asche verbrennen, Brunst, wie noch aus Feuersbrunst ersichtlich ist, überhaupt Brand; schmal = klein, gering, daher noch Schmalvieh = Kleinvieh und schmälen = verringern (vgl. schmaler Bissen); sagen wir „am Lande", so brauchen wir dieses Wort im weitesten Sinne im Gegensatz zum Wasser, sagen wir „im Lande" (Gegensatz zu anderen Ländern) oder „auf dem Lande" (Gegensatz zur Stadt), so verengern wir den Begriff.[1])

Auch bei geistigen Begriffen können wir den gleichen Vorgang beobachten. Witz von wissen war früher, z. B. noch im Götz von Berlichingen, gleichbedeutend mit Weisheit, Klugheit,

1) Im mhd. hat die Wendung über mer gewöhnlich die durch die Kreuzzüge nahe gelegte Bedeutungseinschränkung „über das Mittelmeer", ebenso verstehen wir, wenn wir an die Römerzüge denken, wie über berge meist die Bedeutung „über die Alpen" (nach Italien) annehmen konnte. Heutzutage ist für viele Deutsche „übers Wasser" soviel als nach Amerika.

daher gewitzigt = klug geworden; böse hatte früher den umfassenderen Gebrauch von übel, schlecht und wurde öfter als jetzt außerhalb des geistigen Gebietes gebraucht, z. B. ein böses Kleid, wie denn das Volk noch jetzt sagt ein böses Bein, ein böser Finger (vgl. böses Blut machen). Kunst war zunächst jedes Können und Wissen, auch das einzelne, dann nur alles höhere Wissen und endlich meist die Kenntnis im Bereiche des Schönen im Gegensatze zur Wissenschaft.

Selbst Fremdwörter werden in gleicher Weise behandelt. Denn vergleicht man Thron mit dem griech. θρόνος (jeder feinere Sessel mit Arm- und Rückenlehne) oder Weste (= franz. veste) mit lat. vestis, Gewand, so ergiebt sich gleichfalls eine Verengerung, die freilich schon in einer andern Sprache erfolgt sein kann.

Besonders häufig sind auf diesem Wege Fachausdrücke gebildet worden. Schon in alter Zeit wurden von den Mönchen viele heidnische, dem Latein teils entlehnte, teils nachgebildete Wörter zum Ausdruck christlicher Anschauungen zurecht gemacht. Man denke an Pein gegenüber poena, Strafe; Plage gegenüber plaga, Schlag, Stoß; Teufel gegenüber diabolus, Verleumder; oder man vergleiche taufen mit tief, Hölle (eig. helle) mit verhehlen und verhüllen, Buße mit bessern, Jünger mit jung, auferstehen mit aufstehen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Derselben Erscheinung begegnen wir auf andern Lebensgebieten. Das beweisen Ausdrücke wie Arbeiter, Dreher, Lehrer, Geselle, mit denen man im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht jeden meint, der arbeitet, dreht, lehrt oder mit in demselben Saale wohnt; θήρ (Tier) bezeichnet im Griechischen seit Homer öfter den Löwen, engl. dear (Tier) den Hirsch und das deutsche Wort Tier in der Weidmannssprache die Hirschkuh; endlich tourner beschränkte Jahn, als er das Wort turnen bildete, auf eine bestimmte Art sich zu wenden.[1])

162 Das entgegengesetzte Verfahren ist die Erweiterung des Begriffsumfangs, verbunden mit Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts. Scheidet man nämlich von den

1) Von demselben Worte stammt auch mhd. turnieren.

einem Begriffe anhaftenden Vorstellungen eine oder mehrere aus, so erweitert er sich und wird allgemeiner. Wie wir am Waldessaume jeden einzelnen Baum in seiner Eigenart erkennen und von andern unterscheiden können, und wenn wir uns weiter davon entfernen, nur noch die Umrisse wahrnehmen, jedoch die Besonderheiten in der Gestalt der Blätter, in der Verzweigung der Äste und der Form des Stammes nicht mehr erblicken, so treten auch bei den Wörtern häufig bestimmte Einzelvorstellungen, die früher im Vordergrunde des Bewußtseins standen, daraus zurück und sind für die weitere Bedeutungsentwickelung nicht mehr maßgebend. Auf diese Weise hat sich der denkende Gelehrte seine Gattungsbegriffe geschaffen, die um so mehr Arten umfassen, je ärmer sie an Einzelvorstellungen sind. Denn den Löwen, Tiger und andere verwandte Tiere konnte man erst dann unter dem Begriffe Katze zusammenfassen, als man gelernt hatte, von den Unterschieden in der Größe, Farbe u. s. w. abzusehen und die allen gemeinsamen Züge herauszufinden. In ähnlicher Weise hat auch das Volk die Wörter behandelt. Die Bezeichnung Tischler, Gürtler u. s. f. wendet es nicht allein von Leuten an, die Tische und Gürtel herstellen, sondern in viel weiterem Umfange; höflich und tölpelhaft heißt jetzt nicht mehr bloß das, was nach Art des Hofes oder des Dorfes ist; Notpfennig oder Zehrpfennig kann auch größere Geldstücke bezeichnen; holzen ist schlagen, auch wenn kein hölzerner Gegenstand dazu benutzt wird, ebenso hat sich der Begriff von blechen und kümmeln zu bezahlen und Schnaps trinken verallgemeinert. Adel meint nach der Grundvorstellung Leute, die ein ôd, Lehnsgut besaßen, jetzt ist das Wort nicht mehr an diese Voraussetzung gebunden; verteidigen ist von Haus aus beschränkt auf die Fürsprache im Teiding, Tageding; mhd. weide, Tagereise, Reise (eig. Weide des Pferdes nach einer Tagereise) wurde später in der allgemeineren Bedeutung Weg, Mal gebraucht, die in anderweit (mhd. anderweite, noch bei Luther „zum 2. Male") vorliegt.[1])

1) mhd. auch vierweide, vierzecweide. Vgl. auch verballhornen (eig. verschlimmbessern wie Joh. Ballhorn), schwäbeln (eig. schwäbisch reden).

163 Nicht selten kommen Bedeutungserweiterung und -verengerung bei einem und demselben Worte zur Anwendung, natürlich in verschiedenen Zeiträumen, mitunter verengerte oder erweiterte sich auch die Bedeutung bei demselben Worte zweimal. Denn die Wörter gehen ihre eigenen Wege, daher oft in Krümmungen und nicht die schnurgerade Straße. Marter stammt aus dem lat. martyrium = μαρτύριον, Zeugnis. In christlicher Zeit wird es in der engeren Bedeutung Blutzeugnis übernommen (vgl. Märtyrer), und diese wieder verallgemeinert sich zu Folter, Qual überhaupt. Abendmahl wird zunächst eingeschränkt auf die Nachahmung des Mahles Christi mit seinen Jüngern, dann aber erweitert, insofern als es auch am Tage stattfinden kann. Unter Schweizer versteht man ursprünglich einen Bewohner der Schweiz, dann insbesondere einen aus diesem Lande Gebürtigen, der die Milchwirtschaft und Käsebereitung kennt, endlich mit Erweiterung des Begriffes jeden auch anderswoher Stammenden, der das Molkereiwesen berufsmäßig ausüben kann. Sklave hat von der Grundbedeutung Slave ausgehend zuerst im 8. oder 9. Jahrh. in Italien die Bedeutung eines kriegsgefangenen Slaven, dann die eines Kriegsgefangenen und „Sklaven" erhalten. Ähnlich versteht man unter Mohr (ahd. môr) = lat. Maurus zunächst einen Bewohner von Mauretanien, dann diesen, sofern er schwarz aussieht, schließlich jeden Schwarzen, auch wenn er anderswoher stammt. Kaufmann bezeichnet im 12. Jahrh. den Käufer, Verkäufer und Bürger, im 17. Jahrh. nur noch den Käufer und Verkäufer, gegenwärtig meist nur noch den Verkäufer.

164 Handelte es sich in den bisher besprochenen Fällen um eine Änderung im Bedeutungsumfang und -inhalt der Wörter, so ist bei andern der Gefühlswert verschoben worden. Im menschlichen Leben spielt die Rangstufe und die Geltung des einzelnen in der Gesellschaft eine große Rolle, im Leben der Wörter nicht minder. Sie steigen und fallen im Ansehen, kommen zu Ehren und werden wieder aus der feinen Gesellschaft ausgestoßen; nur mit dem Unterschiede, daß die Menschen

meist dem eigenen Verhalten ihre größere oder geringere Wertschätzung zu verdanken haben, die Wörter aber ohne ihr Zuthun und Verschulden im Range erhöht oder erniedrigt werden. Mit Recht sagt Jean Paul im Siebenkäs (Kap. 10): „Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an wie Zucker, der 30 Jahre in Magazinen gelegen!" Wir nehmen die Erscheinung zunächst bei Spalteformen wahr, die an demselben Stamme erwachsen sind: Von den Kindern derselben Mütter ist oft das eine gut, das andere übel beleumundet. So ergeht es auch den Sproßformen der Wörter. Neben schlicht steht schlecht, neben Jungfrau Jungfer, neben Maid, Ritter und Meister: Magd, Reiter und Magister. Häufig sind die Endungen der Grund der verschiedenen Bedeutung und Rangstufe, z. B. in kindlich und kindisch, weiblich und weibisch, herrlich und herrisch, sinnig und sinnlich. Aber auch wo von solchen Doppelformen keine Rede ist, läßt sich an manchen Wörtern beobachten, wie ihr Gefühlswert schwankt. Besonders werden Fremdwörter nicht selten entwertet, was sich leicht erklärt, wenn das Volk noch seine Sprache und den eignen Wortschatz hochhält. Man vergleiche Plaisir mit Vergnügen, Courage mit Mut, Pardon mit Verzeihung oder Gnade, Tort mit Trotz, noble Passionen mit edle Leidenschaften; ferner dunkel, sündigen, Erlaubnis, Haltung, Dichter, Roß mit obskur, peccieren, Permiß, Positur, Poet, Pferd, und man wird dies ohne weiteres zugeben. Auch Bagage, Rotte, Pöbel, Boutique, Mamsell, Kumpan haben üblen Nebensinn im Deutschen erhalten, weil die damit bezeichnete Sache in Verruf kam, Bagage z. B. während des dreißigjährigen Krieges, wo gerade der Troß im Rauben und Plündern am weitesten ging und sich wie rechtes Lumpen„pack"[1]) benahm.

Aber auch bei guten deutschen Wörtern ist oft nach und nach eine ungünstige Bedeutung eingetreten: so bei albern (= al-wâr, ganz wahr) und einfältig (treuherzig und gut: ein guter Kerl), bei Buhle und Dirne, die beide noch von Luther in

1) Bagage und Pack bezeichnen eigentlich das Gepäck.

gutem Sinne (= Braut und ledige Frauensperson) gebraucht werden, endlich bei Wollust und Unzucht; die vier erstgenannten vermutlich darum, weil in einer Zeit, die weit mehr Wert auf den Verstand als auf Herzensbildung legt und in der durch trübe Lebenserfahrungen das Urteil kälter und strenger, der Spott aber kecker wird, Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit stark im Werte sinken, die vier letztgenannten wohl deshalb, weil eine sittlich nicht hochstehende Zeit in dem Bestreben, die auf den geschlechtlichen Verkehr bezüglichen Ausdrücke zu verhüllen, die durchsichtigen deutschen Bezeichnungen bei Seite schob oder herabwürdigte, um dafür fremde oder harmlosere (weil in dieser Bedeutung neue) einheimische zu bevorzugen.[1])

165 Der umgekehrte Fall, daß Wörter einen höheren Rang gewinnen, kommt viel seltener vor. Bisweilen tragen die Dichter dazu bei, die alte Ausdrücke wieder hervorsuchen und durch den Gebrauch in ihrer schwungvollen Rede adeln, z. B. kosen und Maid; bisweilen auch kulturgeschichtliche Vorgänge, so bei Baron = frz. baron = mlat. und ahd. baro, Mann (vgl. engl. earl) und Dom = lat. domus, Haus. Manchmal erscheint das einfache Wort vornehmer (Aar neben Adler), manchmal wieder die Zusammensetzung (Marstall, aber Mähre). Auf diese Weise haben die Wörter Minister und Magister in neuer Zeit ihren im Latein bestehenden Gefühlswert ins Gegenteil verkehrt; denn einst war jenes das geringere, dieses das höhere (vgl. magister populi, equitum): ein Diener des Herrschers ist in den Augen des Volkes eben mehr als ein selbständig den Schulkindern gebietender Lehrer.

166 Hatten wir es bisher mit Beispielen zu thun, bei denen die im Worte enthaltene Vorstellung in sich selbst geändert

1) Ebenso haben geil, Magd (bei Luther noch = mutwillig und Jungfrau), Bube, Knecht, Kerl, Wicht, Frevel, feig, frech und viele andere einen üblen Beigeschmack angenommen. Die üble Bedeutung von Gesindel, eigentlich Verkleinerungsform von Gesinde und in dieser Bedeutung noch bei Luther bezeugt, erklärt sich leicht aus der im 16. und 17. Jahrh. gebrauchten Zusammensetzung Hudelmannsgesind(lein) und Lumpengesind(lein).

wird, so gilt es jetzt, desjenigen Bedeutungswandels zu gedenken, bei dem neue Begriffe an bereits bestehende angeschlossen werden, den wir daher den anreihenden (apperzeptiven) nennen können. Es geschieht dies zunächst in der Art, daß Eigenschaftswörter (oder Genitive der Beifügung), zu denen in Gedanken ein Hauptwort ergänzt wird, selbständig auftreten und die Geltung von Hauptwörtern erhalten. Denn es ist naturgemäß, daß man von verschiedenen Vorstellungen, die durch langjährige Gewohnheit in fester Verbindung mit einander stehen, nur die eine auszusprechen braucht, um gleich die andere ins Gedächtnis zu rufen. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, die eine sprachlich zu unterdrücken. Die angeschlagene Saite wird, wie sie im Geiste des Sprechenden die verwandte klingen macht, diese auch beim Hörenden sofort in Schwingung versetzen. Sagt z. B. jemand: „ich will dir einen Neufundländer schenken", so wird der Angeredete sofort das fehlende Wort Hund in Gedanken ergänzen. Während also in den vorher besprochenen Fällen die Geschichte der Vorstellung den Wandel der Wortbedeutung erklärt, ist es hier die Geschichte des Worts, die uns darüber Aufschluß giebt, warum man gerade mit diesem eine bestimmte Vorstellung verbindet. Besonders reich ist die beschriebene Art des anreihenden Bedeutungswandels im Latein und Griechischen entwickelt, wo unter anderm Metalle (cuprum, Kupfer = das cyprische, nämlich Metall), Früchte (persicum, Pfirsiche = persischer, nämlich Apfel) u. a. auf diese Weise benannt worden sind. Manchen derartigen Ausdruck haben wir durch Vermittelung fremder Sprachen empfangen; ich erinnere an Maroquin (Leder von Marokko), Sherry (Wein von Xeres), Sardelle, Sardine (Fisch von Sardinien), Korinthe (getrocknete Traube von Korinth), Musselin (Stoff von Mosul) u. a. Aus unserer Sprache gehören hierher Münznamen wie Heller[1]) (= Pfennig von Hall), Thaler (= Joachimsthaler Münze), Gulden (= goldene Münze), Tänze wie Schottisch, Rhein-

1) Diese scheinbaren Eigenschaftswörter auf -er sind eigentlich Genitive der Mehrheit z. B. Heller = Pfennig der Haller d. h. der Bewohner von Hall.

länder, Spiele wie Wendisch, Lübecker, Wagenbezeichnungen wie Landauer (vgl. Berline); auch Kalauer (Witz), Neufundländer (Hund), Ziegenhainer (Stock) sind hier zu nennen. Im gewöhnlichen Leben aber geht man viel weiter und spricht von einem Bayrisch, Erlanger (= einem Glase bayrischen Bieres), von Deidesheimer, Rüdesheimer (Wein) u. s. f.

167 Gleichfalls eine Art des auf Anreihen der Vorstellungen beruhenden Bedeutungswandels ist die Übertragung, bei der neu geschaffene Begriffe nach der Ähnlichkeit benannt werden, die zwischen ihnen und bereits bestehenden obwaltet. Wie die Griechen die Datteln *βάλανοι* d. h. Eicheln und den Strauß *μεγάλη στρουθος* d. h. großer Sperling nannten, so reden wir von Galläpfeln und Erdäpfeln, lassen uns also durch die äußere Form dazu bestimmen, den althergebrachten Ausdruck Apfel auch zur Bezeichnung von neu in den Gesichtskreis tretenden Gegenständen zu verwenden. Seehund, Seelöwe, Fledermaus verdanken dem gleichen Verfahren ihre Namen. Ebenso ist die Öse und das Öhr nach der Ähnlichkeit mit dem Ohr, die Waffel nach der mit der (Honig-)Wabe[1]), die Kuppel nach der mit einem Fäßchen (lat. cupula, it. cupola) bezeichnet worden. Nelke heißt eigentlich Näglein (Nägelchen, kleiner Nagel), Strahl soviel wie Pfeil (vgl. Strelitzen = Pfeilschützen), Schacht wie Schaft; Tüttel(chen) bezeichnet eigentlich die Brustwarze (ahd. tutta), und Tisch ist entlehnt aus discus = *δίσκος* (Wurfscheibe der Alten).

Außer der Ähnlichkeit der Gestalt ist dabei auch die Übereinstimmung in der örtlichen Lage oder die Gleichheit der Gebrauchsweise von Belang gewesen, jenes z. B., wenn man von dem Fuße eines Berges, dem Halse einer Flasche und dem Arme eines Flusses oder Meeres, dieses, wenn man von einer Stahlfeder, einem Handschuh und dem Tünchen der Wände (ahd. tunihhôn (mit kalke) = tunicare, mit einer Tunica überziehen) spricht oder das Terzerol (it. terzuolo, Habicht) und

1) Vgl. frz. gaufre und engl. wafre, die beide Bedeutungen (Waffel und Wabe) in sich vereinigen.

die Muskete (it. moschetto, Sperber) nach den beiden Vögeln benennt, die wegen ihrer Stoßkraft bekannt sind und so schnell auf ihre Beute fliegen wie die Kugel auf ihr Ziel.[1]) Bei andern Wörtern wieder ist die Gleichheit der Würde, Stellung und Geltung bestimmend gewesen: daher die Namen Ameisenkönig und Rattenkönig. Ferner finden wir auch Übergänge aus einer Sinneswahrnehmung in die andere, z. B. wenn grell von Tönen und Lichterscheinungen, süß von Geruch und Geschmack, weich von Gefühl (Brod), Geschmack (Wasser) und Gehör (Stimme) gesagt wird; oder aus räumlichen Bestimmungen in zeitliche, z. B. auf der Stelle, längst (= längs), nächstens (= ganz nahe) und ursächliche, z. B. aus dem Grunde.

Sehr häufig sind auch Übertragungen aus dem Bereiche der Sinnenwelt in das geistige Gebiet. „Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grunde" (J. Grimm). Auf diesem Wege ist die ganze Schar der Begriffe für Gemüts- und Verstandesthätigkeit geschaffen worden. Häufig wurde wohl dabei ursprünglich, um Mißverständnisse zu verhüten, ein Ausdruck wie „im Gemüt, an den Sinnen" hinzugefügt; z. B. ist dies bei klug nachweisbar, das zunächst die Bedeutung fein, zierlich hatte, dann auf das geistige Gebiet angewendet mit den stützenden, verdeutlichenden Worten an den sinnen (kluoc) gebraucht wurde[2]); auch zeigt die älteste griechische Sprache, wie sie uns in den homerischen Gedichten entgegentritt, durchweg die gleiche Neigung ἐνὶ φρεσίν, κατὰ θυμόν u. a. hinzuzufügen.[3]) So erklärt sich der Bedeutungsübergang von merken = mit Marken abgrenzen, begreifen = betasten[4]), verstehen = prüfend davor-

1) Damit ist der Übergang von der mittelalterlichen Jagd mit Reiher und Falke zur neueren mit Pulver und Blei in trefflicher Weise gekennzeichnet.

2) Vgl. Boner, Edelstein (1461) 74, 11, Brant, Narrenschiff (1494) 103, 13; spaehe an sinnen, Gottfried von Straßburg, Tristan 9904.

3) Vgl. Fulda, Untersuchungen über die homerischen Gedichte. Duisburg 1865.

4) In Luthers Bibel (1. Mos. 27, 21) sagt Isaak noch zu Jakob: „Tritt herzu, mein Sohn, daß ich dich begreife."

ſtehen (vgl. ἐπίστασθαι und ἵστασθαι), einſehen = hineinſehen, inwendig ſehen; auf welche Weiſe man Kenntniſſe erwirbt, lehren die Ausdrücke erfahren (von fahren), bewandert ſein (von wandern, vgl. routiniert mit routine und route), verſchlagen (vgl. fûté von fustis, Knüttel), verſchmitzt = mit der Schmitze gehauen (vgl. callidus, ſchlau von calleo, ich habe Schwielen). Die Grundbedeutung von Gnade ſchimmert noch aus der Wendung diu sunne gienc ze gnâden, die Sonne ging unter, hervor, die von Huld und hold aus Halde; beide bezeichnen alſo von Haus aus die Neigung (= Handlung des Neigens) und Herablaſſung. Daß fromm einſtmals ſoviel wie nützlich war, ſagt uns das Zeitwort frommen; heilig kommt von heil (geſund), bange (= be-ange) von ahd. angi, eng, abgefeimt von Feim (Schaum, vgl. raffiniert); ſtörrig hängt mit Storren (Baumklotz, vgl. klobig von Kloben) zuſammen, geſcheit (mhd. geschîde) mit ſcheiden (mhd. schîden), Stolz mit einherſtelzen, keck (eig. lebendig) mit Queckſilber und Quecke. Überzeugen heißt eigentlich jemand durch „Zeugen" dahin bringen, daß er etwas glaubt, und hat erſt zur Zeit des Turnvaters Jahn die übertragne Bedeutung erhalten.[1]) Ziemen geht auf denſelben Stamm zurück wie zahm und zähmen, ſchmähen wie ſchmächtig, heucheln wie hauchen, rühren wie Ruhr und Aufruhr; vergällen iſt = bitter wie Galle machen; ſchaudern iſt ſtammverwandt mit ſchütten und ſchütteln (vgl. erſchüttern).

Ebenſo gehört zur Gruppe der Übertragungen die Einſetzung des Teils für das Ganze. Wir reden von einem Schreihals oder Dummkopf und meinen damit nicht allein den Hals oder Kopf, ſondern den ganzen Menſchen. Verwandt ſind Bezeichnungen wie Blauſtrumpf, Rotkäppchen, Generalſtab (eig. Kommandoſtab), in denen ein Bekleidungs- oder Schmuckgegenſtand für die denſelben tragende Perſon eingeſetzt wird. In gleicher Weiſe iſt durch örtliche Anknüpfung von Vorſtellungen die Bedeutung geändert worden bei Liedertafel, Tafelrunde,

1) Genaueres darüber bei Treitſchke, Deutſche Geſchichte im 19. Jahrh. II, 390 ff.

wo nach dem Ort auch die menschliche Umgebung benannt ist, und bei Wendungen wie „der Hof ist abgereist, die ganze Stadt weiß es, die Kammer, das Abgeordnetenhaus ist aufgelöst worden", wo die Örtlichkeit den Namen für die darin wohnenden oder sich aufhaltenden Personen hergegeben hat. Bei Rat, Herrschaft und Regierung ist die Bezeichnung der gewohnheitsmäßigen Thätigkeit auf die ausübenden Menschen übergegangen, in Bildung, Aufklärung, Einrichtung auf das Ergebnis, in Herbst (oberdeutsch noch Obst- und Weinernte, von einem mit carpere wurzelverwandten Stamme) auf die Zeit der Handlung. Ebenso sind durch ein zeitliches Band mit einander verknüpft die Wörter Mai und Maie (= Maibaum) und Morgen als Zeit und als Flächenmaß.

Nicht selten kommt es bei diesen Übertragungen zu den 168
wunderlichsten Gedankensprüngen. So ist bei Hofschranze die Grundbedeutung geschlitztes Kleid (vgl. Blaustrumpf), bei Kosent (dünnes Bier) Zusammenkunft (conventus) der Klosterbrüder. Wildfang ist eigentlich ein Wildgehege, Frauenzimmer der Aufenthaltsort der Frauen, Bursche (soviel wie Börse) = Zusammenkunftsort der Studenten; Gassenhauer war im 16. und 17. Jahrh. ein Pflastertreter, dann auch das von ihm gesungene Lied. Koppel = copula bezeichnet die (Hunde-)Leine, dann die zusammengekoppelten Hunde. Wer denkt beim Worte Sprengel (kirchlicher Bezirk) noch an das Zeitwort sprengen? Und doch ist Sprengel nichts weiter als der Weihwedel, mit dem der Bischof sprengt, und dann der Bezirk, innerhalb dessen ihm kraft seines Amts diese Befugnis zusteht. Wem kommt bei rammen noch der Gedanke an ram, Widder (vgl. Ramschgesicht, Ramschnase = Rams-Gesicht), bei Kran an Kranich, bei Laune an den veränderlichen Mond (entlehnt aus lûna)?

Daß bei der unendlichen Zahl der Bedeutungsübergänge 169
sich auch manche an verschiedenen Wörtern oder auch bei gleichen Wortstämmen in verschiedenen Sprachen wiederholen, ist fast selbstverständlich. Oft giebt eine solche Kette ähnlicher Erscheinungen dem Gelehrten eine sichere Bürgschaft für die

Richtigkeit der Auffaſſung im einzelnen Falle[1]): Wie contentus und continere ſind befriedigen und einfriedigen, Behagen und einhegen wurzelverwandt. Daß man vom wallenden Waſſer denſelben Eindruck hat wie von der lodernden Flamme zeigen die Ausdrücke Brandung: Brand, Brunnen: brennen(?), Sod (mhd. sôt, Brunnen, Bad, vgl. Soden): ſieden, vach, Flußwehr: anfachen, aestus, Brandung und Glut, torrens, Gießbach: torrere, dörren.[2]) Die Barte (Beil) wurde aufgefaßt als die bärtige, daher erklärt ſich die Gleichung Barte: Bart = an. skeggja (Barte) = skegg (Bart), mengl. barbe (Barte): lat. barba (Bart); gemere (ſeufzen) iſt eines Stammes mit γέμειν, voll ſein, und ſeufzen mit ſaufen; züchtigen verhält ſich zu züchtig wie castigare zu castus; Knoſpe und Knopf ſind ſtammverwandt, beide Bedeutungen vereinigt in ſich frz. bouton; vorago und faux (fauces) heißen Schlund und Abgrund, ebenſo haben Schlund und Schlauch in früheren Zeiten dieſe doppelte Gebrauchsweiſe; ziehen: erziehen = ducere: educare; ahd. hûwila, Eule: heulen = ulula: ululare; ahnen: ahnden = animadvertere aliquem: animadvertere in aliquem; werden (urſpr. = ſich drehen, vgl. Spinnwirtel) = verti ſich drehen läßt ſich vergleichen mit πέλεσθαι (werden) und περιπέλεσθαι (ſich umdrehen); gewahren: wahren = ὁρᾶν: οὖρος, Wächter = intueri: tueri; Geiſt iſt verwandt mit Geiſir (an. geisa, wüten), spiritus mit spirare, θυμός mit θύειν (toben, wallen), πνεῦμα mit πνεῖν; heucheln: hauchen = adulari: advolvi; ab: aber = ſonder: ſondern = se: sed = ἄτερ: ἀτάρ; ze wâre: zwar = vere: vero = μήν: μέν.

170 Bei den bisher beſprochenen Fällen haben wir beobachtet, daß die neue Bedeutung der alten immer verhältnismäßig nahe ſteht; um ſo mehr muß es daher befremden, daß es auch Worte giebt, die zwei ganz entgegengeſetzte Bedeutungen aufzuweiſen

1) „Die Reihe der Analogien verſtärkt die Überzeugung wie die Verlängerung des Hebels die Kraft der Wirkung.“ Welcker, Griechiſche Götterlehre S. 116.

2) Vgl. an. brim, Brandung und mittelengl. brim, Glut, altind. bhramá, wirbelnde Flamme.

haben.[1]) Doch erklärt sich die befremdende Thatsache auf einfache Weise. Bisweilen ist die Verschiedenheit in dem abweichenden Standpunkte bei der örtlichen oder zeitlichen Auffassung begründet: wenn z. B. im mhd. ort (vgl. Ruhrort) und ende den Anfang und das Ende bezeichnen, so kommt es eben auf den Standpunkt des Beschauers an; ebenso wenn wider „gegen" oder „zurück" (vgl. Wiederkehr) bedeutet; ähnlich liegt die Sache bei bis, das im Deutschen wie im Latein (dum) und Griechischen (ἕως) „so lange als" und „so lange bis" heißt, dieses noch jetzt, jenes z. B. in Luthers Bibel (Marc. 14, 32 und Matth. 26, 36). Auf versteckten Spottreden (Ironie) beruht der scheinbar schroffe Bedeutungssprung bei „einen anführen, zum besten haben, einem etwas weis machen (= einen weise machen), jemand heimleuchten". Kann doch auch das Wort jawohl mit anderer Betonung und Stimmfärbung im Sinne von nein gebraucht werden! Bei wieder andern Ausdrücken kommt es auf die Nebenvorstellung an, die dem Redenden beim Aussprechen des betreffenden Wortes ins Bewußtsein tritt. Wenn die Römer sacer und die mhd. Schriftsteller saelec (selig) im Sinne von verflucht gebrauchen, so schwebt ihnen dabei der Gedanke an die finsteren Gewalten der Unterwelt und der Hölle vor, also = der Unterwelt geweiht. Bei den meisten derartigen Wörtern ist aber die zu Grunde liegende Vorstellung derart, daß sich mit Leichtigkeit der entgegengesetzte Sinn entwickeln konnte; daß z. B. flennen in einigen Mundarten weinen, in andern wieder lachen bedeutet, erklärt sich von selbst, wenn man weiß, daß das Wort von Haus aus ganz allgemein „das Gesicht verzerren" bezeichnet.[2])

Hatten wir oben die Behauptung ausgesprochen, daß sich 171
der Wortkörper meist ohne Einwirkung der Wortseele weiter entwickelt und umgekehrt, so gilt es nun noch die Ausnahmen zu erwähnen, d. h. Wörter, bei denen zwischen Innerem und

1) Abel nennt diese Erscheinung Gegensinn der Urworte, vgl. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 311—367.

2) Im Volksmunde gehen häufig die Begriffe lehren und lernen, borgen und leihen, Schuldner und Gläubiger u. a. in einander über.

Äußerem, Sinn und Form eine deutliche Beziehung vorhanden ist. Zunächst gilt dies von einer Reihe schallnachbildender Ausdrücke[1]) wie krachen, donnern, poltern, knattern, klappern, klirren, klingen, säuseln, zischen, in denen durch die Mitlaute (bes. r, l, s, sch) die verschiedenen Geräusche der Natur nachgeahmt und durch die bald helleren, bald dunkleren Selbstlaute die Klangfarbe zum Ausdruck gebracht wird; sodann aber auch von andern im Bereiche des Gesichts- und Gefühlssinns liegenden Bezeichnungen wie Glas und glatt (Glatze); Gries, Graupen, Grus; Schlamm, schlüpfen, schlickrig. Und wenn auch Goethe sicherlich zu weit geht mit seiner Behauptung: „Jedem Worte klingt der Ursprung nach, wo es sich herbedingt"[2]), so hat er doch nicht so unrecht mit den Worten, die darauf folgen: „Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig, etymologisch gleicherweise stimmig verstimmen uns".

Aus alledem ergiebt sich, daß es eine lohnende Aufgabe ist, den schaffenden Sprachgeist in seiner Werkstatt zu belauschen. Gar manchmal schaut man verwundert drein ob der wunderbaren Gedankensprünge, welche die lustige Schar der Wörter aufführt. Gleich dem muntern Falter gaukelt die Seele hin und her; wir aber freuen uns an dem Gebaren des buntfarbigen Tierchens und folgen ihm gern auf seinem Fluge von einer Blume des Feldes zur andern.

---

1) Vgl. Winteler, Naturlaute und Sprache. Aarau 1892; Kohl, Über Klangmalerei in der deutschen Sprache. Berlin 1873; Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft. Berlin 1871. S. 381. G. v. d. Gabelentz, Sprachwissenschaft S. 219 behauptet, in Schuft, Schurke, Lump, ferner in dumm, stumm, stumpf, dumpf, Dunst, Wust hätten die tiefen Vokale etwas Stimmungsvolles, dagegen ließe man sich in Bezeichnungen für den geriebenen, gewiegten, pfiffigen Spitzbuben, für den filou und fripon das spitzige i recht gern gefallen. Doch ist das wohl zu gesucht.

2) Faust 2. Teil. Bd. XII. S. 105 der Cottaschen, Bd. XIII, S. 78 der Hempelschen Ausgabe.

Du, Gedanke, bist der Gebieter, die folgsame
Sprache ist dir treu und hold. Klopstock.

Satzgefüge.[1])

Ein Hauptkennzeichen der neueren Sprachen ist der Ersatz 172
der Beugungsendungen durch besondere Wörter. Schon bevor sich die Flexionsendungen des Hauptworts im Getriebe des Verkehrs abschwächten, traten öfter verdeutlichende Zusätze zu gewissen Biegungsfällen; als dies aber geschah, stellte sich das Bedürfnis immer mehr heraus, durch hinzugefügte Verhältniswörter jeglicher Zweideutigkeit vorzubeugen. Dies können wir beim Übergange des Lateins in die romanischen Sprachen, aber auch in der Entwickelungsgeschichte unserer Muttersprache beobachten. Im Hildebrandsliede lesen wir swërtu hauan (mit dem Schwerte hauen), dînu spëru wërp(f)an (mit deinem Speere werfen); daß jedoch bereits damals die alte Kraft und Bedeutung des Mittelsfalles (Instrumentals) im Schwinden

1) Vgl. Grimm, Grammatik Bd. IV; Erdmann, Die Syntax der Sprache Otfrieds. Halle 1874—76; Derselbe, Grundzüge der deutschen Syntax. Stuttgart 1886; H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Stuttgart 1892; Derselbe, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar 1894; Derselbe, Forschungen über den Satzbau Luthers. München 1888; H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge auf dem Gebiete der Syntax. 2. Aufl. 1883; H. Paul, Principien der Sprachgeschichte. 2. Aufl. Halle 1886. Abschn. VI, XII, XVI; Behaghel, Über die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen. Paderborn 1878; B. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. I. Teil. Straßburg 1893; Vernaleken, Deutsche Syntax. Wien 1861—63; Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 7. Aufl. Leipzig 1892; Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig 1892; Sanders, Satzbau und Wortfolge der deutschen Sprache. Berlin 1883.

begriffen war, ersieht man sofort daraus, daß er an anderen Stellen des nämlichen Gedichts durch das Verhältniswort „mit" gestützt wird[1]), welches im Laufe der Zeit um so unentbehrlicher wurde, als nach dem Übergange der Endung u in e die Formen des Dativs und des Instrumentals zusammenfielen. Anders verfuhr man mit dem Woherfalle (Ablativ). Seine Gebrauchsweise ging nur zum Teil auf Verhältniswörter mit ihrem Beugungsfalle über, zum andern Teile aber wurde er zunächst durch den bloßen Wesfall ersetzt, der daher im ahd. und mhd. einen außerordentlichen Gebrauchsumfang hat. Doch auch dieser hat schließlich, dem Zuge der Zeit folgend, vielfach vor der überall eindringenden Umschreibung mit Verhältniswörtern weichen müssen. Luther verwendete z. B. noch den im mhd. nicht gerade seltenen[2]) Wesfall des Maßes (= lat. ablat. mensurae) so 1. Samuel 10, 23: „Der war eines Hauptes länger denn alles Volk"; jetzt sagen wir „um ein Haupt länger" u. s. w.

Wie stark die Neigung zu umschreiben in unserer Sprache geworden ist, lehrt ein Vergleich des älteren Schrifttums mit dem der Gegenwart. So hat der bloße Infinitiv einen Teil seines Gebiets an den durch das Verhältniswort zu verstärkten Infinitiv abtreten müssen. Im mhd. konnten noch beginnen, geruhen, sich zutrauen (trûwen), fürchten, pflegen, geben u. a. den Infinitiv ohne dieses stützende Wort zu sich nehmen, ebenso viele Zeitwörter der Willensäußerung (bitten, mahnen, raten, gebieten, erlauben u. a.), von denen gegenwärtig nur noch zwei in dieser Weise gebraucht werden (lassen und heißen). Aus der Bibelübersetzung Luthers ersehen wir, daß damals noch die Wörter des Begehrens mit dem 2. Falle verbunden werden konnten. So heißt es 1. Korinther 10, 6: „Daß wir uns

1) Z. B. mit sînu billju bretôn (mit seinem Schwerte hinbreiten = niederstrecken) und spenis mih mit dînêm wortum, lockst mich mit deinen Worten. Vgl. auch Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 927 ff.

2) Z. B. Walther v. d. Vogelweide 103, 5: dicker eines dûmen, um einen Daumen dicker.

nicht gelüsten lassen des Bösen" (= nach Bösem), Galater 5, 26: „Laßt uns nicht eitler Ehre geizig sein" (= nach) und Psalm 17, 12: „Gleichwie ein Löwe, der des Raubes begehrt" (= nach Raub). Desgleichen verwendet Luther in größerem Umfange als wir jetzt den Wesfall der Teilung (2. Mos. 4, 9: „Nimm des Wassers", 2. Kön. 18, 31: „seines Weinstocks essen" = von u. s. w.).

Mitunter haben lautliche Schwierigkeiten die Neigung zur Umschreibung gefördert. Man sagt die Bewohner Berlins, aber nicht die Bürger Koblenz's, Mainz's, Paris's, weil hier die beiden Zischlaute schwer sprechbar und darum störend sein würden; manchmal hat man auch deshalb zum Verhältniswort seine Zuflucht genommen, weil die Beifügung (Attribut) sich nicht beugen ließ: neben Vater zweier Kinder, dreier Kinder steht Vater von vier, fünf u. s. w. Kindern. Das Streben nach Scheidung des objektiven vom subjektiven Genitiv ist wohl mit im Spiele gewesen, wenn man jetzt nicht mehr wie Luther sagt: „Die Furcht der Juden (= vor den Juden) kam über sie" (Esth. 8, 17) oder „die Flucht des Lichts" (= vor dem Lichte, vgl. Auf das überchristl. Buch .. Emsers C. 3 b [1521]). Wieder andere Gründe waren maßgebend, als bei vielen Ausdrücken der Trennung, der Gemütsstimmung, des Erinnerns, Dankens und Warnens statt des mhd. Wesfalls die Verbindungen mit „von, über, an, für und vor" eintraten.[2]) Ab und zu schwankt der Sprachgebrauch noch jetzt; man sagt z. B. meist voll Bitterkeit, aber voll von (voller, voll) Menschen.

Doch nicht bloß durch Verhältniswörter ist der 2. Fall 173
in seinem Besitzstande geschädigt worden, er hat auch einen Teil seines Eigentums an den 4. Fall abtreten müssen. Mit

1) Auch Schiller sagt noch im Grafen von Habsburg: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins".

2) Spärliche Trümmer des früheren Gebrauchs finden wir noch in den Wendungen: „Ich denke dein, ich besinne mich eines Bessern, freue mich meines Daseins, geisteskrank (aber: am Leibe krank), lebensfroh, berufsfreudig". Über Luthers Gebrauch, der dem mhd. noch wesentlich näher steht, vgl. Franke, Grundzüge § 290 ff. Sonst Grimm, Grammatik IV, 646 ff.; Bernaleken, Deutsche Syntax II 27 ff.

den sich wandelnden Anschauungen und durch den Einfluß bedeutungsverwandter Zeitwörter, aber auch aus formalen Gründen haben ganze Wortgruppen ihr Verhältnis (Konstruktion) zu andern Wörtern geändert: So nehmen jetzt hüten, pflegen, schonen, erwähnen, vergessen, verfehlen gewöhnlich und genießen, entbehren, bedürfen, brauchen, erwerben, wollen, wünschen häufig den Wenfall zu sich, während Luther noch schrieb: „Sollen wir eines andern warten, wollen doch solcher Predigt nicht, pflege sein, Mose hütete der Schafe" u. a.[1]) Schiller sagt noch: „Und Eurer wahrlich hätt' ich nicht gefehlt" (Tell), aber auch schon: „Damit er die Frist nicht verfehle" (Bürgschaft), Bürger: „Wenn der falsche Mann sich seines Glaubens abgethan" (Lenore), aber Uhland: „Und mancher deutsche Rittersmann hat dort den Trunk sich abgethan" (Schwäb. Kunde). Ganz ungebräuchlich ist es jetzt zu sagen entlang des Flusses und ich kaufe ein Pfund Brotes; wir sagen gegenwärtig den Fluß entlang (oder längs des Flusses) und ein Pfund Brot. Öfter bedienen wir uns noch des Wesfalles, ohne ihn als solchen zu erkennen z. B. in den Redensarten: „er will es nicht Wort haben, ich bin es gewohnt, ich habe es satt, es nimmt mich Wunder". Da nämlich das alte es = eius vollständig mit ëz (= id) zusammengefallen ist, so schwand allmählich das Bewußtsein dieses Unterschiedes, man glaubte hier überall den Wenfall vor sich zu haben und ließ nun auch Hauptwörter in diesem Falle von den betreffenden Zeitwörtern abhängen: „ich habe die Sache satt, ich bin die Anstrengung nicht mehr gewöhnt, ich nehme diesen Gegenstand wahr (= mhd. diu war, Aufmerksamkeit).

174 Auch der unabhängige, nicht von Haupt- und Zeitwörtern bestimmte Wesfall ist in seinem Gebrauche stark eingeschränkt worden; nur sind hier die Überreste älterer Zeit, die uns einen Schluß auf den früheren Gebrauchsumfang gestatten, noch umfangreicher. Weil nämlich das Volk bestimmte Formeln be-

1) Vgl. auch Matth. 26, 72: „Ich kenne des Menschen nicht." Erhalten hat sich bis zur Gegenwart die feste Verbindung: „Vergiß mein nicht."

sonders häufig im Munde führte, während es andere nach und nach fallen ließ, so schieden diese gewissermaßen aus dem Sprachverband gleichgearteter Ausdrücke aus und erhielten eine ganz besondere Stellung, ja erstarrten oft derart, daß sie nur in der feststehenden Wortfolge ohne die geringste Änderung gebraucht werden konnten. So läßt sich in den Wendungen guter Dinge sein und eines schönen Tages das Eigenschaftswort gut und schön nicht durch ein anderes ersetzen und etwa sagen: froher Dinge sein oder eines regnerischen Tages; ebensowenig gestatten die Ausdrücke seines Weges oder des Weges gehen, daß man das Fürwort oder das Geschlechtswort entfernt, oder die Verbindung willens sein, daß man es hinzufügt. Sie sind eben versteinert wie Baumstämme, die Jahrhunderte lang im schützenden Schoße der Erde gelegen haben. Wie mannigfaltig aber die Verwendungsart des alten Wesfalles war, lassen uns folgende Formeln noch erkennen: In gerades Wegs, rechter Hand liegt räumliche Bedeutung vor; in morgens, abends, jederzeit, nächster Tage, einstmals (= eines mâles), stehendes Fußes, währendes Jahres (wofür wir jetzt meist während des Jahres schreiben) zeitliche; in Hungers sterben ist die Ursache[1]); in guter Laune sein die Eigenschaft; in des Todes, des Teufels sein der Besitz ausgedrückt; in Kaufmanns, Haschens, Tellerdrehens spielen finden wir den schon im ahd. bei Spielen gebrauchten Wesfall wieder; in viel Aufhebens, nicht viel Federlesens machen, sich ein Leids anthun den des Teilverhältnisses[2]), in zu Müllers gehen (= zu Müllers Hause, Eltern u. s. w.) und in Eigennamen wie Jakobs (= Jakobssohn) den der Auslassung (Ellipse); endlich in Wendungen wie schnellen Schrittes, flugs, spornstreichs, unbesonnener Weise den der Art und Weise.

1) Das im Nibelungenliede sehr häufig gebrauchte ursächliche des = deshalb findet sich auch bei Goethe z. B. im Götz: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Des lebt er noch eins so lange."

2) Ein Wesfall der Teilung ist auch das im Volksmunde z. B. in Mitteldeutschland noch übliche er = mhd. ir: Hast du Nüsse bekommen? Ich hab' er viel bekommen.

Weniger umfangreich sind die Spuren eines größeren Gebrauchsumfangs bei den übrigen Fällen: derweilen, dermaßen, allenthalben (= allen halben, auf allen Seiten) sind anerkanntermaßen Wemfälle; morgen (cras) entspricht ahd. morgane = mhd. morgen und morne, am (nächsten) Morgen; daheime (volkstümlich bloß heime) = zu Hause ist wohl wie domi und οἴκοι ein Lokativ, ebenso heute (aus hiutu = hiutagu, an diesem Tage) und heuer (aus hiu iârû, in diesem Jahre); endlich in heim (gehn) liegt der Wenfall des Orts, in nie (= ahd. ni eo, got. ni aiw, nicht in der Ewigkeit) der der Zeit vor.[1])

175 Aus solchen vereinzelten und durch Vereinzelung vor dem Untergange bewahrten Beugungsformen sind in allen Sprachen die meisten Umstands- und Verhältniswörter hervorgegangen. Oft tragen sie noch deutlich die Merkmale ihres Ursprungs an der Stirn: Augenblicks, anfangs, rings, mittels, teils, behufs lassen sich leicht als Wesfälle von Hauptwörtern erkennen; sie gaben dann das Vorbild für die von Eigenschaftswörtern gebildeten Formen links, rechts, bereits, anders, längst = langes ab, ja nach ihrem Muster formte man sogar andere Ausdrücke um. Gellert gebraucht, wie die Mundart noch jetzt, die Zeitbestimmungen Vormittage und Nachmittage (= vor, nach dem Mittage), im nhd. der Gegenwart heißt es dafür gewöhnlich vormittags, nachmittags; das mhd. sagt gaehelîche und gaehelingen, unsere jetzige Schriftsprache jählings. Und ist nicht aus hinter Rücke (= hinter dem Rücken) und vor Alter hinterrücks und vor alters geworden? Hat nicht dieses ableitende s sich sogar in

1) Auch „nicht" ist von Haus aus der Wenfall eines Hauptwortes, dessen beide Wemfälle noch in den Wendungen zu nichte machen und mit nichten erhalten sind. In desto = dësdiu und dem unveränderlichen „alle" („bei alle dem") scheint ein alter Instrumental vorzuliegen. Anders erklären sich folgende Wörter: „Weg" = fort hieß im mhd. noch enwëc d. h. in wëc, „gewissermaßen" noch in gewizzer mâze. Ebenso sind durch Verlust von Verhältniswörtern zu erklären statt (= anstatt, an Statt), wegen (= von Wegen, vgl. von Rechts wegen), laut (= nach Laut), kraft (= aus, in Kraft), zwischen (= unter, in zwischen, ahd. untar zwiskên, in der Mitte von zweien).

weibliche Wörter (jenseits, diesseits = jene Seite, diese Seite) und in Wesfälle der Mehrheit (allerdings = aller Dinge) eingeschlichen?[1])

Selbst der erste Beugungsfall konnte erstarren, wenn das 176
Bewußtsein seiner eigentlichen Geltung und Bedeutung nicht mehr lebendig war, namentlich in der Satzaussage. Wohl sagt man mit Fug und Recht: „er wurde meiner (oder über mich) Herr", aber für „sie wurden über mich Herr" erwartete man eigentlich die Mehrheit Herren; auch voller hat zunächst nur Berechtigung bei Wörtern männlichen Geschlechts wie ein Tisch voller Bücher = ein büchervoller Tisch, es wird aber auch bei anderen Geschlechtern gebraucht z. B. eine Büchse voller Salz (statt voll Salzes)[2]); ein gleiches gilt von halber (wegen) und von selber (sie sagte selber für selbe)[3]), das nur noch in Verbindung mit dem Geschlechtsworte (der-selbe, des-selben) seine Beweglichkeit behauptet.

Anderer Art ist der Erstarrungsvorgang bei Wörtern, die formelhaft paarweise mit und verbunden sind: sie entraten gewöhnlich des Geschlechtswortes und der Beugungsendung, mögen sie nun mit einander bedeutungsverwandt oder entgegengesetzter Bedeutung sein oder sich gegenseitig zu einer Gesamtheit ergänzen: Wir sagen bei Wind und Wetter, mit Herz und Hand, aber bei dem Winde, mit dem Herzen; in Stadt und Land, aber in der Stadt, auf dem Lande; in Haus und Hof, aber im Hause, auf dem Hofe; ebenso Hund und Hase entzog der Wald unsern Blicken, aber der Hund jagte den Hasen.

Hatten wir es bisher ausschließlich mit Eigentümlichkeiten 177
im Gebrauche des Haupt- und Eigenschaftsworts (Nomens) zu

---

1) Luther schreibt noch jenseit, unterwegen, vollend, eilend, abermal u. a.

2) Nach einer andern Annahme ist voller zusammengezogen aus voll der z. B. ein Tisch voll der Bücher, dann ist aber die Verbindung eine Büchse voller Salz für voll des Salzes ebensosehr vom ursprünglichen Gebrauche abgewichen.

3) Schon im mhd. steht selber in dieser Weise z. B. Gottfried von Straßburg, Tristan 775: vrouwe, rihtet selber.

thun, so gilt es nun auch einen Blick auf die Behandlung des Zeitworts im Satze zu werfen. In unserer nhd. Schriftsprache machen sich die Hilfszeitwörter in außerordentlicher Weise breit; sie sind so häufig, daß man fast berechtigt ist, den Rückertschen Spruch: „Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag: ich kann, ich muß, ich soll, ich will, ich darf, ich mag" außer im sittlichen auch im sprachlichen Sinne zu verstehen. Im ahd. und mhd. war dafür vielfach wie im Latein und Griechischen die Vorstellungsform (Konjunktiv) des Zeitworts im Gebrauch. Vereinzelt stehen noch seien wir klug, er lebe hoch, es sei, es wäre möglich u. a.; aber im übrigen nimmt man zum Ausdruck der Aufforderung, der Einräumung, des Wunsches und der Möglichkeit gern Hilfskräfte in Anspruch: Wir wollen gehn (laßt uns gehn), es mag sein, es könnte möglich sein u. s. f. Aber außer den Hilfszeitwörtern hat sich auch der Indikativ vielfach eingestellt, wo wir den Konjunktiv erwarteten. Die Grundbedeutung von jenem ist der Ausdruck des Thatsächlichen, die von diesem die Bezeichnung der Annahme oder Vorstellung. Daraus ergiebt sich, daß in solchen Inhaltssätzen, die von einem Zeitworte des Wissens abhängen, die Wirklichkeitsform ihren Platz hat, nach den Ausdrücken des Meinens, Hoffens und Fürchtens aber die Möglichkeitsform. So war es auch früher; jetzt aber sagt man gewöhnlich: ich fürchte, daß er krank wird (nicht werde) und hält nur nach einer Zeitform der Vergangenheit das alte Verhältnis aufrecht: ich fürchtete, daß er krank würde. Derselbe Gebrauch fängt an, sich bei den Zeitwörtern des Behauptens festzusetzen, wenn der abhängige Satz Gedachtes ausdrückt. Denn wir lesen schon allerwärts Sätze wie: ich behaupte, daß diese Aufgabe schwer zu bewältigen ist (statt: sei) neben: ich behauptete, daß . . wäre. Dem Vorgange dieser Sätze sind auch die Frage- und Absichtssätze gefolgt: ich frage dich, wer du bist; aber ich fragte dich, wer du wärest und ich rate dir, daß du fleißig bist, aber ich riet dir, daß du fleißig wärest. Auch bei Zeitsätzen beobachten wir das stärkere Hervortreten der Wirklichkeitsform. Im mhd. konnte man noch sagen: ê sich der tac

verende (Nibel. 193, 3 L.), ja selbst Luther schreibt noch 1. Samuel. 9, 13: „Denn das Volk wird nicht essen, bis er komme" und Matth. 5, 18: „Wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe." Jetzt aber herrscht in Sätzen mit ehe, bis, bevor die Wirklichkeitsform fast ausschließlich. Möglich ist, daß dabei formale Gründe mitgewirkt haben. Denn da die beiden Aussageformen (Modi) der Gegenwart meist übereinstimmend lauten, so konnte sich das Sprachgefühl leicht verirren.[1])

In Gebietsaustausch mit einander stehen ferner die Nenn- 178
form und das Mittelwort. Die Verbindungen er bleibtstehen (für stehend), er wird schreiben (für schreibend), er geht oder ist fischen (für fischend) finden ihre Erklärung nur bei der Annahme, daß man sich daran gewöhnt hatte, beide Zeitformen als gleichwertig zu betrachten, weil man sie in Verbindungen wie er gât suochende, er kumt bitende und er gât suochen, er kumt biten neben einander im Gebrauche sah. Ein ähnliches Schwanken gewahren wir bei machen und fühlen. Schiller schreibt noch in der Jungfrau von Orleans: „Sie machen uns den dürren Szepter glühen", wir aber ziehen jetzt glühend vor, und während wir an der Verbindung: ich höre, sehe ihn kommen keinen Anstoß nehmen, stört ich fand ihn schreiben (= schreibend) gegenwärtig unser Sprachgefühl.[2])

---

1) Jetzt setzt man auch oft die Wirklichkeitsform in Inhaltssätzen, Folgesätzen, Vergleichssätzen und Relativsätzen, bei denen das Gedachte den Thatsachen nicht entspricht (Irreales Verhältnis): es giebt niemand, der nicht weiß (für wüßte), er stellt sich, als ob er krank ist (für wäre). Vgl. ferner: er ist tiurer danne si Gunther (Nibel. 767, 2 L.) und „als Gunther ist".

2) Im mhd. werden noch waenen; glauben, denken mit Infin. oder Acc. und Infin. verbunden, selbst Luther schreibt noch 2. Könige 3, 22: „Däuchte die Moabiter das Gewässer rot sein"; jetzt sagen wir: „Ich wähnte ihn tot oder getötet, schlafend" u. a. Ebensowenig ist es jetzt noch möglich wie Luther 2. Petribrief 1, 13 zu sagen: „Ich achte es billig sein", oder wie Wieland: „Er glaubte alle Windchen . . geschickt zu sein." Doch das ist wohl größtenteils auf fremden, namentlich latei-

179 Gleich der Gebrauchsweise der Beugungs- und Aussageformen ist auch die Wortfolge im Laufe der Jahrhunderte mehrfach geändert worden. In der Zeit, wo die Mannigfaltigkeit der Endungen noch für die richtige Auffassung des Abhängigkeitsverhältnisses gewährleistete, hatte es dem Redenden frei gestanden, die Wörter im Satze seinem Zwecke entsprechend zu stellen; seitdem die Wortausgänge aber geschwächt wurden und abfielen, fühlte man sich veranlaßt, aus Rücksicht auf das Verständnis sich häufig dieser Freiheit zu begeben. Natürlich bildeten sich, als die Wortfolge geregelt wurde, bei den einzelnen Völkern Unterschiede heraus. So stellen die Romanen meist im Haupt- und Nebensatze die Satzaussage gleich hinter den Satzgegenstand, wir aber rücken jene in untergeordneten Sätzen jetzt an den Schluß; das Eigenschaftswort der Beifügung hat in der ungebundenen Rede bei uns wie im Englischen seinen festen Platz vor dem Hauptwort, bei den Romanen nur, wenn es eine im Begriffe desselben liegende Bestimmung enthält (z. B. it. bianca neve, weißer Schnee, aber pane bianco, Weißbrod); dagegen ist die Beifügung des Wesfalls bei den Töchtersprachen des Lateins hinter das regierende Hauptwort gebannt, während das Deutsche ihm namentlich in schwungvoller Rede noch größere Freiheit der Bewegung gestattet: des Kindes Traum (my fathers house) neben der Traum des Kindes.

Selbstverständlich sind diese Wortfolgegesetze erst nach und nach geschaffen worden. So lange das Umstandswort noch in seiner Form durchweg vom Eigenschaftsworte geschieden war (ahd. scôno, aber scôni), konnte man es in freierer Weise stellen, ohne eine Verwechselung mit diesem zu befürchten. Ferner war es im mhd. allgemein möglich, das beigefügte Eigenschaftswort mit oder ohne Endung vor das zugehörige Hauptwort und mit Endung dahinter zu stellen; es hieß gleich gut ein edeler man und ein edel man (= Edelmann) wie ein man edeler; gegenwärtig ist der dritte Fall nicht mehr möglich.[1])

nischen Einfluß zurückzuführen. (Vgl. auch Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache unter Acc. c. Infin.).

1) Abgesehen von den oben erwähnten Wörtern voller, selber,

Früher konnte der Wesfall zwischen Geschlechtswort und Hauptwort treten z. B. im Nibelungenliede daz Sigemundes kint, daz Guntheres lant, der Sohn Sigmunds, das Land Gunthers; jetzt aber findet sich eine derartige Wortfolge nur in altüberlieferten Fügungen: der allerbeste Mann = der beste aller Männer, der Kölner Dom = der Dom der Kölner oder im höheren Schwunge der dichterischen Rede, so bei Goethe im Wanderer: „den Fremdlings Reisetritt" und in Alexis und Dora: „die seltene der zierlichen Bilder Verknüpfung". Sonst fällt im nhd. das Geschlechtswort gewöhnlich weg, wenn der Wesfall vorantritt: Siegmunds Sohn, Gunthers Land. Doch wird er jetzt nicht mehr so häufig vorangestellt wie sonst z. B. bei Luther (Gottes Sohn, mit deiner Söhne Weibern); nur in stehenden Formeln (von Gottes Gnaden) und im höheren Stil ist jene Stellung üblicher; dasselbe gilt bei der Abhängigkeit zweier Wesfälle von einander; außer in fest ausgeprägten Formeln wie an Bord Seiner Majestät Schiff Kaiseradler ist sie außer Gebrauch gekommen; doch konnte Luther noch unbedenklich schreiben 1. Mos. 4. 10: „Die Stimme deines Bruders Bluts schreit zu mir von der Erde" und Psalm 22, 28: „Es wird gedacht aller Welt Ende".

Auch die Satzunterordnung hat sich erst allmählich ausgebildet. Für das Kind giebt es noch keinen Unterschied in den Satzarten, es redet nur in Hauptsätzen, die es wo möglich alle mit und verbindet; der Mann aus dem Volke steht diesem Sprachzustande noch ziemlich nahe; das wenig beneidenswerte Vorrecht des Gelehrten ist es, sich mit Vorliebe in Nebensätzen zu ergehen. Und wie die Völker in ihrer Jugendzeit kindlich sind, so auch ihre Sprache: sie weist vorwiegend beigeordnete, unverschlungen an einander gereihte Sätze auf. Das Gefühl beherrscht noch die Rede, der Verstand hat sie noch nicht sich unterthänig gemacht. Sobald aber dieser

halber. Die Wortstellung ein man edel ist mhd. wie nhd altertümlich und dichterisch, dort besonders im Volksepos üblich, hier namentlich im Lied (Röslein rot, vom Himmel hoch und in einigen Formeln (mein Vater selig, ein Thaler preußisch, Vater unser.

seine Thätigkeit entfaltet und das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Hauptsächliche vom Nebensächlichen scheidet, treten die begleitenden Nebenumstände hinter dem Faden der fortlaufenden Erzählung zurück und werden wegen ihrer geringeren Bedeutung für den Gang der Handlung zu dienender Stellung herabgedrückt. Allerdings ist der Umfang der Unterordnung in den einzelnen Sprachen verschieden. Je reicher ein Volk mit Gaben des Gemüts bedacht ist und je mehr es sich kindliche Unbefangenheit bewahrt hat, um so mehr wird es geneigt sein, sich einfach auszudrücken und die Sätze wie Glieder einer Kette an einander zu fügen, nicht wie Teile eines geschlossenen Rings. Der feste Bau der lateinischen Periode steht dem lockeren des deutschen Satzgefüges ebenso schroff gegenüber wie die straffe römische Staatsordnung dem politischen Nebeneinander der Länder des Deutschen Reichs. Aber so wenig Neigung auch unser Volk zum Bau eines festgefügten, vielfach gegliederten Satzes hat, so ist doch ein gewisser Fortschritt seit der ältesten Zeit nicht zu leugnen. Noch können wir aus verschiedenen uns erhaltenen Satzgefügen einfachster Art das ursprüngliche Verhältnis erschließen. Der Satz: „Kommt er, so bin ich zufrieden" enthält in seinem ersten Teile eine Frage, die erst in Verbindung mit den folgenden Worten die Geltung einer Bedingung erhält, eben weil er die Bedingung der Zufriedenheit ausspricht. Sagen wir dafür: „Käme er, so wäre ich zufrieden", so sprechen wir in der ersten Hälfte einen Wunsch aus, der eigentlich durch ein Ausrufezeichen hinter „Käme er (doch)" gekennzeichnet werden müßte. Da auch hier von der Erfüllung des Wunsches die Zufriedenheit abhängt und durch sie bedingt ist, so ist damit gleichfalls die Bedingung gegeben. Ebenso hat bei: „Komme, so wirst du sehen" die Befehlsform komme den Sinn „wenn du kommst" angenommen. In allen drei Sätzen ist die Unterordnung nur logisch, sie wird nicht durch ein besonderes Fügewort zum Ausdruck gebracht. Einen Schritt weiter geht die Sprache in abhängigen Frage- und in Relativsätzen. Denn hier ist schon regelmäßig im mhd. eine besondere Wortfolge üblich. Während die direkte Frage lauten

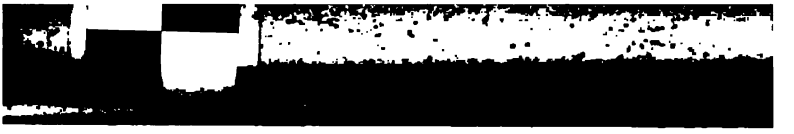
würde: „Was haſt du gethan?“ heißt es im abhängigen Satze: „Ich frage dich, was du gethan haſt“. So iſt wohl auch die Entwickelung der Wortfolge im Relativſatz folgende geweſen: „Der Garten iſt ſchön, den habe ich geſehen“; dann: „Der Garten iſt ſchön, den ich geſehen habe“ und mit noch freierer Wortfolge: „Der Garten, den ich geſehen habe, iſt ſchön“. Ähnlich erklärt ſich die Unterordnung der Abſichtsſätze mit damit u. a. Aus „ich habe ihm Brot gegeben; damit kann er ſich ſatt eſſen“ iſt ſchließlich der Satz „damit er ſich ſatt eſſen kann“ hervorgegangen; dasſelbe gilt von Zeitſätzen mit indem, nachdem, ſeitdem, ehe (= eher), dieweil (= diu weile), aber auch von andern Sätzen wie den mit ſofern, inſoweit, zumal (ze mâle), falls (Genitiv von Fall) eingeleiteten. Das hinweiſende Wort konnte indes auch im erſten der beiden Sätze ſtehen. Für „ich weiß: er iſt gut“ ließ ſich auch ſagen „das weiß ich: er iſt gut“ oder „ich weiß das: er iſt gut“. Sobald man nun noch das Zeitwort des zweiten Satzes an den Schluß ſtellte, war auch der letzte Schritt zur Unterordnung gethan: „Ich weiß, daß er gut iſt“. Denn das und daß ſind von Haus aus das nämliche Wort und erſt ſpäter aus Rückſicht auf die Deutlichkeit in der Schrift geſchieden worden. Doch auch damit iſt der Vorgang noch nicht abgeſchloſſen. Bald nutzten ſich die neugeſchaffenen Fügewörter ab, und man fühlte das Bedürfnis, ſie nachdrucksvoll zu verſtärken. Es geſchah dies wieder durch vorbereitende Glieder. Der Satz „er ruft, daß es alle hören“ kann durch ein eingeſchobenes „ſo“ wirkſamer gemacht werden: „er ruft ſo, daß es alle hören“, ja dieſes ſo konnte nunmehr wieder mit dem daß verwachſen zu ſodaß: „er ruft, ſodaß es alle hören“. Auf dieſe Weiſe erklärt ſich die Entſtehung der Fügewörter ſobald als, ſowie, auch wenn u. a. Sie verdanken alſo gleich den oben beſprochenen dem Umſtande ihre Form und Geltung, daß ſich die eigentliche Bedeutung der zu Grunde liegenden (Für- und) Umſtandswörter im Bewußtſein verdunkelte und in Vergeſſenheit geriet.

181 So haben wir denn an der Hand der Sprachgesetze die wichtigsten Gebiete des deutschen Sprachlebens kennen gelernt und die Schönheiten und Vorzüge deutscher Zunge genügend gewürdigt. Gern stimmen wir daher am Schlusse in die begeisterten Worte des Elsässer Dichters Ludwig Adolf Stöber (geb. 1810) ein, der sich während der französischen Herrschaft über seine Heimat ein echt deutsches Herz bewahrt hat:

„Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust!

O wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort so voll und reich,
Mächtig wie Posaunen dröhnen,
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig
Leihst du jedem Geist den Mund,
Thust Prophetenernst gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilt's dem edlen Vaterlande,
Seiner Freiheit, seiner Ehr',
Gilt es gegen schnöde Bande
Heil'gen Kampf und tapfre Wehr;
Wie die Schlachttrompete schmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dienest du dem freien Mann."



Berichtigungen.

S. 9 Z. 11 lies volkstümlich.
„ 27 „ 2 „ willens.
„ 67 „ 3 v. u. lies Namen von Fischen und andern Seetieren.
„ 68 „ 6 sind die in Klammer stehenden Wörter hinter Laken zu setzen.
„ 72 A. und S. 82 A. 1 füge hinter Lessing 'Band II' ein.
„ 74 Z. 8 v. u. streiche viere.
„ 87 A. Z. 4 lies kulturgeschichtlich.
„ 93 Z. 4 lies entlehnten.
„ 93 „ 13 „ Längenmaße.
„ 97 „ 4 v. u. streiche Donner und Doria.
„ 107 „ 8 lies Schwerte statt Beile.
„ 127 A. Z. 3 lies Grundlagen.
„ 130 Z. 2 lies sich ein- oder anschiebt.
„ 142 „ 14 lies Aar.
„ 146 „ 4 füge hinter mhd. ein 'von Wolf und Hof'.
„ 152 „ 3 und 4 setze für jene und hier diese und dort.
„ 153 „ 8 schreibe für e ë.
„ 167 „ 5 lies für des das.
„ 216 „ 10 streiche 'oft' zwischen sich einmischt.
„ 227 letzte Zeile lies anderweide, anderweit.
„ 233 Z. 12 streiche von und an.